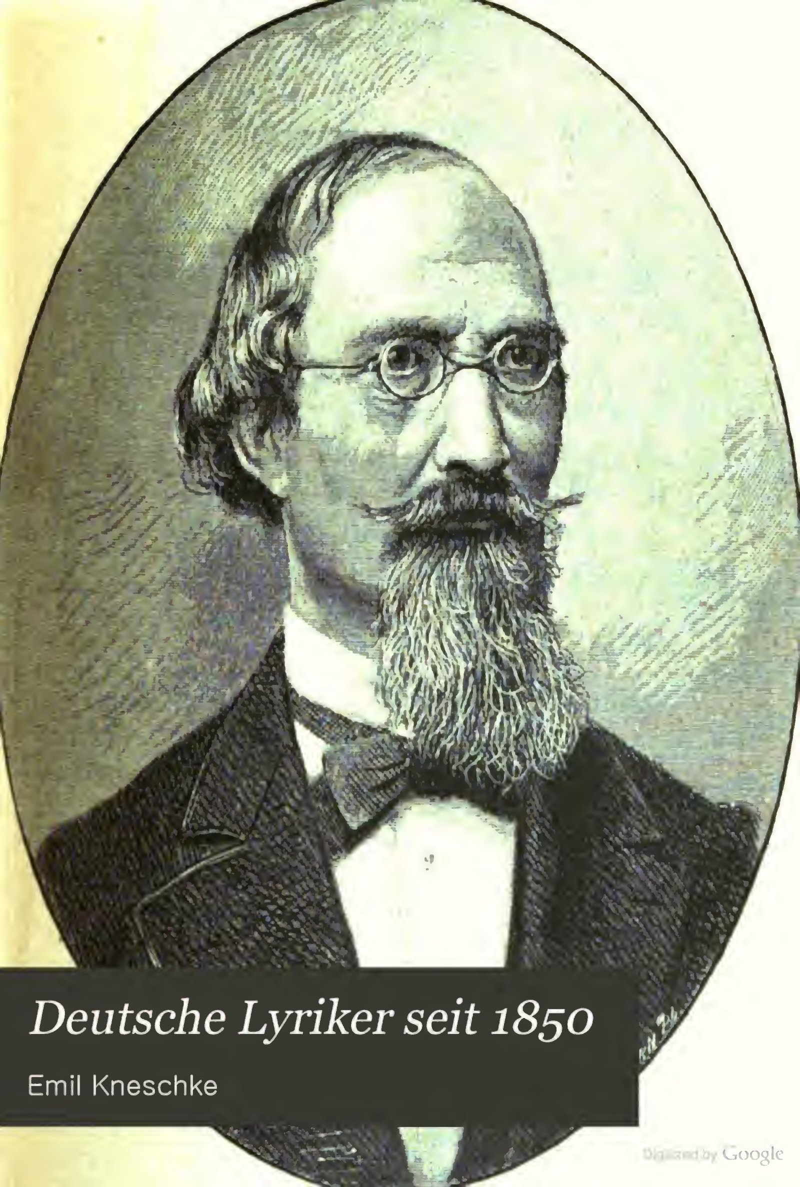
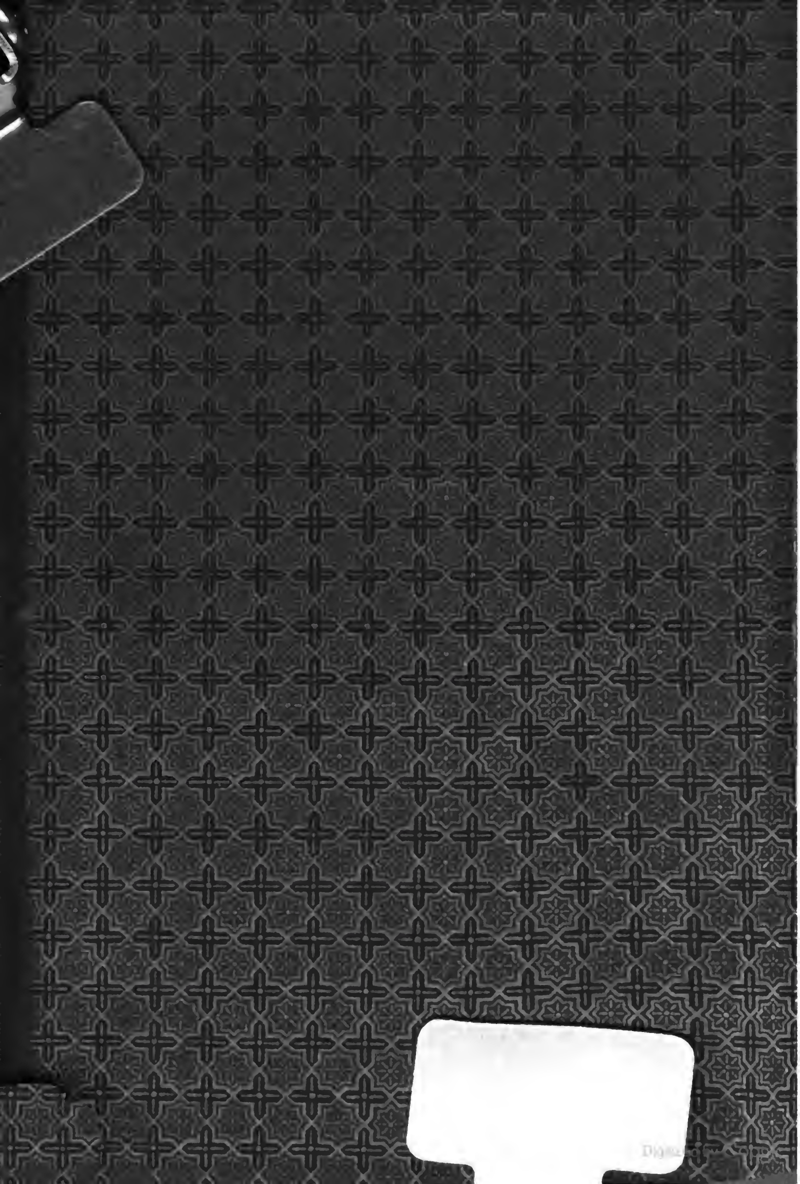
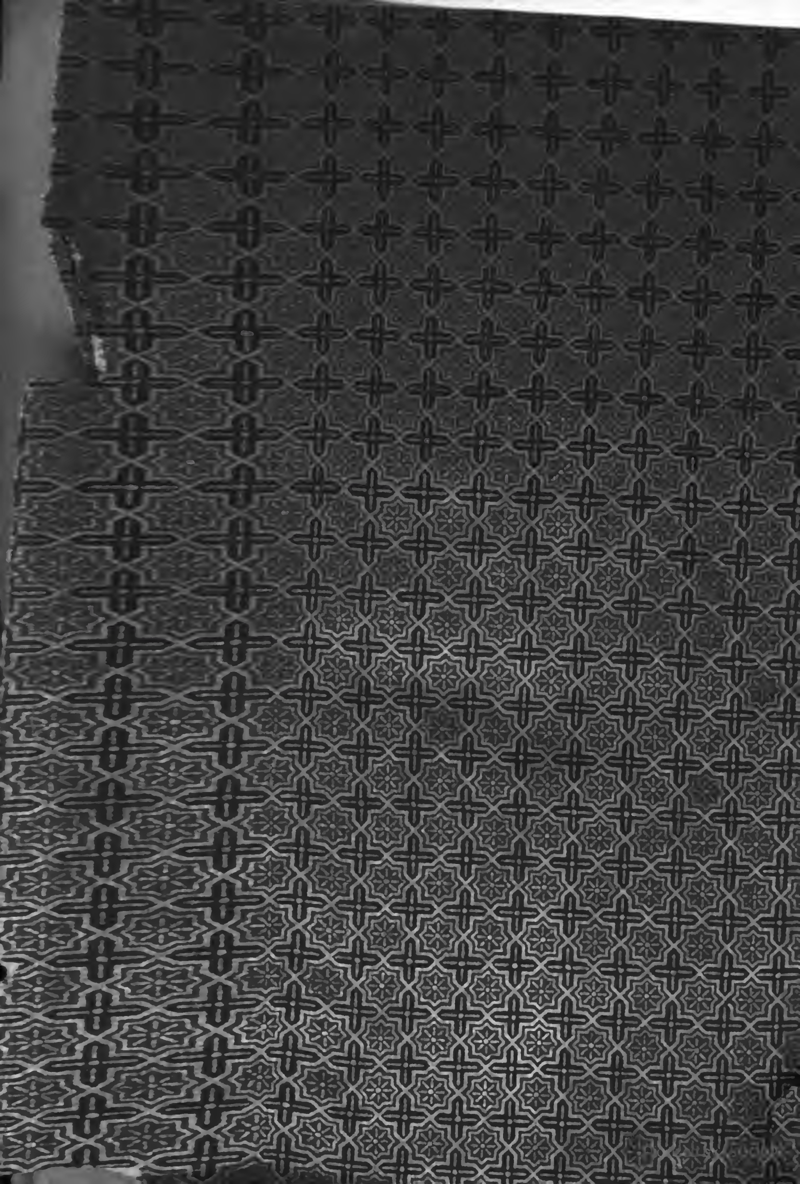


Deutsche Lyriker seit 1850

Emil Kneschke







[illegible]

Emanuel Geibel

Rudolf Lincke Verlagsbuchhandlung Leipzig

Deutsche L[illegible]r

seit 1850.

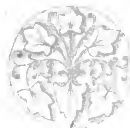
Mit einer litterar-historischen [illegible] d
biographisch-kritischen [illegible]

Herausgegeben
von

Dr. Emil Kneschke.

Mit den Bildnissen unserer beliebtesten Dichter und Emanuel [illegible]
in Stahlstich, gestochen von A. Weger

Siebente Auflage.



Leipzig.
Verlag von Th. Knaur.
1887.



Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Emanuel Geibel

Rudolf Lincke Verlagsbuchhandlung Leipzig

Deutsche Lyriker

seit 1850.

Mit einer litterar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen.

Herausgegeben

von

Dr. Emil Kneschke.

Mit den Bildnissen unserer beliebtesten Dichter und Emanuel Geibel's Portrait in Stahlstich, gestochen von A. Weger.

Siebente Auflage.



Leipzig.
Verlag von Th. Knaur.
1887.

Einleitung.

Die Anthologie: **„Deutsche Lyriker seit 1850"** erschien zuerst 1864, in zweiter Auflage 1868. An der Veranstaltung einer dritten und vierten Auflage in den Jahren 1872 und 1874 war der ursprüngliche Herausgeber, aus Gründen geschäftlicher Behinderung, nicht beteiligt, während die Bearbeitung der jetzt vorliegenden fünften Auflage wiederum sein eigenes und alleiniges Werk ist. Es ist ihm zu Mute, wie jemand, der sein Eigentum in längerer Abwesenheit einem treuen und geschickten Verwalter überließ. Zurückgekehrt und wieder auf seinem Grund und Boden stehend, weiß er jenem gewiß allen gebührenden warmen Dank, was jedoch nicht ausschließt, daß nun die Pflege und Bebauung dieses Grund und Bodens sofort eine ganz andere ward.

So dürfen wir behaupten, daß die dritte, resp. vierte und die fünfte Auflage unsrer Anthologie Bücher von wesentlicher und völliger Verschiedenheit sind. Wollte man die Sache personifizieren, so könnte man vielleicht sagen: Es sind gar nicht dieselben Menschen, während, was die Auflagen von 1864 und 1868 und dann die jetzt im Erscheinen begriffene anlangt, die Identität sich nicht verkennen läßt, doch mit der großen, einschneidenden Differenz, daß das betreffende, damals so zu sagen im Jünglingsalter stehende Individuum inzwischen seinen Wuchs vollendet und seine Reife erlangt hat.

Weshalb wir als Ausgang und Beginn unsrer Sammlung das Jahr 1850 nahmen? Es geschah nicht willkürlich und auch nicht blos deshalb, weil damit die zweite Hälfte des Jahrhunderts begonnen hat. Der Grund lag in der Thatsache, daß der Geschichtsschreiber gerade etwa in's Jahr 1850 den Anfang einer neuen Periode, wie unseres Lebens, auch unserer Dichtung und speziell unsrer Lyrik in hervorragender Weise setzen muß. Durch solche zeitliche Grenzbestimmung glaubten wir unser Buch litterar-historisch beachtenswert und nützlich gemacht zu haben. Denn wir bieten das Gesamtbild einer Epoche der Poesie, welches nicht blos für die Gegenwart Interesse hat, sondern sich dasselbe auch für die Zukunft erhalten wird. Man denke aber, daß wir beim ursprünglichen Veranstalten dieser Anthologie anderthalb

Dezennien und nunmehr noch einmal soviel der Jahre, drei volle Jahrzehnte zu bewältigen hatten. Damals galt es ein halbes, jetzt ein ganzes Menschenalter, eine volle Generation unsrer Poesie. Wir überlassen es dem freundlich wohlwollenden Sinne des Publikums, zu beurteilen, ob uns die Bewältigung des sonach in gerade doppelter Masse zugeströmten Materials gelungen ist? Mehr als 50 Dichternamen sind neu hinzugekommen und von weitaus der größten Zahl der in den früheren Auflagen schon nicht fehlenden Lyriker mußten auch die seitdem erschienenen Erzeugnisse — meist im Plural, selten nur im Singular, vorhanden — berücksichtigt werden. — Noch sei hier, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, bemerkt: Balladen und Romanzen blieben grundsätzlich ausgeschlossen aus unsrer Sammlung, ebensowenig gaben wir Fragmentarisches aus erzählenden Dichtungen; doch finden sich aus epischen Werken einige in sich abgeschlossene lyrische Gedichte oder gut abgesonderte herauszuhebende Bilder und zwar stets unter Angabe der ersteren. Auch gelegenheitlich Entstandenes, das zur Schilderung und Kennzeichnung der Zeit, der Epoche beiträgt, nahmen wir gern auf. War doch die ganze Lyrik des Krieges von 1870/71 im Grunde eine solche Gelegenheitspoesie.

Das litterarhistorische Bild der deutschen Lyrik seit 1850 in so engem Rahmen, wie es uns hier nur aufzustellen möglich, zu malen, ist eine höchst schwierige Sache; es kann auf keinen Fall ein ausgeführtes Gemälde sein, sondern dasselbe muß sich in flüchtigen Umrissen halten und es müssen andeutungsweise einzelne Farbentöne genügen.

Man kann um das Jahr 1850 ganz genau das Absterben der einen, das Werden und Entstehen einer anderen Periode unsrer Lyrik verfolgen. Die Stimmen der Romantiker sind verhallt. Tieck lebte zwar noch ein paar Jahre, aber schuf nicht mehr und Eichendorffs, des „Frühlingsvagabunden", süßer Liedermund schwieg gar schon lange. Recht still ist es auch in Schwaben geworden; Uhland vor allem greift nicht mehr in seine Harfe und das Gleiche gilt von G. Schwab. J. Kerner bietet noch einen letzten welken „Blütenstrauß". So blieb blos einer: E. Mörike. Doch weiter: Rückert, der gealterte Brahmane — von seinem längst entschwundenen Lieder- und „Liebesfrühling" gar nicht zu sprechen — bethätigt sich nur noch in kurzen Sprüchen und rhythmischen Spielereien, die freilich immer noch des „Sprachmeisters und Verskünstlers" würdig sind.

Doch weiter: Heinrich Heine liegt auf jahrelangem Schmerzenslager im fernen Paris und aus seinem dunklen Krankenzimmer, wenn ein Landsmann es einmal öffnet, dringen Seufzer und

Klagen zu uns herüber, aber keine Lieder, bis der geplagte und zu Grunde gerichtete Geist sich schließlich doch noch emporraffte zu der freilich sehr zweideutigen Schöpfung und Gabe des „Romanzero“. Nikolaus Lenau, schon lange in der Nacht des Wahnsinns befangen, haucht endlich seine Seele aus. Wilhelm Müller, der unvergeßliche Sänger der „Müllerlieder“, ging bereits lange vorher, allzufrüh, aus dem Leben. Ebenso der zarte, sinnige Dichter des „Laienevangeliums“, Friedrich v. Sallet. Zuletzt scheiden auch der liebenswürdige Robert Reinick und der gemütliche August Kopisch, beide noch keineswegs im Alter, wo der Tod Naturnotwendigkeit, aber doch wenigstens schon älter, als der in vollster Jugend dahingeraffte Moritz Graf Strachwitz. Freilich zeigten dessen „Lieder eines Erwachenden“ in ihrer leidenschaftlichen glühenden Hast und heißen, wilden Art deutlich eine Überfülle an Lebenskraft, die, ähnlich wie Shakespear's Mercutio, das Dasein nicht schnell genug loswerden zu können scheint.

Überall also, wo wir bisher uns nach den Koryphäen der Lyrik umschauten: Tod oder Schweigen. Endlich die politischen Lyriker der 40er Jahre? Nun, nicht umsonst hatten diese von Kampf und Untergang gesungen; die blutigen Szenen von 1848 und 49 erfüllten, was durch sie prophezeit war. Doch, wenn das Leben, die Wirklichkeit ernst und furchtbar zur Geltung kommt, braucht Lied und Gedicht keine Rolle mehr zu spielen. So hören denn, als die Revolution nicht mehr blos auf dem Papier steht, sondern laut in den Straßen tönt, Herwegh, Prutz, Hoffmann v. Fallersleben, A. Grün, C. Beck u. a. gleichsam instinktmäßig auf, weiter noch politische Lyrik zu geben. Nur der einzige Freiligrath gibt mit alter stürmender Wut und fieberhafter Erregung nochmals „politische und soziale Gedichte“, während neben ihm auch Dingelstedt und M. Hartmann, einst nicht minder in den allgemeinen kriegerischen Chorus einstimmend, nun den Erzeugnissen des „tollen Jahres“ womöglich eine scherzhafte, satirische Seite abgewinnen. Übrigens schweigen alle diese Poeten jetzt auch auf den anderen lyrischen Gebieten und erst später erheben sie nochmals ihre Stimmen und beginnen — oft gar verführerisch oder machtvoll — wieder zu singen.

So bricht allmälig die „nachmärzliche“ Periode unsers politischen Lebens, wie unsrer Dichtung, unsrer Lyrik an. An der Schwelle der letzteren begegnen wir als den bezeichnendsten und glänzendsten lyrisch-epischen, resp. lyrisch-novellistischen Manifestationen der nach Überwindung der Revolution in Fluß gekommenen Gefühls- und Geschmacksströmungen: den royalistisch-patriotischen Heldengedichten, d. h. Schlachtgemälden C. F. Scherenbergs,

der frommen „Amaranth“ des Freiherrn Oskar v. Redwitz, sowie den Märchenpoesien: „Was sich der Wald erzählt“ von Gustav zu Putlitz und „Prinz Waldmeisters Brautfahrt“ von Otto Roquette. Die ebenso gottselige als liebeselige Jungfrau Amaranth muß geradezu als vollkommene Personifikation der Stimmung gelten, welche nun in unserem sozialen und gesellschaftlichen Leben vorerst zur Herrschaft gelangte. Man war der Politik überdrüssig und versuchte es wieder einmal mit der Religion; man wendete sich von der unliebsamen jüngsten Vergangenheit ab und vergrub sich gern aufs neue in das ritterliche, feudale Mittelalter und in dessen dichterische Romantik. Kreise aber, die den adeligen, militärischen und bürgerlichen Interessen fernstanden, wurden in Kontrast zu der früher herrschend gewesenen Stimmung nun auch wenigstens wieder harmlos und gemütlich. Nachdem die Wirklichkeit gar so rauh und ehern erschienen, flüchtete man sich in die lächelnde heitere Märchenwelt und versenkte sich in die Reize der ewig jungen Natur. Überhaupt empfand man wieder „jugendlich“, wie denn zumeist eine junge Generation Platz ergriff am Parnaß. Von Politik, Freiheit, Kampf und Tod ist nicht mehr die Rede, dafür wird „Wein, Weib und Gesang“ von neuem die Parole.

Am unverändertsten, zugleich auch mit dem alten Reichtum an Liedern hat sich Emanuel Geibel aus der früheren in die neue lyrische Epoche hinübergerettet, die jedenfalls seiner Muse sehr verwandte Züge trägt. Er war ehemals, unter damals noch lebenden Altmeistern und Häuptlingen der deutschen Lyrik, bereits ein brav nebenher Strebender, wacker und taktvoll im Chore Mitsingender, mit der Zeit aber ist er der Chorführer unsrer ganzen lyrischen Poesie geworden. Sollen wir landschaftlich gruppieren: Die Baiern und die Schwaben (man muß hier von einem „Jung-Schwaben“ sprechen und dessen prächtigster Repräsentant ist J. G. Fischer), ferner die Märker, Sachsen, Schlesier, Holsteiner, die Rheinländer, Wupperthaler und wie man noch weiter sagen mag — sie alle sind aus seiner Schule hervorgegangen und verfolgen seine Pfade. Spezialitäten neben den mehr generellen Erscheinungen sind z. B. der „morgenländernde“ Bodenstedt, dem sich Leopold Schefer in seiner letzten Periode und J. Hammer anschließt, und der „heinisch-tannhäusernde“ Grisebach. Sonst möchten wir einzelne Namen in dieser unsrer Einleitung nicht mehr nennen, eine solche namentliche Heraushebung dürfte leicht bezüglich der dann unaufgeführt Gebliebenen zu Mißverständnissen Anlaß geben.

Aus Deutschland nach Deutsch-Österreich hinübergreifend, so bietet sich uns dort in unsrer Epoche neben der überhaupt erst in ihr aufgetauchten hochinteressanten Dichterpersönlichkeit Hamerlings

unerwartet noch eine reiche und wertvolle Gabe an den nun erst gesammelten und veröffentlichten lyrischen Poesien Friedrich Halms und Eduard Bauernfelds. Ebenso sammeln auch in Deutschland noch gar manche in Litteratur und Dichtung wohlbekannte und bewährte Männer das, was ihr Lebenslauf an lyrischer Produktion in ihnen zeitigte und ohne damit epochemachend, umschaffend einzugreifen, waren die betreffenden Bücher doch von Herzen und mit gebührender Achtung willkommen zu heißen. Wir meinen hier vor allen Carl Gutzkow, Hermann Marggraff, Gustav Kühne, Melchior Meyr, Gottfried Keller, Edmund Höfer u. a. m., — zuletzt schließen sich ihnen mit solchen Sammlungen D. Fr. Strauß und Vischer an.

Geibel, wie gesagt, ist und blieb bis heute der Chorführer, der Hauptrepräsentant und Tonangeber unsrer lyrischen Epoche. Letztere ist mit ihm, dem vom Jüngling zum Mann Emporgereiften, ebenfalls zur Mannheit gelangt und sein männliches Denken und Empfinden prägt sich in ihr nun ebenfalls aus. Er hat sich als ersterer auch in der patriotischen und Kriegslyrik von 1870 sehr bewährt. Diese letztere, das poetische Abbild unsrer nationalen Erhebung zu Einem deutschen Volke und Reiche, bietet in ihrer Gesamtheit die glanzvolle Erscheinung, daß wohl keiner unsrer in jenen großen Tagen und Zeiten lebender und schaffender Sänger existiert, der nicht in seine Leier gegriffen hätte zum Preise der sich entwickelnden gewaltigen Ereignisse. Selbst nicht die alten „Revolutionäre“ machen eine Ausnahme. Sogar Freiligrath stimmt begeistert und begeisternd mit in den allgemeinen Chorus, allein Herwegh sitzt verbittert und schweigt — doch schweigen auch wir, er ist nun todt und „desmortuis nil nisi bene“.

Es erübrigt allein die Erwähnung der lyrisch-epischen Erscheinungen, welche, nachdem wieder eingelenkt worden von den am Beginn unsrer Epoche als einer unter Kämpfen ja erst werdenden, sich breit machenden Extremen, den späteren gesundeten, geklärten Charakter dieser Epoche gleichsam in „Historienbildern“ — wenn wir das einzelne lyrische Gedicht, das Lied ist wohl nicht überall zutreffend, sozusagen als „Genrebild“ auffassen — glänzend manifestieren: Viktor v. Scheffels „Trompeter von Säckingen“ und das schöne, eigenartige Vierblatt Julius Wolffs: „Eulenspiegel redivivus“, „Der wilde Jäger“, „Der Rattenfänger von Hameln“ und „Tannhäuser“. — —

Was den allgemeinen dichterischen Gehalt der ausgewählten Stücke unsrer Anthologie anlangt, so beachteten wir besonders die drei nie ausgesungenen Themen: Gott, Natur, Menschenherz. In Bezug auf religiöse Poesie wollen wir uns noch näher dahin aussprechen, daß wir solche, worin von Gott in der kirchlichen Auf-

fassung und Bedeutung die Rede, zu umgehen suchen mußten — es soll ja kein geistlich, sondern ein weltlich Liederbuch sein, was wir bieten — dagegen solche aufnahmen, welche allgemein dem Gefühl des Unendlichen, der Ahnung eines Höchsten Ausdruck leihen, welche den göttlichen Geist im Universum, wie im Individuum, zu erfassen trachten. Naturbilder, landschaftliche Stimmungsgemälde finden sich entsprechend dem lebendigen Natursinn und der sinnlichen Beschaulichkeit, die in unserem Nationalcharakter liegt, verhältnismäßig viele. Kein anderes Volk erfreut sich ja an den Schönheiten der Natur so sehr, denkt und empfindet bei ihrer Betrachtung so viel, versenkt sich in ihren Geist, in ihre Geheimnisse so tief, setzt sie zu sich selbst in so vertrauten Bezug, kurz verlebendigt und vermenschlicht sie in dem Maße, wie unser deutsches. Drittens das Menschenherz mit seinen Freuden und Leiden, seinen Wonnen und Qualen — wo wäre es poetischer, wann böte es dem Dichter mehr Stoff dar, als wenn es die Liebe erbeben und erklingen macht? — Der eigentlichen, im engeren Sinne so genannten Lyrik (mit Ausschluß des Lyrisch-epischen) schließt sich endlich in unserer Sammlung noch die didaktische Lyrik, die Spruchpoesie an, die wir als integrierenden Bestandteil jener schon, doch auch unter berechtigter Geltendmachung des Rückert'schen: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", keineswegs bei Seite lassen durften.

Ein Bewußtsein haben wir: Wir bringen für alle etwas. Der Ernst des männlichen Alters und seine Neigung zur Reflexion, das tiefinnerliche, stille Dahinleben der weiblichen Seele mit ihrer schönen Beschränkung auf Haus und Familie, die Leidenschaft und Sehnsucht liebender Gemüter, Wanderlust, Freude an Wein und an Gesang, jugendliche Schwärmerei, ja auch die liebenswerte, unschuldige Sentimentalität des eben zur Jungfrau emporreifenden Mädchens — ein jedes wird Gaben für sich ausgestreut finden aus dem reichen Füllhorn, das wir darbringen. Weiter aber, als bis zu dem Letztberührten, sind wir nicht gegangen. Alles Kränkliche, Blasse, Verschwommene, alle Tändelei und aufgeputzte Romantik haben wir vermieden; wir wollten nur den guten Elementen unsrer Lyrik, dem Ungekünstelten, Wahren, Einfachen, Gesunden, dem Lebenskräftigen, echt Menschlichen und somit dem Schönen und Großen, Raum geben.

Berlin. **Dr. Emil Kneschke.**

Nachschrift. Es bleibe an dieser Stelle nicht unerwähnt, daß, als auch schon unser „Nachträgliches" auf Seite 816 gedruckt war, Julius Hübner in Dresden, der Poet des „Helldunkel" und in Zürich Gottfried Kinkel mit Tode abgegangen sind. **Der Obige.**

Alexis Adolphi.

Weither aus dem Norden, von der Ostsee Strand (Adolphi lebte zu Wenden in Livland) ertönten diese Lieder, bezeugend, daß auch sie noch aus dem warmen Boden eines deutschen Herzens erwachsen und an den Strahlen der gemeinsamen Sonne erblüht sind.

Heinrich Carl Alexis Adolphi, Sohn eines Lehrers, geb. den 13.|25. August 1815 zu Tiegnitz bei Pernau, studierte in Dorpat Medizin, lebte zu weiterer Ausbildung auf Reisen in Deutschland, der Schweiz 2c., wurde 1842 Arzt des Kirchspiels Roop und 1846 Stadtarzt in Werden, als welcher er am 17. April 1874 starb. Geibel bewog ihn seiner Zeit zur Herausgabe seiner „Gedichte“ (1863), denen später noch „Nachgelassene Gedichte“ gefolgt sind.

Die Liebe wacht.

In dunkler Nacht
Bin ich der Jugend Pfade einst gegangen;
Irrlichter viel umhüpften und umschlangen
Mit wirrem Spiel des Thales glatten Steg,
Und keine Leuchte schien auf meinen Weg.
Da schlug in's Herz durch irre Einsamkeiten
Der Rettungsruf mir wie aus Himmelsweiten:
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

In dunkler Nacht
Ist mir der Ernst des Mannes dann gekommen;
Doch zur Gefährtin hatt' ich sie genommen,
Die meinem Leben war der milde Stern.
Nun zog ich mutig auch in schwanke Fern',
Ich wußte ja, daß mir ein Trost beschieden,
Daß in der Heimat süßgeschloss'nem Frieden
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

In dunkler Nacht
Hab' ich sie jetzt in's dunkle Grab gebettet.
Was hab' ich nun für's Leben mir gerettet?
Mein Stern erlosch — giebt's keine Leuchte mehr?
Aus Himmelsweiten wieder hoch und hehr
Ruft Trost und Rettung da die ew'ge Gnade:
Sind noch so einsam finster Deine Pfade,
In dunkler Nacht
Die Liebe wacht!

Meeresstille.

Wie mich erfaßt mit heil'ger Macht
Meeresstille in dunkler Nacht!
Leiser und leiser gehen die Wellen,
Einzelne Sterne den Himmel erhellen;
Ungefährdet vom Felsenriff,
Ziehen wir sicher auf schwankem Schiff.

Woher die Stille? woher der Friede? —
Das Meer und das Herz sind sturmesmüde!
Sie haben beide gekämpft und gelitten,
Und Wogendrang und Schmerz erlitten,
Bis endlich die Hand voll Lieb' und Macht
Sie beide, beide zur Ruh' gebracht.

Liebeswünsche.

Mein Lieb, bin ich ein See fürwahr,
Groß, tief und sturmgehügelt:
Sei Du die Sonne, die sich klar
Auf stiller Flut ihm spiegelt!

Bin ich die Muschel, die da ruht,
Vom Meerschlamm trüb umfeuchtet:
Sei Du der Perle reine Glut,
Die ihr im Herzen leuchtet!

Bin ich die dunkle Wetternacht,
Wo dumpfer Donner dröhnet:
Sei Du des Regenbogens Pracht,
Der friedlich sie versöhnet!

Bin ich ein Schifflein fern im Meer,
Fast in ein Nichts verschwommen:
Laß Du als Sternbild licht und hehr
Zum Hafen heim mich kommen!

Herrmann Allmers.

Ein Friese von Geburt, Abkömmling eines alten Steding'schen Häuptlingsgeschlechts, der am 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth bei Bremen, auf einem „freien Friesenhofe", welcher schon länger als 500 Jahre sich im Besitz der Familie forterbt, geboren wurde. Als einziges Kind seiner Eltern widmete er sich auf deren Wunsch der Landwirtschaft und folgte erst nach ihrem Tode der Wandersehnsucht, die ihn die wissenschaftliche und künstlerische Bildung der Zeit auf längeren Reisen suchen hieß. Nach der Rückkehr ließ sich Allmers wieder in seinem Heimatsdorf, auf seiner schönen Besitzung nieder und stand der Gemeinde Jahre lang als Vogt vor, seine Muße freigebig und treulich der Kunst und Kunstbestrebungen aller Art widmend.

Die „Dichtungen" von Allmers erschienen 1860, ein Drama: „Elektra" 1872; außerdem die vortrefflichen, Schilderungen von Land und Leuten enthaltenden Werke: „Marschenbuch" (1861) und „Römische Schlendertage" (1869).

I.

Hast Du noch nie recht bitterlich geweint,
Daß glüh'nde Thränen Dir hervorgedrungen,
Noch nie mit einem großen Schmerz gerungen,
Noch nie unsäglich elend Dich gemeint?

Hat hohe Freude nie Dein Herz geschwellt,
Durchbrausten nie Dich stolze Jubelklänge,
Daß Du fast meintest, Deine Brust zerspränge,
Und daß Du sei'st der Seligste der Welt?

Wenn solche Schauer nimmer Dich durchbebt,
Hast Du die Feuertaufe nicht bekommen,
Des Daseins Strahlenhöhen nicht erklommen,
Und sage nicht, Du habest schon gelebt.

II.

Morgen wird's — im Thal beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht — die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen die wilde Geisterschlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen freudigen Strahle;
Doch der Nebel bleich und kalt
Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und wühlet, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne,
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: Sie siegt, sie siegt!
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt,
Und es weinet der Wald vor Wonne.

III.

Die Sonne sank, ich war allein am Strande
Und blickte lange in des Himmels Glut,
Nach jenen Wolken, welche auf die Flut
Herniedersanken, blau mit goldnem Rande.

Sanft wallten die Gewässer auf und nieder
Und plätscherten mit weißem Flockenschaum,
Als spielten sie halb wachend, halb im Traum,
Und summten leise, süße Schlummerlieder.

Dann blickte scheidend noch die schöne Sonne
Auf all die Pracht halb aus der Flut hervor,
Ein selig Flüstern schauerte durch's Rohr, —
Dann Alles eine stille, große Wonne.

Doch mich durchdrang ein tiefes, heißes Sehnen,
Gar wunderlich zu Mute wurde mir,
Und meine Seele flog zu Dir, zu Dir,
Und meine Augen füllten sich mit Thränen.

So hab' ich still den schönen Strand verlassen;
Zu groß war solche Schönheit, solche Lust
Für eine einz'ge arme Menschenbrust,
Und nur mit Dir vereint könnt' ich sie fassen.

IV.

Gern bin ich allein an des Meeres Strand,
Wenn der Sturmwind heult und die See geht hohl,
Wenn die Wogen mit Macht rollen zu Land —
O wie wird mir so kühn und so wonnig und wohl!

Die segelnde Möwe, sie ruft ihren Gruß
Hoch oben aus jagenden Wolken herab;
Die schäumige Woge, sie leckt meinen Fuß,
Als wüßten sie beide, wie gern ich sie hab'.

Und der Sturm, der lustig das Haar mir zaust,
Und die Möw' und die Wolke, die droben zieht,
Und das Meer, das da vor mir brandet und braust,
Sie lehren mir alle manch' herrliches Lied.

Doch des Lebens erbärmlicher Sorgendrang,
O wie sinkt er zurück, wie vergess' ich ihn,
Wenn die Wogenmusik und der Sturmgesang
Durch das hoch aufschauernde Herz mir ziehn!

Theodor Apel.

Geboren am 10. Mai 1811 in Leipzig als Sprößling einer lokalgeschichtlich sehr bekannten reichen Patrizierfamilie und speciell als Sohn des Senators Johann August Apel, der ebenfalls poetisch thätig war und z. B. Verfasser jener Erzählung (enthalten in seinem „Gespensterbuche") ist, aus welcher der Text zu Webers „Freischütz" entstand.

Guido Theodor Apel studierte in Leipzig und Heidelberg Jurisprudenz, konnte jedoch, 1836 nach einem unglücklichen Fall von dem herben Schicksal plötzlicher und völliger Erblindung betroffen, die rechtswissenschaftliche Laufbahn nicht weiter verfolgen, sondern lebte seitdem, in äußerlich glänzenden Verhältnissen, als Eigentümer der sogenannten „Apelei" in Leipzig und als Erbherr des Rittergutes Ermlitz bei Schkeuditz, lediglich seinen dichterischen und künstlerischen, übrigens von früh an gepflegten Neigungen. Er starb am 26. Nov. 1867.

Werke: „Gedichte" (1840); „Melusine" (Epos=1844); „Die Völkerschlacht bei Leipzig" (Epos=1850); mehrere Dramen (z. B. „Günther von Schwarzburg") und Schauspiele (besonders das in den 50er Jahren auf allen Theatern gern gesehene „Nähkätchen"); sodann ein Operntext (für Conrad, „Die Weiber von Weinsberg"); „Vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen" (1857), neue Lieder und Gedichte, welcher Sammlung die folgenden Proben entlehnt sind; endlich ein „Führer" auf Leipzigs Schlachtfelder und zu den von Apel dort auf seine eigenen Kosten gesetzten 41 „Marksteinen."

Das Bühnenstück war wohl die stärkste Seite seines Talentes, doch eine freundliche Begabung verriet er auch als Lyriker.

Vom wilden Röschen.

Ich kenn' ein wildes Röschen,
Das blüht so rot im Dornenstrauch,
Das lockt so lieb mit süßem Hauch,
Das sucht mit scharfen Spitzen
Oft mir die Hand zu ritzen —
Das Blut ist kaum zu stillen:
Doch um der Rose willen
Lieb' ich die Dornen auch.

Und hat sie mich gestochen,
Dann blickt sie mich so freundlich an,
Als hätt' sie mir nicht weh gethan;
Und schaut' ich noch so wilde —
Sie duftet lieblich milde.
Zuletzt, was will ich machen?
Ich muß von Herzen lachen
Und bleib' ihr zugethan.

Maiklänge.

Die Blätterspitzchen im dunkeln Hain
Zerbrechen der Knospe Gefängnis,
Bei der Frühlingssonne zitterndem Schein
Wird ihnen zu bang in der Engnis.
Die schützenden Decken, sie sprengen sie los,
Erschließen den zarten innersten Schoß
Den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Die Schwalben kommen vom südlichen Meer,
Die frohen, willkommenen Gäste,
Der Storch stolziert auf den Dächern einher
Und sucht sich ein Plätzchen zum Neste,
Die Finken locken und schlagen vor Lust,
Als sollte zerspringen die schmetternde Brust
Bei den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Das Leben drängt sich hervor und quillt
In tausendfarbigen Blüten —
Was willst Du die Sehnsucht, die nimmer sich stillt,
Im Busen verschlossen noch hüten?
Hervor, was im Herzen Dir schlummert so bang,
Dann wird auch die Klage zum Jubelgesang
In den Stimmen des Lenzes, der Liebe!

Frühlings-Nachklänge.

O Frühlingself mit Schwingen der Libelle,
So reich an Glanz, wie sie, so reich an Schnelle,
Was floh'st Du schon, zum Leben kaum erwacht?
Des Tages Brand, die schwüle Glut der Nacht
Versengt das Paradies, das Du erschlossen,
Noch glüht das Herz von Deiner Zauberpracht,
Fahr' hin, fahr' hin, ich habe Dich genossen!

Die Rose stirbt; gesegnet sei die Blüte,
Ob noch so schnell ihr holder Reiz verglühte,
Sie prangte hehr mit hoher Pracht geschmückt!
Ob sie der Frost zerstört, der Sturm erdrückt —
Sie hat dem Tag den zarten Schoß erschlossen,
Und haucht im Tod, vom letzten Tau entzückt:
Fahr' wohl, fahr' wohl, ich habe Dich genossen!

O Lebensmai, wann hast Du doch begonnen?
Ich harrte Dein — da bist du schon verronnen,
Und erst im Scheiden ahn' ich den Verlust!
Du hattest reich, doch stets mir unbewußt,
Die Fülle Deines Segens mir erschlossen,
Und dankend tönt's aus schmerzbewegter Brust:
Leb' wohl, leb' wohl, ich habe Dich genossen!

Ferdinand Avenarius.

Geboren am 20. Dezember 1856. Gegenwärtig lebt Avenarius, dessen heimatliches Domizil, soviel uns bekannt, Dresden ist, auf Studienreisen in Italien. — Das Erstlingswerk: „Wachsen und Werden" (gesammelte lyrische Gedichte) erschien 1881.

Welkende Blätter.

Welkende Blätter, im Herbsteswinde
Rauscht über mir;
Am steinernen Tische unter der Linde
Träum' ich von ihr!

Oft hab', wenn sie am Waldessaume
Sich hier versteckt,
Ich ihr Goldhaar hinter dem Baume
Leuchtend entdeckt;

Oft auch, ärgerlich, zum Erkennen
Pfiff ich ein Lied,
Bis meines Namens kicherndes Nennen
Sie mir verriet.

Nie vergeß' ich ihr Kinderlachen,
Entdeckte sie sich,
Bis plötzlich ernst die Lippen sprachen:
„Gott grüße Dich!"

Bis sie die Lippen scheu geschlossen
Zum Kusse bot,
Von erster Liebe keusch umflossen
Mit Morgenrot. . .

Leise summten, wie heut, die Glocken
Vom Dorf empor,
Als seine ersten Blütenflocken
Der Lenz verlor.

Klagst Du, daß leer vorübergestoben,
Was nichts versprach? —
Wandert, wandert, ihr Schwalben droben,
Der Sonne nach!

Dämmerung.

Aus der Dämmerung
Quillt das Meer,
Und brechende Wellen
Und brausende Fragen
Wirft es dröhnend vor meinen Fuß.

Gestern lagst Du in leisem Schlummer,
Heute rollst Du in höheren Wogen,
Morgen schäumst Du vielleicht zum Himmel
Und mit sturmverwegner Stimme
Wirfst Du Deine zorneskühnen,
Freiheit drohenden Weisen empor!
Doch, je näher zum Himmel sie dringen,
Um so dunkler zürnt sein Blick —
Wolken verhüllen ihn,
Blitze zucken auf Dich herab,

Bis mit ohnmächtigem Sklavengrimm
Du im alten Kerker wühlst!
Antwort flehend, fragenfindend,
Schweift mein heißer, haltloser Blick
Über die düstre
Unendliche See.
Auch unser Leben, ist's nur eine Flut
Bald kaum geweckter,
Bald bange klagender,
Bald schäumend zur Sonne brausender,
Stets zerschellender Wogen?
Sind auch die Wolken,
Die uns den klaren Himmel verdunkeln,
Nur der eigenen Tiefe entstiegen,
Rätselwogendes Meer? . . .

An meiner Brust.

An meiner Brust Dein Köpfchen,
Dein Händchen in meiner Hand,
So ruhen wir beisammen
Am flüsternden Meeresstrand.

Es schmilzt in seliges Schweigen
Des Lebens Freud' und Weh',
Und liebe Träume entsteigen
Der stillen schlummernden See.

Und wenn in tiefem Vergessen
Das Menschenleben zerfällt,
Es blüt aus Deinen Augen
Die neue Götterwelt.

An ein Kind.

Heut wacht' ich wunder-, wunderglücklich auf,
Wie im Gefild der Seligen der Fromme,
Und noch umwob's wie Maiensonnenschein,
Wie gold'ne Unschuld frühlingshold mein Herz.
Doch sieh, nicht weiß ich, was mir heut' geträumt:
Ein Bild, ein Ton, ein weiches, liebes Wort
Zog wohl wie eines Engels Scheidegruß
Noch lang' verschwebend über meine Seele —
Wie ich mich müht', ich konnt' es nicht mehr bannen!
Doch flimmernd weilt auf meinem Zimmer heut'
Den ganzen Tag der Sonnenduft des Traums —
'S ist drin so hell, so kindheitsfrisch, so jung —
Die Arabesken der Tapete schlingen
Sich wunderlich zu drolligen Gestalten
Und schau'n so närrisch-gravitätisch drein,
Wie uns're Kleinen, wenn sie würd'ge Alte
Im Spiele konterfein. Hör', im Kamin
Das Feuer kramt gewicht'ge Märchen aus:
Dem lauscht im Ofenschirm die Schäferin,
Und steif und schmachtend blickt sie in den Himmel —
Just wie 'ne Puppe, wenn die kleine Herrin
Gelernte Weisheit stolz zum Besten giebt;
Und durch die Zittergräser, durch die Farne
Des Straußes dort im Wasserkruge huscht's
Wie Elfenspielen, und die Blumen gar
Mit ihren großen, klaren, blauen Augen
Unheimlich sind sie fast, so kindertief
Sehn sie mich an. Und sehn sie lang' mich an,
Dann denk' ich Deiner, süße, kleine Tote,
Und wähne fast, daß heute Nacht Dein Geist
Mit mir geplaudert.

Lied.

Eilet, schwellende Wolken dahin
Über blühende Lande;
Wieder fesselt wie einst den Sinn
Ihr mit magischem Bande;
Wie ihr im Wandel des Windes entflieht,
Schnell, wie geworden, zerflossen,
Gleicht ihr dem Sange, gleicht ihr dem Lied,
Traute Wandergenossen!

Sagt, ob schlummernd als Tropfen Tau,
Still im Veilchen ihr träumtet,
Ob aus brausender Wogen Blau
Kühn zum Himmel ihr schäumtet,
Sagt, ob leuchtend in Blitzen
Bald hernieder ihr wittert;
Ob als freundlicher Regen
Kühl zur Erde ihr zittert — — —

Wie in Dunkel ihr trüb euch webt,
Wenn die Strahlen erstarben,
Wenn euch leuchtende Sonne belebt,
Glüht in seligen Farben, —
Wie ihr im Wandel des Windes entflieht,
Schnell, wie geworden, zerflossen,
Gleicht ihr dem Sange, gleicht ihr dem Lied,
Traute Wandergenossen!

Euphemia Gräfin Ballestrem.

Euphemia Gräfin Ballestrem di Castellengo wurde als eine Tochter des Grafen Alexander, Kgl. preuß. Landschaftsdirectors a. D., aus der Ehe mit Mathilde von Hertell, am 18. August 1854, in Ratibor geboren. Ihr Oheim ist der bekannte Parlamentarier, Majoratsherr Graf Franz auf Plawniowitz (päpstl. Geh. Kämmerer und einer der Führer der Centrumsfraction). Verlobt war Gräfin Euphemia mit dem gleich ihr durch dichterische Leistungen und Bestrebungen bekannt gewordenen, leider im Bräutigamsstand durch den Tod ihr entrissenen Georg v. Dyhrn.

Gräfin Euphemia begann ihr schriftstellerisches Wirken mit Novellen, deren bereits zwei Sammlungen: „Blätter im Winde" und „Gesammelte Novellen" vorliegen. 1881 erschien die epische Dichtung: „Raoul der Page. Ein Sang aus alten Tagen". Sie veranstaltete ferner verschiedene Anthologien, Albums mit Originalbeiträgen deutscher Dichter und Maler zu wohlthätigen Zwecken u. drgl. m. Eine Sammlung eigner lyrischer Poesien ist noch nicht von ihr veranstaltet worden.

Abseits vom Wege.


Willst du auf staub'ger Straße vorwärts schreiten,
So wirst du nicht, was dich erquicket, finden,
Marksteine nur, die es dir trocken künden,
Wie viel du schon durchmessen von den Weiten.

Abseits vom Wege fand ich süß're Blüten,
So zart, so hold, wie Frühlingshauch im Walde,
Wie Elfentanz im Mondschein auf der Halde,
Und welche auch, die nächtlich duftend glühten,

Wie wenn der Tropen Kuß sie ließ entfalten —
Und lauten Herzschlag spürt' ich, leises Klingen,
Ich sah' sie all', die luftigen Gestalten,

Die um den Dichter ihren Reigen schwingen —
Und ich erwacht' auf staub'gem Lebensstege
Von meinem schönsten Traum abseits vom Wege.

Otto Banck.

Geboren am 17. März 1824 in Magdeburg. Als Sohn wohlhabender Eltern, studierte Otto Alexander Banck seit 1842 Philosophie und Geschichte, machte zusammen mit seinem als Componist und Musikkritiker geschätzten Bruder Karl Banck größere Reisen und ließ sich 1846 in Dresden, 1859 in München, 1865 abermals in Dresden nieder, wo er seitdem wohnhaft und als Redakteur des Feuilletons im amtlichen „Dresdner Journal" hervorragend kritisch thätig geblieben ist.

Seine gediegenen, namentlich in dramaturgischer Hinsicht auch praktisch (d. h. eben für die Bühnenpraxis) bedeutsam gewordenen journalistischen Arbeiten, sammelte Banck in dem 3bändigen Werke: „Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten" (1865—66), sowie in dem „Litterarischen Bilderbuch" (1866). Die „Alpenbilder" (1863) enthalten Schilderungen aus Natur und Leben der Alpenwelt. Vorher schon hatte sich Banck auch als hochbegabter Lyriker gezeigt mit seinen „Gedichten" (1858) und den „Worten für Welt und Haus" (epigrammatischen-philosophischen Dichtungen, 1863).

Die Verwandelte.

Wie schlief Dir hinter Berg und Thal
In Deines Lebens Morgen
Noch all' die tiefste Wonn' und Qual
Verborgen!

Du stand'st so keck und lose,
Du knospende Gestalt,
Wie eine wilde Rose
Im Wald!

War'st ja die lust'ge Jägersmaid,
Abends wie Morgens früh!
Nun aber schlich das süße Leid
Sich auch zu dir, Marie!

Du lachtest, nun ist still Dein Sinn; —
Wo sind die jauchzenden Stunden
Des übermüthigen Lachens hin
Geschwunden?

Wie war Dein Mund zum Plaudern,
Dein Schelmenmund geneigt!
Nun spricht er nur mit Zaudern
Und schweigt.

Und dennoch bist voll Seligkeit,
Seliger warst Du nie,
Denn ach, des Herzens süßes Leid
Durchbebt auch Dich, Marie.

Im Sturm.

Sei tapfer, wenn die Masten krachen,
Daß Du nicht schreckversteinert stehst:
Du wirst die Wogen dienstbar machen,
Sobald Du klug das Steuer drehst.

Laß die verzweifelnden Gedanken,
Daß sich Dein Kompaß nicht verwirrt,
Und nie Dein Schiff aus sichern Schranken
Der off'nen See zur Brandung irrt.

Gern packt das Unglück Deine Schwächen —
O kämpfe, daß Du nicht erliegst,
Und kannst Du auch den Sturm nicht brechen,
So brich nur selbst nicht und Du siegst!

Sonnensegen.

Der Tag bricht an
Und ich wandle
Durch leuchtend grüne,
Frühlingswarme Gefilde.

Mit blitzenden Geschossen,
Siegreiche Sonne,
Wirfst du die weißen
Nebel nieder,
Und der duftige Hain,
Und die türmende Ferne
Läßt sich in Klarheit schaun.
Freudig senk' ich den Blick
Ins tiefste Blau,
Wie in der Gottheit allruhenden Spiegel:
Wie erwacht,
Natur, deine Schöne!
Über den schwankenden Halmen
Der Lerche jubelnd Schmettern
Aus morgenhellen Lüften schallt;
Und in der Ferne dort
Flötet die Nachtigall;
Ach, und mein Herz,
Ach, meine Seele singt,
Schwelgend mit ihr!

Schwül gen Mittag
Steigt die Sonne;
Und ich lenke meine Schritte
Thalhinab.

Wie mir der Hain
Lockende Dämmrung verleiht

Frisch gedehnt
Die heiße Brust
Mit der harzigen Fichte
Strömendem Lebenshauch,
Lass' ich mich nieder
In schattige Kühlung.

Alles schweigt nun um Mittag,
Selbst die Vögel in den Zweigen;
Schmetterlinge flattern müde,
Und mit ausgedehnten Flügeln
Ruhen sie.
Ich auch schweige
Und ich wiege die Gedanken,
Ruhig, wie die Wipfel droben! —

Wie du im Lenze
Die Fluren befruchtest,
Allsegnende Sonne!
So auch in uns
Und schwellend belebst du
Tief sehnende Regung!
Du durchglühst der Jünglinge Herz
Und Ahnung durchlodert
In süßen Wallungen
Den Busen der jungen Dirne!
Ja, Frühling wird's auch
Im Herzen des Menschen,
Und mit ihm kommen
Die blumenglücklichen
Grazien der Freude,
Die liebeseligen
Musen der Schöpfungslust!

In ewiger Schönheit
Schweben sie nieder,
Denn überall droben
Ist uns ein Helikon.

Sei mir gegrüßt,
Du gottentspross'ner Schwestern Chor!
Ja, mit dir wandelt,
Dem Leide gewappnet,
Dahin durch die Welt
Der sterblich-unsterbliche
Lebende Tempel,
Die Menschenbrust!

Es hebt und trägt mich
Ein reines Entzücken
Wie mit Äolsflügeln,
Über Höhen und Thale
Und Höhen und Thale
Heben sich mit mir!
Langsam senket
Sich der Abend;
Reiner wehen nun die Winde,
Kühner steigen die Gedanken
Und sie schwingen hoch empor.

Wandle nach,
Strebender Menschengeist,
Deinem Bilde,
Der glühenden Sonne!
Still geht sie hinan
Zu mächtigen Thaten,
Und versinket ruhig
In der feuchten Nebelhülle
Goldenem Purpur!

O heilig Walten,
Preis dir, des Untergang
Ewiger Aufgang ist!

Sonne, dir sichtbarstem
Zeichen der Gottheit,
Dir töne mein Sang,
Der frühlinggebor'ne,
Frühlinggebärende!



Carl Batz.

Geboren 1835 in Leipzig, wurde Carl Wilhelm Batz Teilhaber der kaufmännischen Firma seines Vaters, siedelte später jedoch nach Wiesbaden über, wo er als Agent von Bühnenautoren und Komponisten (z. B. als Vertreter der Lortzingschen Erben) eine viel von sich reden machende und verschieden beurteilte Thätigkeit entwickelt hat.

Seine „Gedichte" erschienen 1866; außerdem die Dramen: „Occhino", „Moritz von Oranien", „Katharina die Große", das Schauspiel: „Die Briefe" u. s. w., (letztere nur als Manuskript gedruckt).

Mädchenlieder.

I.

Ach, all mein Sehnen, mein Verlangen,
O mein Geliebter, bist nur Du,
Um Dich die Lust — um Dich dies Bangen,
Um Dich dies Treiben ohne Ruh'.

Ich hab' gezweifelt und gelitten,
Da kamest Du und alles schwand,
Kein Streiten war's, es war kein Bitten,
Nur Seele sich zu Seele fand.

Nun wogt mein Busen Dir entgegen
Und all mein Sinnen geht nach Dir,
Ach, Deiner Liebe Zaubersegen
Schwellt wunderbar das Herze mir.

Mit Worten kann ich Dir nicht sagen,
Wie voll mein Herz der Liebe ist,
Gieb Deine Hand und fühl' sein Schlagen,
Ahnst Du dann wohl, was Du mir bist?

Ach, all mein Sehnen, mein Verlangen,
O mein Geliebter, bist nur Du.
Um Dich die Lust — um Dich dies Bangen,
Um Dich dies Treiben ohne Ruh'.

II.

Und wenn nur erst wieder wird Abend sein,
Dann geh' ich hinauf in mein Kämmerlein;
Am Fenster, da hab' ich gar traut einen Platz,
Dort sitz' ich und träum' ich von meinem Schatz.

Es stehen die Blumen im Scherben noch da
So, wie er am letzten Abend sie sah;
Resede und Myrte sind aufgeblüht,
Und brennende Liebe gar leuchtend erglüht.

Und wenn nun die Sterne heruntersehn,
Dann frag' ich: wo mag er wohl heute gehn?
Und stürmt es und blitzt es und regnet es draus,
Dann bitt' ich für ihn um ein gastliches Haus.

Dann nehm' ich sein Bild aus dem Schrein und es klopft
Im Busen und Thräne auf Thräne tropft —
Dann plaudr' ich mit ihm — ach, manch trauliches Wort,
Und küss' ihn und meine: er sei gar nicht fort! —

Trost.

Es ist kein Glück so rein, so tief,
Daß nicht eine Thräne mit unterlief —
Es ist so schwer, so bang kein Weh,
Daß nicht eine Hoffnung d'rüber geh'!

Tändelei.

Du hast mit Deiner heißen Hand
Die Lippen mir geschlossen,
Weil meiner losen Worte Tand
Dich jungfräulich verdrossen;

Und als mir's drauf ins Auge schoß,
Da wuchs Dein schamrot Grollen,
Den Purpur, der Dich überfloß,
Hast Du verbergen wollen!

Und hast Dich über mich gebeugt,
Fest drückend beide Hände;
Daß der Gedanke, lusterzeugt,
Des Mundes Thor nicht fände! . . .

Mit Rosenfingern dämmt man nicht,
Mein Kind, der Liebe Wogen,
Schließ Aug' und Mund, das Herze spricht
Und fort wirst Du gezogen!



Eduard von Bauernfeld.

Geboren am 13. Januar 1802 in Wien, hat Eduard Bauernfeld kürzlich unter allgemeiner Teilnahme von Nah und Fern sein achtzigstes Jahr vollendet. Früh verwaist, wuchs er in dürftigen Verhältnissen auf, sodaß er sich durch Erteilen von Privatunterricht seinen Unterhalt selbst schaffen mußte. Doch gelang es seinem Fleiß und seiner Energie, in Wien die Rechte zu studieren und 1826 eine Praktikantenstellung bei der niederösterreichischen Regierung zu erhalten. 1827 wurde er beim Kreisamt unter dem Wiener Wald, 1830 bei der Hofkammer, 1843 als Konzipist der Lottodirektion beamtet, später auch Direktor des Lottogefälles und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nach 1848, in welchem Jahre er auch politisch (neben seinem Freund A. Grün) von sich reden machte, nahm er seine Entlassung mit Pension, welche letztere der Kaiser an seinem 70. Geburtstage noch wesentlich erhöhte. Auch empfing er nachmals noch durch Verleihung der eisernen Krone den persönlichen Adel, sowie den Ehrenbürgerbrief der Stadt Wien.

Bauernfelds Ruhm sind seine Bühnenwerke, vor allem die als geistvolle Daguerotypen des (Alt-)Wienerischen Lebens und in ihrer Art als deutsche Muster-Lustspiele in der Geschichte und dem Stammrepertoir unsrer Theater wohl noch lange fortlebende Stücke: „Das Liebesprotokoll", „Das Tagebuch", „Die Bekenntnisse", „Bürgerlich und Romantisch", „Der Vater", „Großjährig". Der kategorische Imperativ, „Die Löwen von ehedem", „Zu Hause", „Die Virtuosen", „Die Zugvögel", „Aus Versailles" u. s. w. Einen zweiten Platz nehmen die Schauspiele und Dramen ein, jedoch beanspruchen auch Bauernfelds (1852 zuerst gesammelten) „Gedichte" unter den neueren Erzeugnissen der österreichischen Lyrik einen ebenbürtigen hervorragenden Rang. In den kleinen Familienszenen und Bildern nach dem Leben waltet eine innige und trauliche Stimmung, die den besten und angenehmsten Eindruck macht; die Liebeslieder tragen weniger ein schwärmerisches, als ein scherzhaftes Element in sich; endlich das „poetische Tagebuch" besteht aus vielen kleinen Epigrammen und Reimen, in denen sich fast durchgängig eine glänzende Laune und weiser Sinn bemerkbar machen.

Bauernfelds „Gesammelte Schriften" (1871—73) füllen 12 Bände; sie enthalten auch die Memoiren: „Aus Alt- und Neu-Wien", die „Wiener Einfälle und Ausfälle", „Ein Buch von uns Wienern", 2c., sowie verschiedene politische Satiren und Allegorien, z. B. die s. Z. Aufsehen machende „Republik der Tiere".

Bauernfeld ist der völligen Blindheit nahe, aber heute noch geistesfrisch und schaffensfroh, wie einst. Mit anderen Worten: noch ist sein letztes Stück nicht geschrieben.

Das schlafende Kind.



Die Mutter lullt den Knaben
Mit süßen Liedern ein;
Er will nichts and'res haben,
Sie muß am Bettchen sein.

Wie kann's der Schelm nur wissen,
Ob sie am Bette sitzt,
Der kaum aus seinem Kissen
Mit halbem Auge blitzt?

Und wie er ohne Kummer
Frisch atmend rosig liegt!
Das ist ein süßer Schlummer,
Worein die Lieb' uns wiegt.

Der Vater mit dem Kind.

Dem Vater liegt das Kind im Arm,
Es ruht so wohl, es ruht so warm,
Es lächelt süß: Lieb Vater mein!
Und mit dem Lächeln schläft es ein.

Der Vater beugt sich, atmet kaum,
Und lauscht auf seines Kindes Traum;
Er denkt an die entschwundne Zeit
Mit wehmutsvoller Zärtlichkeit.

Und eine Thrän' aus Herzensgrund
Fällt ihm auf seines Kindes Mund;
Schnell küßt er ihm die Thräne ab,
Und wiegt es leise auf und ab.

Um einer ganzen Welt Gewinn
Gäb' er das Herzenskind nicht hin; —
Du Seliger schon in der Welt,
Der so sein Glück in Armen hält!

Die Matrone.

Sie lebt so still und ruhig
Im ewigen Gleichmut!
Hell glänzt die Stube,
Blank ist der Estrich,

Die emsige Nadel
Streift über die Leinwand
Tag aus Tag ein —
Nah' ist die Kirche,
Selbst das Grab ist bestellt.

Ein Zwist.

Neulich grollten, schmollten wir,
Natürlich wieder um ein Nichts —
Versöhnung keines wollten wir
Gar ernsten Angesichts.

Sie saß in ihrer Ecke da,
Ich in der andern ebenfalls —
Und eh' ich's eben mich versah,
Flog das liebe Närrchen an meinen Hals!

Der beste Zustand.

Nicht verliebt zu sein ist herrlich;
Alle Tagesstunden sind
Nun mein köstlicher Gewinn,
Muß jetzt nicht zu halben Tagen
Vor gewissen Fenstern lauschen,
Bin zu Allem aufgelegt,
Habe Schlaf und Appetit.

Die Lektüre darf nicht ruh'n,
Und der Menschen buntes Leben
Steigt in klaren, frischen Bildern
Vor der freien Seele auf —
Und das freie Herz erstarkt,
Harrt in Ruhe seiner nächsten,
Seiner süßen Sklaverei!

Beschränkung.

Kannst Du das Schöne nicht erringen,
So mag das Gute Dir gelingen.
Ist nicht der große Garten Dein,
Wird doch für Dich ein Blümchen sein.
Nach Großem dränget Deine Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle!
Thu' heute recht — das ziemte Dir;
Der Tag kommt, der Dich lohnt dafür.
So geht es Tag für Tag, doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben.
Gar Viele sind, die das vergessen:
Man muß nur nicht nach Jahren messen!

Aus dem poetischen Tagebuch.

Als ich jung war, da war ich arm,
Hatte gar oft nicht zu essen warm,
Den Stiefeln fehlten die Sohlen —
Es war zum Teufelholen!

Aber mein Sinn stand hoch —
Auch Holz hatt' ich nimmer,
Und heiß und glühend liebt' ich doch,
Wenn gleich im ungeheizten Zimmer.

Ich hatte den Mut und sie den Willen,
So entstand der Mutwillen.

Ihr seid die Gebildeten
Und Eingebildeten!

Aus Feigenknospen werden Feigen,
Die Traubenblüte wird zur Traube;
So Jedem wird, was ihm zu eigen —
Das ist mein allertiefster Glaube.

„Was vernünftig ist, ist wirklich",
Das mag wahr sein jetzt und künftig;
Doch das Wirkliche war wirklich
Oft bis jetzt sehr unvernünftig.

Für Freiheit sein Leben als Opfer bringen,
Dazu könnte man sich noch zwingen;
Aber selten ist Einer bereit,
Zu opfern seine liebste Gewohnheit.

Es ist eine eigne Menschenart:
Immer sicher und dreist,
Und immer Geistesgegenwart,
Aber kein Geist.

Gott sei's geklagt,
Wie fallen sie her über mich!
Wenn man „schlechter Kerl“ sagt,
Ein Jeder bezieht's auf sich.

Wenn Dir ein schöner Fruchtbaum ward,
So scheuch' das Lumpenpack mit Knitteln,
Doch laß den Westwind nach seiner Art
Alles durcheinander schütteln.

Romantisch war es immer,
Auch im Altertum;
Sie kannten so gut, wie wir,
Liebe und Ruhm.
Aber schmachten wollten sie nicht
Erst lange mit einander;
Zu Danae flog Jupiter,
Zu Hero schwamm Leander.

Ein politischer Kopf im Umwenden
Richtet sich nach den Umständen;
Noch mehr den Andern bewundre ich:
Richtet die Umstände gleich nach sich.

Das Menschenherz, die Erde schwankt,
Die Seele, die Gesellschaft krankt —
Nur Eins steht fest in Sturm und Graus:
Die Familie, das Haus.

Was hast Du gelernt in diesen Jahren?
Daß der Mäßige nie gewinnt,
Und daß die Menschen immer waren,
Wie sie noch sind.

Rudolf Baumbach.

Dieser Dichter wurde am 28. September 1842 zu Kranichfeld in Thüringen geboren, erhielt seine Schulbildung in Meiningen und besuchte als Student der Naturwissenschaften die Universitäten Leipzig, Würzburg, Heidelberg und Freiburg. Nach Reisen durch Frankreich, Österreich, Italien und die Levante war Baumbach seit 1867 in Österreich Lehrer, bis er sich ausschließlich dem litterarischen Schaffen widmete. Er lebt in Triest. Außer größeren lyrisch-epischen Dichtungen („Zlatorog", „Horand und Hilde", „Frau Holde") gab er heraus: „Lieder eines fahrenden Gesellen" (1878) und „Neue Lieder eines fahrenden Gesellen" (1880) — reizend naive, schelmischlose oder auch wehmütig anklingende, immer aber im besten Sinne volksliederartig gehaltene kleine Dichtungen, mit denen ihr bis dahin unbekannter Poet sich sofort einen Platz neben unseren berufensten, populärsten Sängern des Burschen-, Wander- und Schelmenliedes, des Liebesliedes natürlich in erster Reihe nicht zu vergessen, errungen hat. Beiden Sammlungen sind noch die drei Bändchen „Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger" gefolgt, feinhumoristische Gedichte, Balladen, Legenden, Landschaftsschilderungen, Distichen u. s. w., wennschon nicht sämtlich von Baumbach, enthaltend. Aber was Baumbach beisteuerte, bildet die Hauptsache; Enzian, die Blume der Alpenklüfte, blüht wirklich in diesem ausgezeichneten Buche, und der Geist, den Baumbach und seine Mitarbeiter aus diesem Kind der Berge destilliert haben, ist starkgradig, erquickend und erheiternd. Das letzte der hier mitgeteilten Gedichte entlehnten wir dem in Rede stehenden „Gaudeamus".

Der Mond.

Guten Abend, du Rundgesicht,
Hüter der weidenden Sterne,
Nächtlicher Langfinger Arbeitslicht,
Heimlicher Liebe Laterne.

Hast mir so oft zum Stelldichein
Still und verschwiegen geleuchtet,
Sahest mit himmlischer Milde drein,
Wenn ich Dir reuig gebeichtet.

Habe an Dir in Gram und Leid
Stets einen Tröster gefunden,
Oft auch bist Du zur rechten Zeit
Hinter den Wolken verschwunden.



Rudolf Baumbach.

Gälte ich etwas bei dem, der thront
Ueber den rollenden Welten,
Wollt' ich Dir gern, Du treuer Mond,
All' Deine Dienste vergelten.

Über den Mond ein Lächeln ging,
Leise hat mir's geklungen:
Willst Du mir danken, o Dichterling,
Lasse mich unbesungen.

Die Springwurz.

Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann,
Kennt manches Zauberkraut im Tann,
Das im Verborgnen sprießet.
Er hält ob einer Wurzel Wacht,
Die alle Schlösser springen macht
Und jede Thür erschließet.

Komm, Meister Specht, heran geschwind,
Bring' mir die Wurz zum Angebind;
Ich will sie nicht mißbrauchen.
Will stehlen keinen Heller nicht
Und selbst zum Klosterkeller nicht
An jedem Abend tauchen

Doch kenn' ich eine feine Magd,
Die hält — dem Himmel sei's geklagt —
Ihr Herzlein fest verschlossen.
Ich weiß, es wohnet Einer drin,
Doch weiß ich nicht, ob ich es bin;
Das hat mich oft verdrossen.

Der will ich mit der Springwurz nah'n,
Dann wird ihr Herz mir aufgethan,
Und find' ich einen Andern,
So schnür' ich meinen Bündel schnell
Und will, ein fahrender Gesell,
Mit Sonnenaufgang wandern.

Rührmichnichtan.

Plaudernd mit Müllers Töchterlein
Ging ich im Maiengrüne,
Und der Vater schritt hinterdrein
Mit bedenklicher Miene.
Plötzlich stand er stille am Bach,
Winkte mich näher heran und sprach:

Seh' Er, mein Freund, dies Kraut sich an
Wächst nicht in allen Landen,
Ist geheißen Rührmichnichtan —
Hat Er mich recht verstanden?
Also sprach er mit ernstem Ton,
Hob den Finger und ging davon.

Sonnenschein rings auf den Büschen lag
Und auf zwei goldnen Zöpfchen.
Ob es wohl sticht? Ob es brennen mag?
Schüttelt die Kleine ihr Köpfchen.
Als ich es endlich berührte bang,
Rührmichnichtan mir entgegensprang.

Der stille Trinker.

Sie schwenkten die Kannen
Und priesen die Mädchen,
Marien und Annen,
Lieschen und Käthchen.
Nur Einer saß in der Ecke allein
Stumm beim Wein,
Der mußte wohl ohne Liebchen sein.

Die Wächter riefen
Und bliesen Zwei;
Die Zecher schliefen
Auf Stroh und Heu.
Der stille Trinker allein nicht schlief.
Stand auf und lief —
Wohin — weiß ich's? — Stille Wasser sind tief.

Die blaue Blume.

Es pflogen einst drei Knaben
Der Ruh im Waldesraum.
Die Wipfel rauschten droben,
Da hat sie sacht umwoben
Der Schlaf mit einem Traum.

Im Traume sahn sie blühen
Die Blume himmelblau,
Von der die alten Geschichten
Der Wunder viel berichten;
Sie glänzte im Morgentau.

Da fuhren aus dem Schlummer
Die Knaben allzumal.
Sie thäten sich trennen und suchen
Im Schatten der Tannen und Buchen,
Auf Bergen und im Thal.

Der Erste von den Dreien
War wohl ein Sonntagskind.
Er fand in hohler Weide
Ein Kästlein mit Geschmeide;
Das trug er heim geschwind.

Und ließ ein Schloß sich bauen,
Und alles Land umher
Erscholl von seinem Ruhme. —
Der blauen Wunderblume
Gedacht' er nimmermehr.

Der Zweite statt der Blüte
Ein nußbraun Mädel fand.
Umrauscht von grünen Zweigen
Ward sie im Wald sein eigen
Und gab ihm Herz und Hand.

Er führte seine Traute
Zum frohen Hochzeitsreihn
Und zeugte Mädel und Buben
Und baute Kohl und Ruben,
Ließ Blume Blume sein.

Der Dritte, ach der Dritte
Kam nimmermehr nach Haus.
Er sucht die Blume noch heute,
Und sehen ihn die Leute,
So lachen sie ihn aus.

Der Monte Spaccato (bei Triest) und die Oreaden.

In den Nächten vor dem Christfest ist es nirgends recht geheuer,
In der Ebene auf dem Moorgrund tanzt das blaue Irrlichtfeuer,
Spukgestalten in den Wäldern rascheln durch die dünnen Blätter,
Aus der Berge Felsenspalten steigen auf die Heidengötter.
In des Karstes Wüste war es, wo ich jüngst beim Mondenscheine
Nach dem Pfade, dem verlornen, spähend irrte durch die Steine.
Plötzlich, auf erhabnem Felsblock, sah ich sitzen einen Alten,
Grau, verwittert wie ein Steinbild, und das Haupt war ihm gespalten.
Um den Alten saß ein Kreis von Nymphen; schienen zu beraten,
Ohne Zweifel wars der Berggeist nebst den Jungfern Oreaden.
Meiner Haare Überreste stiegen, ich begann zu schwitzen,
„Alle guten Geister“ rief ich, doch die Geister blieben sitzen.
Und es sprach der graue Alte (seine Stimme war beklommen):
„Habet Dank, Ihr lieben Kinder, daß Ihr alle seid gekommen.
Bitt'res hab' ich Euch zu künden, darum öffnet Eure Ohren;
Drunten in der Seestadt haben fünfzig Männer sich verschworen,
Haben einen Schwur geleistet — ach! ich darf's Euch nicht verschweigen,
Euch, wenn wiederkehrt der Sommer, sammt und sonders zu besteigen.
Du, o stolze Schneegekrönte, sollst als erste sein erklommen,
Und ein Freiherr ganz besonders hat dich auf das Korn genommen.
Zittern wirst Du, Oreade, wenn des Recken Namen nenn' ich“ . . .
Spöttisch lachend rief des Nanos Bergesnymphe: „Ach, den kenn' ich,
Der ist keiner von den Schlimmen, auch nach mir trug er Verlangen,
Aber mit dem Korb am Arme ist der Freiherr heimgegangen.
Wie ich hörte, hat er später meine Base von dem Kerne
Heimgesucht, und böse Zungen sagen aus, sie hab' ihn gerne“.
„Schäm' Dich!“ sprach zur Denunzierten streng des Berges Geist, der Alte,
Doch des Kernes Oreade lachte, daß es widerhallte:

„Glaubst Du, daß ich bin die Einz'ge, die der Freiherr hat erstiegen?
Frag' die Slaunik-Oreade, leugnet sie's, sie würde lügen.
Auch dein schneegekrönter Liebling, den er sich hat auserlesen,
Wird sich fügen, da der Freiherr schon einmal bei ihr gewesen,
Und die spröde Jungfer Nanos konnt' ihn deshalb nicht genießen,
Weil die Bora, ihre alte Tante, ihm die Thür gewiesen;
Doch von einem andern Recken, der ein Fremdling in dem Land ist,
Ließ sie ohne jedes Sträuben sich ersteigen, wie bekannt ist.
Nein, Papa; dem Schicksalsschlusse muß sich eine jede fügen,
Heutzutage bleibet keine Oreade unerstiegen".
Also sprach die wack're Nymphe und des Berges Geist, der Alte,
Stieg entsetzt ob solcher Rede, grollend in die Felsenspalte.
Ich auch wollte mich entfernen, um den Freunden zu verkünden,
Wie vernünftig sich des Berges Nymphen in ihr Schicksal finden;
Doch die Nanos-Oreade winkte mir herbeizukommen.
Und sie hat mich, als ichs wagte, freundlich bei der Hand genommen.
„Schwestern, sprach sie zu den Andern, es gewährt mir ein Vergnügen,
Diesen Herrn euch vorzustellen, denn er wars, der mich erstiegen".
Und die Nymphen thäten lachend, kichernd sich vor mir verneigen.
Schließlich baten auf den Knieen mich die holden Oreaden:
„Kommt im Sommer ja recht fleißig, Du und Deine Kameraden!"

Karl Beck.

Karl Isidor Beck wurde am 1. Mai 1817 zu Baja in Ungarn geboren, begann in Wien zu studieren, setzte sein Studium in Leipzig fort, wo ihn G. Kühne in die litterarische Welt einführte und ließ 1844 in Berlin, wo ihn A. v. Humboldt, Schelling, Böckh, Varnhagen auszeichneten, seine „Gesammelten Gedichte“ erscheinen, die Anfangs konfisziert, auf Befehl des Königs aber wieder freigegeben wurden. 1849 ging er nach Wien zurück und übernahm das Feuilleton des ministeriell gesinnten „Lloyd“. Dadurch und durch ein Gedicht „an den Kaiser Franz Joseph“ gab er den Radikalen, zu denen er als Poet der „gepanzerten Lieder: „Nächte“, des Romans in Versen: „Jankó, der ungarische Roßhirt“, der Dichtungen unter dem Titel: „Der fahrende Poet“ ꝛc. wohl füglich gerechnet worden, Veranlassung, ihn der politischen Apostasie zu beschuldigen. Doch er war eben nur reifer, klarer in seinen Anschauungen, seinem Denken geworden. Beck vermählte sich sodann mit Julie Mühlmann, einer jungen Berlinerin, der Nichte des Chemikers Heinrich Rose, deren Erziehung er selbst zum Teil geleitet hatte. Ihr baldiger Tod — sie starb nach kaum sechs Monaten an der Cholera — erdrückte fast den Gatten. Ruhelos durchzog er drei Jahre lang Deutschland, faßte endlich in Dresden wieder Fuß, lebte dann noch abwechselnd in Pest und Wien, und starb am 10. April 1879 nach langen Leiden und in großer Bedürftigkeit zu Währing bei Wien.

Außer den epischen Dichtungen (Jankó, Mater Dolorosa, Jadwiga) und einem Drama (Saul) erschienen von Carl Beck: „Nächte, gepanzerte Lieder“ (1838), „Der fahrende Poet“ (1838), „Stille Lieder“ (1840), „Gesammelte Gedichte“ (1844), „Lieder vom armen Mann“ (1846), „Monatsrosen“ (1848); ferner nach 1850: „Aus der Heimat“ (1852) und „Still und bewegt“ (1870, zweite Sammlung der Gedichte, welch letzterer unsere Proben entnommen sind).

Vermählt!

Gekettet war ich jahrelang
Vom starren Trotz,
Von mürrischer Einsamkeit,
Vom schadenfrohen Gelüst
Der Selbstvernichtung —
Da kam die Liebe,
Die Liebe kam,
Und gab mir die Freiheit,
Und gab mir das Leben!

Da rief ich mir zu mit quellenden Augen:
Ergib Dich, ergib Dich,
Du trutziges, tapferes Herz Du!
Schön steh'n Dir die Wunden,
Geschlagen vom Schicksal
Mit mähender Schneide
Im atemlosen, im täglichen Kampf;
Nun aber ergib Dich mit inniger Demut,
Dein Rüsten und Brüsten
Kann Dir nicht frommen,
Ein Wunder ist über Dich gekommen!
O senke nur alle, die stolzen Fahnen,
Weit öffne Dich, weiter, bezwungenes Herz!
Einzieht nun die Liebe, mit Rosen bekrönet,
Von Palmen umfächelt, von Psalmen umtönet;
Erkennst Du nicht in ihrem Geleit
Die Jugend mit der Unsterblichkeit?
Gesunde
In dieser von Göttern gesegneten Stunde!

Der Mann dem Kinde frohnbar?
Dies aller Fesseln spottende Herz,
Es täuschte sich, wehrte sich, wollte Dich läugnen;
Doch, hab' ich nicht in verschwiegenen Nächten
Für Dich gebetet mit wachsender Inbrunst?
Doch, ging mir nicht in meine Traumwelt
Dein blühendes Auge nach?
Doch, schmiegte sich nicht an meine Wange
Die langentbehrte, plötzliche Thräne?
Am Krankenbette des Freundes saß ich,
Ich sah ihn leiden,
Ich sah ihn dulden,

Und konnte dennoch Dein gedenken?
Da gab ich sie völlig hin,

Die widerspenstige Männerseele,
An das enträtselte, holde Geheimnis:
Dir strömten sie hastig zu,
Die Wellen alle meines Wesens;
Ich konnte sie nimmer bezwingen,
Des stummen Glück's gotttrunkene Schauer,
Und ich gestand es Dir
Mit fiebernden Pulsen,
Und Du, Du flüstertest leise:
Ich liebe Dich!

Wir schlossen nicht zur Maienzeit
Den ewigen Bund am Traualtare;
Kein Röselein steckte die Fackel an,
Zu leuchten in unseres Auges Unschuld;
Es sang zu unserem Preise nicht
Die Nachtigall, die liederkundige;
Eisblümelein trieben,
Und duftiges Tannengezweig,
Mit goldener Frucht, mit farbigen Lichtlein,
Beschmückte den Festtisch —
In seliger Christnacht ward
Geboren unseres Lebens Heiland!

Du aber —

Von Tisch und Bett der Erde war
Der heißgeliebte Lenz geschieden,
Sie grollten sich ein ganzes Jahr,
Nun standen sie wieder am Traualtar,
Und reichten sich die Hände dar
Zum Frieden, zum Frieden!

„Du Lieber, Du Loser, und sprich geschwinde,
Was soll ich erwarten zum Angebinde?“
„„Ich brachte vom Guten das Allerbeste,
Den Gruß von oben zum Hochzeitsfeste,
Lust und Pracht,
Märchen aus Tausend und Einer Nacht,
Farbige Vögel, singende Bäume,
Lachende Blumen, tanzende Schäume —
O freue Dich, schmücke Dich, banne die Sorgen,
Es folgt ja dem Heute der schönere Morgen!““

Die Sonne barg den Trauerflor —
Fahr hin, du wittwenhaftes Brüten!
Die Mütter, sie öffneten Thür und Thor,
Da stürzten mit weithin schallendem Chor
Die lang gefesselten Kleinen hervor,
Und blühten und glühten!
Die Menschen vergaßen erbittert zu hadern,
Hinquoll es wie Honig, wie Milch in den Adern;
Da schloß sich die Wüste mit ihrem Grauen,
Da lagen die teuren, gelobten Auen,
Lust und Pracht,
Märchen aus Tausend und Einer Nacht,
Farbige Vögel, singende Bäume,
Lachende Blumen, tanzende Schäume —
Das war ein herrliches Auferstehen! . . .
Du aber, Du mußtest zu Grabe gehen!

Er wartet seine Blume.

Er letzt den Blumenstock mit kühlem Tranke,
Er trennt vom frischen Blatt besorgt das kranke;
Ich warte dich, o Blume, ruft er aus,
Du blühst, du streust Gewürze mir zum Danke;
Kein Bild bekleidet festlich mein Gemach,
Vergoldet steht kein Buch in meinem Schranke,
Kein Vorhang wallt geheimnisvoll herab,
Der Teppich fehlt, der Spiegel fehlt, der blanke;
Du zierst allein mein dürftig Kämmerlein,
O, grüne fort, du liebliche, du schlanke!
Zur Decke klimmt des Nachts dein Schatten auf.
Zum Aste stark und stolz wird jede Ranke:
Da träumt sich gern, in deine Pracht versenkt,
Ein lauschig Dach von Blättern mein Gedanke;
Da fehlt dir nichts zur holden Wirklichkeit,
Als daß ein West liebkosend dich umschwanke,
Als, daß versteckt in deinem Laubgezelt
Ein junges Vogelpaar melodisch zanke.

Früh Morgens.

Ins Nest der Schwalbe schießt das junge Licht,
Sie flattert aus, sie jauchzt aus heller Kehle,
Dann weiht sie schweigend sich der Mutterpflicht,
Dem kleinen Herde die besorgte Seele.
An liebgeword'ne Häuslichkeit gekettet,
Beneidet sie die zarte Schwester nie,
Das Sonntagskind mit frischer Fantasie,
Die Lerche, so in goldner Saat sich bettet,

So aus des Lebens quälerischem Drang
Sich leichtgesinnt in ihre Himmel rettet,
Die Zeit verträumt mit eitel Sing und Sang,
Ein Kind verbleibt in Lust und Überschwang.
Nun regt sich das Gewürm, der Käfer schwirrt,
Der Falter tummelt sich, die Taube girrt,
Die Rose badet schon und säuget traut
Ihr jüngst gebor'nes Paar an süßen Brüsten,
Das Bienchen hat sich in den Reiz verschaut
Und fällt sie an mit ungezähmten Lüsten.
Noch hat die Unschuld nicht der Tag verloren,
Sein Eden nicht verscherzt; Gewalt und Groll
Sind heute noch auf Erden nicht geboren;
Noch flucht den Sternen nicht, was dienen soll:
Noch jagt der Köter nicht umher und bellt,
Er hetzt den Sperling nicht, die Turteltauben,
So am verstreuten Korn gelassen klauben;
Noch sieht den Todesengel nicht die Welt,
Noch pflückt der Gärtner nicht die Frucht vom Baume,
Noch pirscht der Jäger nicht am Waldessaume.

Vom Herzen zum Herzen.

Nun bin ich in die Fremde gegangen,
Nun hab' ich die Hochalp', hab' den See!
Gestilltes Verlangen
Wird mir zum Weh,
Nun erst beginnt das Hangen und Bangen.

Ach, Frieden suchend, geriet ich in Fehden;
Herr, betete Adam, gedenke mein!
Was soll mir das Eden?
Ich bin allein!
Wem kann ich vom Herzen zum Herzen reden

Einem Armen.

Willst Du nach Brot in fremde Thäler ziehen?
In Deines Herzens Angst die Heimat fliehen?
Mit Weib und Kind fort auf der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wohl längst befrachtet steht der Leiterwagen,
Wohl steht geschirrt der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie Dein Hüttlein weiter tragen?
Und gibt das Grab die Teuern Dir heraus?
Erinnerung an Deinen Jugendtraum
Umgaukelt Dich, ein heller Sommerfaden,
Und hängt sich hier an Deinen liebsten Baum,
Und dort an Deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt Dein quellend Auge schaut
Das Nest im Thurm, vom Klapperstorch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden,
Doch stets mit überstürztem Flügelschlag
Gezogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs holde Leiden:
Dann geht wie Kirchensang und Orgelton
Durch Dein Gebein ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den halb verlornen Sohn
Und doppelt fest die Heimat in den Armen.

Friedrich Beck.

Geboren am 21. Juni 1806 zu Ebersberg in Oberbayern, erzogen zu Neuburg an der Donau, studierte Christian Friedrich Beck (nach seinem Taufpaten Christian Friedrich Graf Stolberg also benannt) in München Philologie und wurde 1836 Lehrer an der dortigen Lateinischen Schule, sowie 1850 zum Professor am Ludwigsgymnasium ernannt. Zugleich führte er die Redaktion der „Münchner politischen Zeitung“ und später der „Neuen Münchner Zeitung“. 1860 auf seinen Antrag pensioniert, hat er die bayerische Hauptstadt doch nicht verlassen, sondern lebt und wirkt dort weiter als Poet, wie als philologischer Schriftsteller.

Werke: „Stillleben“, lyrische Gedichte in neuer Auswahl (1861), in welche Sammlung auch die (1860) zuerst erschienenen „Zeitklänge“ wieder aufgenommen sind; außerdem „Theophanie“ (Lehrgedicht), „Lothar und Maller“ (episches Gedicht), „Telephos“ (Tragödie) u. a. m.

Seerose.

Weiße Rose,
Die dem Schoße
Dunkler Fluten Du entquillst,
Wem wohl soll ich Dich vergleichen?
Ach, ich kenne Deine Zeichen,
Weiß, was Du mir sagen willst:

Wenn am düstern
Abend flüstern
Schilf und Busch den Gruß der Nacht,
Öffnet sich die Geisterpforte,
Und mir ist, als hört' ich Worte
Deinem Kelch entsteigen sacht.

Reine Blüte
Im Gemüte,
Die dem Himmel sich erschloß,
Ringt sich, um so schnell zu leuchten,
Nur aus dunklem, thränenfeuchten
Grunde tiefer Schmerzen los.

Sprüche.

Verborgen ruht der Strom im Bergesquell,
Zur Flamme schlägt empor der Funke schnell,
Ein Keim ist jede Kraft, sie treibt und sprießt,
Bis ganz nach außen sich ihr Leben gießt;
Drum, willst Du recht der Dinge Grund versteh'n,
Mußt Du im Ersten schon das Letzte seh'n,
Und zielt auf Künft'ges Deines Forschens Sinn,
So prüfe, was geschah im Anbeginn.

Baue Dein Haus
Im Stillen aus,
Und ist's vollendet, soll's die Welt erfahren!
Wie Stein auf Stein
Du fügtest ein,
Darf nur dem Freund sich offenbaren.

August Becker.

Am 27. April 1829 zu Klingenmünster, einem Marktflecken in der bayrischen Rheinpfalz, geboren, sollte August Becker Schullehrer, wie sein Vater, werden, setzte es aber nach harten Kämpfen durch, daß er in München Geschichte und Philologie studieren durfte. Bei der geringen Unterstützung aus dem elterlichen Hause mit bitteren Sorgen ringend, verlor er nicht die Freudigkeit des Strebens, schrieb für die „Fliegenden Blätter" und andere Zeitschriften allerhand und erwarb sich sodann durch sein Epos: „Jung-Friedel, der Spielmann" (1854), einen geachteten Namen unter den deutschen Dichtern. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien eine Zeitlang in München beamtet, lebt er seit 1870, freischaffend, in Eisenach.

Beim Lesepublikum sehr beliebt geworden sind seine „Novellen" (1856), die Erzählungen: „Aus Stadt und Dorf" (1869), „Der Karfunkel" (1870), „Das Thurmkätherlein" (1871, Geschichte aus dem Elsaß), „Der Nixenfischer" (1872, Geschichte vom Starnberger See), die Romane: „Des Rabbi Vermächtnis" (1867), „Hedwig" (1868), „Verfehmt" (1869), und so noch manch anderes, was stets von neuem der festgewurzelten Gunst, in welcher Becker als Erzähler, namentlich beim sogenannten Leihbibliothekenpublikum steht, sicher sein konnte.

„Jung-Friedel" schildert in lyrisch-epischer Manier das Volksleben des 16. Jahrhunderts und vor allem die so eigen anziehende Erscheinung des fahrenden Sängertums. Glanzstellen sind die eingeflochtenen kleinen Lieder und Gedichte, worin in rührender Weise der treuherzig anheimelnde, gemütstiefe Ton des deutschen Volksliedes angeschlagen ist. Der Leser wird uns nach den folgenden Proben aus „Jung-Friedel", der ein Vorläufer von Jul. Wolff, A. Fitger ꝛc. geworden ist, Recht geben.

Der Abschied.

Es thut dem Menschen nichts so gut,
Als wenn sein junger Lebensmut
Sich aller Schranken ledig weiß
Und dennoch bleibet im Geleis,
Das ihn da führt zum rechten Ziel,
Und wären auch der Wege viel.
Es frommt dem Menschen nichts so sehr,
Als wenn er dämmet sein Begehr,
Als wenn der Seele gute Kraft
In ihm den rechten Willen schafft.

Zieh hin! Dein Herz ist wohlbestellt!
Wie Du sie nimmst, so ist die Welt,
Drum glaub' nicht, was das Sprichwort sagt,
Das über schlimme Zeiten klagt,
Noch ist nicht schlecht, was gut und recht,
Noch ist nicht recht, was bös und schlecht.
Und wo ein schlimmer, finstrer Wahn, —
Zünd' nur ein wenig Lichtlein an:
Sieh, stärker ist des Lichtleins Macht,
Als alle Geister düstrer Nacht.

Und kommt vor's rechte Haus die Kunst,
Versagt ihr niemand seine Gunst.
Wo man in Freuden lebt und schwebt,
Da sei auch stets Dein Lied bestrebt,
Den Jubel Deiner eignen Brust
Zu einen mit der fremden Lust.
Drum trübe nicht, was glänzt und gleißt,
Stimm' ein, wo man das Leben preist,
Denn Freude ist des Herren Gut,
Das er dem Menschen schenken thut.

Pocht man auf rechte Art nur an,
So wird auch gerne aufgethan,
Und wo ein Herze traurig ist,
Weil es den rechten Trost vermißt,
Da singe nicht in frohem Ton:
Es klänge ihm, wie Spott und Hohn.
Doch sing' ihm voller Traurigkeit,
Als ob Du selber fühl'st sein Leid!
Zur Hälfte seinen Schmerz ihm nimmst,
Wenn Du in seine Klagen stimmst.

Und fühlst Du selber Schmerz, so denk':
's ist auch ein göttliches Geschenk.

Wem Gott sein Leiden nicht beschert,
Den hält er seines Glücks nicht wert.
Wie sähest Du die Freuden an,
Wenn nie Dir etwas weh gethan?
Und wenn Dein Herz ein Herze liebt,
So denk', daß es der Herr Dir giebt;
Es wird Dir Schmerz und Wonne sein,
Als wie dem Baum der Sonne Schein!

Liebesklage.

Wenn ich Dich ferne seh',
Ist mir's hier innen,
Wie ein unendlich Weh',
Und meine Thränen rinnen.

Und ich sehne Dir nach,
Wie die Welle der Welle,
Und wie zum rauschenden Bach
Sich sehnet die Quelle.

Und wie weh' mir ist,
Möcht' ich gerne Dir klagen —
Doch wenn Du bei mir bist,
Kann ich's nicht sagen!

Hinter dem Dorfe beim Weidengebüsch.

Hinter dem Dorfe beim Weidengebüsch
Saß eine Junge und Alte,
Als ich heut' Morgen so frei und frisch
Dorten vorüber wallte.

Hatte zwei Röslein, das eine war bleich,
Hing verwelket und lose,
Aber das andre war düftereich,
Eine gar prächtige Rose.

Und da warf ich die Rosen hin
Nach den sinnenden Frauen;
Wie ich stehen geblieben bin,
Mocht' ich verwundert schauen,

Daß das blühende Röselein
Lag der Alten im Schoße,
Aber der Jungen fiel herein
Die verwelkende Rose.

Beide hat es traurig gemacht,
Als ich vorüber wallte.
Hat wohl die Junge der Zukunft gedacht
Und der Jugend die Alte?

Julius Becker.

Geboren am 5. Februar 1811 zu Freiberg in Sachsen, entwickelte er früh musikalische Anlagen, die er in Leipzig ausbildete. Seit 1837 beteiligte er sich als Mitarbeiter und später als Mitredakteur an der „Neuen Zeitschrift für Musik“. Von seinen eigenen Kompositionen sind zu nennen: eine Oper („Die Belagerung von Belgrad“), eine Symphonie, viele Lieder, die Musik zu „Prinz Waldmeisters Brautfahrt“ von Roquette. Er war auch Verfasser einer Harmonielehre, sowie des musikalischen Romans: „Die Neuromantiker“ und des humoristisch-satirischen Romans: „Kleebein und Compagnie. Freie Federzeichnungen in Hogarths Manier“ (1840 und 1841). Seit 1846 lebte er zurückgezogen zu Oberlößnitz bei Dresden, wo er am 16. Februar 1859 starb. Die „Gedichte“ Julius Beckers erschienen erst nach seinem Tode, 1862.

Das Lied von der Liebsten.

Ich weiß wohl ein Liedlein,
Das immer mir schallt,
In einsamer Zelle,
Im Feld und im Wald,
Im Drange der Tage,
In ruhiger Zeit,
Im Wachen und Träumen,
In Lust und Leid;
Das tragen die Winde
Ans lauschende Ohr,
Das zwitschern die Vögel
Im lustigen Chor,
Das summen die Bienen
In emsiger Hast,
Das girren die Tauben
In zärtlicher Rast,

Das lispeln die Zweige,
Das flüstert der Baum,
Das wiegt die Gedanken
In seligen Traum,
Das murmeln die Quellen,
Das rauschet der Bach,
Das rufet im Herzen
Ein Echo mir wach,
Das brauset die Orgel
Im frommen Gesang,
Das läuten die Glocken
Im friedlichen Klang:
Das Lied von der Liebsten
Mir nimmer verhallt,
So lang durch die Adern
Das Leben noch wallt!

Der Liebesbrief.

Wollt' einmal dem Liebchen schreiben,
Hatte gleich kein Briefpapier.
Dacht' ich: gut! — da läßt du's bleiben —
Gehst gleich lieber selbst zu ihr!

Und so groß war meine Eile,
Daß ich selbst als Liebesbrief
Manche liebe lange Meile
Nach dem fernen Liebchen lief.

Und sie las den Brief geschwinde,
Küßt' und herzt' ihn tausendmal!
Doch ich gab dem holden Kinde
Küsse wieder ohne Zahl.

Adolf Bekk.

Geboren 1830 in Baden bei Wien, studierte Philosophie, promovierte in Leipzig und lebt in der österreichischen Hauptstadt als Schriftsteller.
Seine Gedichte: „Ranken“ erschienen 1867; auch ist eine Abhandlung über Shakespeare und Homer als aparte Schrift gedruckt erschienen.

In der Fremde.

Saß in der Stube so fremd und kalt,
Fühlte mich, ach, so müd' und alt;
Draußen heulte Novembersturm,
Zwölfe schlug es vom nahen Thurm,
Dachte der Tage, die nicht mehr sind,
Hätte geweinet bald wie ein Kind.
Goß in die Schale den feurigen Saft,
Meinte zu singen ein Lied der Kraft,
Meinte zu singen ein Lied der Freude,
Wollte mir nicht gelingen heute.
War so allein — ohn' Unterlaß
Klang mir im Ohr die trübste der Weisen:
Einsames Lieben, einsames Reisen,
Einsames Zechen, wie traurig ist das!

Glück.

Schlich im Feld und Ähren ließ ich
Prüfend gleiten durch die Hand,
Eine blaue, liebe blaue
Blume da mein eigen fand.

Ging am Weg, ein Falter hob sich
Goldig prunkend von dem Sand,
Schwankte, schwebte, saß und bebte,
Wo ein Wunderkleeblatt stand.

Klomm zu Berge, blicken wollt' ich
Wie der Adler über's Land.
Eine Quelle rief so helle,
Schlang zu Thal ihr Silberband.

Schritt im Wald, zu lesen dacht' ich
In 'nem Buche voll Verstand
Und ein kleines, süßes kleines
Liedchen schrieb ich an den Rand.

Julius Bercht.

Auf dem Gute Pröbel zwischen Leipzig und Altenburg, wo sein Vater als Kriegsrat a. D. lebte, am 4. Mai 1811 geboren, wurde Julius Bercht zum Juristen bestimmt, von Liebe zur Kunst aber aufs Theater getrieben. Er begann seine Schauspielerlaufbahn am alten Königsstädter Theater zu Berlin, war als jugendlicher Liebhaber eine Zeitlang auch Mitglied der dortigen Hofbühne, zog vielfach umher in deutschen Landen, gehörte später dem gerühmten Immermannschen Ensemble in Düsseldorf an und ist endlich dem Braunschweiger Hoftheater treu geblieben, dessen beliebtes, als Intriguant und Charakterdarsteller einen nicht unbedeutenden Ruf genießendes Mitglied er seit 1843 war. 1878 feierte er sein goldenes Künstlerjubiläum.

Bercht hatte soeben die Fünfzig vollendet, als er (1861) seine Gedichtsammlung: „Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie, Fragment der vier Jahreszeiten“ herausgab, doch atmet dieselbe noch ganz die Frische, die Lebensfreudigkeit und glückliche Stimmung der Jugend. Sein Werkchen ist gleichsam eine Paraphrase des Heine'schen Verses: „Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, da ist auch mir im Herzen die Liebe aufgegangen“. Der Poet schildert das neuerwachte Leben und Weben der Naturkräfte und inmitten dieses vom Schlafe Auferstehens, Keimens und Sprossens an allen Ecken und Enden die blühende Entfaltung des Menschenherzens, das ebenfalls wie neugeboren scheint und den Winterharm überwunden hat, der die Seele lange gefangen hielt.

Der goldne Mai.

Gieße Deine Blütenschale,
Frühling, über Berg und Thal,
Lade uns zum Göttermahle!
Endlos war die Winterqual:
Da, mit flammendem Pokale
Tritt der Holde in den Saal.

Wie ein junger Zaubrer steht er
Aufgeschürzt und angethan:
Ihm zu Haupte klarer Äther,
Ihm zu Füßen Wiesenplan,
Und auf Blumensohlen geht er
Lächelnd seine goldne Bahn.

Winkend mit dem Rosenfinger
Schwebt er hin am Himmelszelt,
Überall wird er Bezwinger,
Und die Freudenthräne fällt;
Denn er wird der Wiederbringer
Der ersehnten Blütenwelt.

Löst den Westen ihren Zügel —
Über Hütten, Meer und Land
Schwärmen sie mit seidnem Flügel
Weiter bis zum fernsten Strand,
Und umweben alle Hügel
Neu mit Gras und Blumenrand.

Wilde Buben werden innig
Und es wogt in ihrer Brust,
Holde Mädchen werden sinnig,
Seufzer quellen unbewußt,
Die Natur ist reizend minnig,
Alt und Jung voll Glück und Lust!

Ein Allerweltskerl.

Kennt Ihr den hochgebornen Junker,
Der in die höchsten Fenster schielt?
Den luft'gen leichten Flinkeflunker,
Der allen Mädchen Küsse stiehlt?

Er überrascht sie in den Betten
In allerfrühster Morgenstund',
Und sucht sich weiche Lagerstätten
Und küßt sie auf den Rosenmund.

Er läßt sich fast wie häuslich nieder
An ihrem blütenweißen Bett,
Beguckt die abgelösten Mieder
Und legt sich quer auf's Blumenbrett.

Sie fühlen's sonder Harm und Kummer,
Wenn sie der Flattergeist umstrickt:
Selbst wenn er sie im Morgenschlummer
Ein wenig in die Augen zwickt.

Erwachend schaun sie ohne Beben
Auf diesen feinen blanken Mann
Und kleiden' ohne Widerstreben
In seiner Gegenwart sich an.

Oft schließen lieblich weiße Hände
Sogar das dunkele Rouleau
Und schlüpfen wonniglich behende
Ins warme Bettchen wieder froh.

Er aber legt sich breit in's Fenster,
Als wären alle Mädchen sein! . . .
Doch glaubt nur ja nicht an Gespenster:
Es ist der Junker Sonnenschein.

Nachtstück.

Das war denn in dem Birnenbaum
Ein nächtlich Musizieren.
Ein Schnäbeln durch den Gartenraum
Und schluchzendes Scharmieren!

Der Garten blütenüberdeckt,
Wie Silberschaum erglänzt er;
Im Rebenlaub lag ich versteckt
Bis Mitternacht im Fenster.

Der Mond schwamm in dem kalten Duft,
Es blitzten alle Sterne
Und warfen Schnuppen durch die Luft
Mit hellem Flammenkerne.

Verschwendrisch waren ausgestreut
Unzähl'ge feuchte Perlen,
Sie rollten funkelnd weit und breit
Von Weingezweig und Erlen.

Und fern und nahe zog herauf
Ein wetterleuchtend Flammen,
Und Blum' und Blätter rauschten auf
Und schauerten zusammen.

Es war ein wildes Feuerspiel,
Geheimnisvoll und düster,
Ein Flammen ohne Maß und Ziel
Und schauriges Geflüster.

Im Nachtwind macht' ein Geisterchor
Sich heimlich auf die Reise
Und murmelte von Ohr zu Ohr
Unheimlich ahnungsleise:

Was schürst Du ohne Rast und Ruh
Der Liebe Feuergluten?
Die Nixe winkt und nickt Dir zu
Und schlüpft in kalte Fluten.

Ende, Anfang.

End' ist Anfang, Anfang Ende
In dem Kreislauf der Natur:
Folge ihrem ew'gen Gleise
Und sie führt dich leise, leise
Immerdar zur Quelle nur.

Ist der laute Tag geschwunden,
Thut sich auf die stille Nacht;
Es erscheint aus goldnen Thoren,
Schönheitstrahlend, neugeboren,
Eines jungen Morgens Pracht.

Alles Weh' im Menschenherzen,
Es verklärt sich noch in Lust:
Stehst Du an der Erde Grenzen,
Ziehen Dich mit Liebeskränzen
Selige an ihre Brust.

Wirke, strebe, hoffe, glaube,
Bis Du anlangst in dem Port;
Folge jedem edlen Triebe,
Atme Schönheit, spende Liebe,
Menschlich göttlich, fort und fort.



Michel Berend.

Zu Hannover 1834 geboren, verließ Michel Berend frühe seine Heimat, machte eine Reise nach Amerika, lebte dann in Paris und ließ sich in Brüssel nieder, wo er journalistisch thätig war und am 5. September 1866 starb. — „Gedichte", 1854.

O wenn Dir Gott ein Lieb geschenkt.

O, wenn Dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen
Und was Dich drückt und was Dich kränkt,
Mit ihm kannst Du's verschmerzen;
Es schwindet jedes Leid der Welt,
Wenn Liebchens Thräne darauf fällt —
Drum, wenn Dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen!

Wenn fromm auf Dich ihr Auge schaut,
Aus Bitter'm wird das Süß'ste,
Wie, wenn der Himmel tröstend blaut,
Zum Paradies die Wüste.
Der Hader und der Wahn schläft ein,
Das wilde Herz wird gut und rein —
Wenn fromm auf Dich ihr Auge schaut,
Aus Bitter'm wird das Süß'ste.

Zieh' von Dir, wenn Du zu ihr trittst,
Die staub'gen Erdenschuhe,
Und was Du duldetest und littst,
Das singt ihr Wort zur Ruhe;

Wie, wo der Herr beschritt den Grund,
Blüh'n tausend Blumen auf zur Stund' —
Zieh' von Dir, wenn Du zu ihr trittst,
Die staub'gen Erdenschuhe!

Doch, wenn Du sie verloren hast
Voll Jammers unermessen,
O denk' in Deiner Schmerzen Last,
Denk', daß Du sie besessen!
Und will das Herz Dir brechen schier,
Fluch' nicht der Welt, noch ihr und Dir —
Auch wenn Du sie verloren hast,
Denk', daß Du sie besessen!

An meine Mutter.

Gelobt sei der Herr, daß ich Deine Hand
Mit heißen Thränen darf nässen —
Ich habe Dich wieder, o Mutterherz
Und will nun Alles vergessen.

Die Jugend ging hin und die Freundschaft mit,
Die Liebe vergaß das Lieben —
O Mutter, von allem, was ich besaß,
Bist Du, nur Du mir geblieben.

Du hast Dein Wohl, Dein Hoffen, Dein Weh'
Mit dem Deines Kindes geeinet,
Du hast, wo mir nicht mehr zu helfen war,
Gebetet für mich und geweinet.

Du hast Dich in meiner Freude gefreut
Und die Wunden, die mir geschlagen,
Du hast sie alle gleich mir gefühlt —
Doch ohne gleich mir zu klagen.

Vergieb mir, Herr, daß ich gar so oft
Vergiftet habe ihr Leben,
Vergieb mir, daß sie es getragen hat,
Vergieb mir, daß sie es vergeben!

Sieh, Mutter, nach manchem langen Jahr,
Kehr' ich Dir wieder auf's Neue,
Nur Deines von allen Herzen ich fand
Voll der alten Liebe und Treue.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An diesem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es alles wieder!



Moritz Blanckarts.

Geboren am 16. April 1839 in Düsseldorf, wo er sich auf der Akademie und speziell als Schüler von Vautier, Köhler, Leutze und Hünten zum geschätzten Maler ausgebildet hat. Seine Domäne sind Schlachten- und militärische Genrebilder. Seit mehreren Jahren ist er nach Stuttgart übergesiedelt. Neben dieser Berufsthätigkeit gewann er noch Zeit, auch dichterisch zu wirken. Seine poetischen Leistungen sind die Dramen: „Johann von Schwaben", „Adolf von Nassau", „Königin Adelheid", „Fürs Vaterland", ferner „Kriegsgedichte" (1866), „Gedichte" (1870), „Kriegs- und Siegeslieder" (1870 und 71).

Die rote Rose.

(19. August 1870).

Der König fuhr durch Gorce
Nach heißer Siegesschlacht,
Rings ward von seinem Heere
Ihm Huld'gung dargebracht.

Da trat aus kleinem Hause
Hervor ein alter Mann
Und bot dem greisen Herrscher
Eine rote Rose an.

Er spricht: „Hier liegt verwundet
Ein junger Offizier,
Der sendet diese Blume
Mit seinem Gruße Dir!"

Der König nimmt sie dankend,
Es macht ihn reich beschenkt,
Daß selbst im Schmerz der Wunden
Die Liebe sein gedenkt.

Wohl ist sie rot die Rose:
Auch Heldenblut ist rot.
Schön ist ihr Duft: doch schöner
Ist Treue bis zum Tod!

Hugo Freiherr von Blomberg.

Freiherr Hugo, s. Z. Chef der Kurländischen Linie des Freiherrlich Blomberg'schen Geschlechts und Majoratsherr auf Sergemitten in Kurland, war am 26. September 1820 in Berlin geboren, wuchs bis ins 14. Jahr zu Liebthal bei Krossen (der Secundogenitur-Besitzung der Linie, welche seinem Vater zugefallen) auf dem Lande heran, erhielt seine Gymnasialbildung in Berlin und bezog 1839 zum Studium der Jurisprudenz die dortige Universität. Bald aber folgte er einer innigen Neigung zur Malerei; er trat in Wach's Atelier, das er 1847 mit dem L. Cogniet's in Paris vertauschte. In der Mitte des folgenden Jahres zum Waffendienst nach Deutschland zurückberufen, blieb er fortan im Vaterlande; er lebte seit 1857 in Berlin und seit 1867 in Weimar, wo er am 17. Juni 1871 starb. Majoratsherr zu Sergemitten ist sein Sohn Freih. Karl aus der Ehe mit Adelheid v. Eberhard geworden. Blombergs Ruf als Maler (Dornröschen, Poseidon und Amazone, der Kaufmann von Venedig, Benvenuto Cellini, König Wilhelm bei Königgrätz) verbreiteten wohl am meisten seine Farbenskizzen zu Dantes „Göttlicher Komödie." Auch mit kunsthistorischen und kritischen Arbeiten beschäftigte er sich.

„Bilder und Romanzen" (1860); „Treu zum Tod" (Vaterländische Dichtungen, aus dem Nachlaß, 1872).

Rokoko.

Fürwahr, ich liebe sie, die stolzen Avenüen,
Die Masken, die ihr Naß in weite Muscheln sprühen,
Indeß der Strahl empor aus Tritons Backen steigt; —
Das Buchen-Labyrinth, Alleen ohne Ende,
Geschnitten nach der Kunst, in deren grüne Wände
Der alten Bäume Laub wie ein Gewölk sich neigt.

Die Schlösser lieb' ich auch — die seltsamen Façaden,
Mit Statuen, Festons und Muschelwerk beladen,
Auf die das Schieferdach mit schwerer Masse drückt; —
Die Essen hoch und schlank, die ausgeschweiften Giebel, —
Die Rampen ab und auf — die Reihen mächtiger Kübel,
Drin der Orangenbaum mit Blüt' und Frucht sich schmückt.

Doch nicht bei Sonnenschein, nicht bei des Frühlings Wehen,
Wo alles sich verjüngt, was kann, mag ich sie sehen;
Dann lächeln sie frivol, verbuhlten Alten gleich,
Die ihrer Runzeln Gelb mit Blütenfarben decken;
Doch kann die Schmink', es kann das Lächeln nicht verstecken,
Was ihnen Zeit gethan mit manchem Sensenstreich.

Nein, nicht bei Frühlingswind und nicht im Sonnenscheine, —
Am späten Nachmittag, im Herbst mag ich alleine
Durch die verfallne Pracht mit meinen Träumen gehn.
Wenn welkes Laub hintanzt in Gängen und auf Treppen
Und niedrig drüber hin die düstern Wolken schleppen,
Dann träum ich sie mir jung, dann sind sie wieder schön.

Dann reden sie mit mir von ihren guten Tagen;
Sie beichten manche Schuld, mit Reu' — und mit Behagen:
Denn eine sünd'ge Zeit, voll Trug und Schimmer war's!
Ein Märchen nur war Treu', ein Spielzeug war die Ehre;
Doch siegreich lächelte die Göttin von Cythere
Und manch' bepudert Haupt umkränzt' Apoll und Mars.

Dann mein' ich wieder auch die blanken Prachtkarossen,
Die Damen hochfrisiert, die zierlich d'rin verschlossen,
Wie eine heil'ge Pupp' im gold-kristallnen Schrein, —
Ich meine sie zu seh'n! Die Isabellenpferde,
Die Mähne bandgeschmückt — kaum rühren sie die Erde! —
Die Pagen auf dem Tritt, bedeckt mit Stickerei'n!

Der Läufer fliegt voran, mit Blumenhut und Schürze,
Als ob von Jovis Thron Merkur sich eilig stürze;
Der Schweizer salutiert mit goldbefranztem Speer;
Es drängen — eine Schar erwachs'ner Amoretten —
Die Kavalier', in Puder und Manschetten
Sich um den Wagenschlag der Huldgöttinnen her.

Nun wandeln seh' ich sie dort zwischen den Orangen:
Der schwere Damast rauscht, es flattern die Fontangen,
Auf hohen Schuhen schwankt's, ein wandelnd Malvenbeet.
Ein Neger trägt den Mops, den Schirm nach Japans Mode
Und lispelnd deklamiert die neuste Liebesode
Im schwarzen Mäntelchen ein geistlicher Poet.

Welch' blitzende Bonmots! Welch' Lachen und welch' Kichern!
Welch' schmachtend Girren dort, welch' Schwören und Versichern!...
Der Herbstwind rauscht um mich und streut das braune Laub:
Verschwunden Lust und Pracht! Der Abend senkt sich dichter:
Kein Leben rings, als meins! Im Schlosse keine Lichter! —
Und alles, was gelebt und leben wird, ist Staub!

Wie die Kinder lesen.

Saht ihr einmal — wie freilich solltet ihr!
Doch schade drum, denn hold und lustig ist es! —
Wenn meine Kleine, siebzehn Monden alt,
In Vaters Büchern oder Briefen liest?
Wie sie das Ding schon so verständig anfaßt,
Den Zeilen emsig mit dem Finger folgt
Und ihren ganzen winzigen Wörtervorrat:
Papa, Mama und Baba und Baubau
Mit ungemeiner Wichtigkeit und mit
Nicht mindrer Modulierung an den Mann bringt —
(Denn, wie natürlich, kennt sie noch kein Jota!)
Und wir, die Eltern — lach' uns aus, wer mag! —
Wir horchen, wie auf's Evangelium
Und sagen: „Ei, wie schön kann Eva lesen!“
Dann blickt sie stolz und glücklich zu uns auf.

Mir aber wird oft wunderlich dabei
Zu Mut — und auf dem Bänkchen neben ihr
Mein' ich ein ganzes großes Publikum
In gleiches Lesewerk vertieft zu sehen:
Gar alt und hochgelahrte Männer drunter
(Auch, daß es niemand übel nimmt, mich selbst,
Obwohl ich eben keins von beiden bin) —
Und halten tausend klein und große Bücher,
Nicht etwa Märchen und Romane nur,
Im Gegenteil! recht vollgewicht'ge Bände:
Der Künste Buch, wie das der Wissenschaft,
Den dicken grauen Tröster „Weltgeschichte,"
Selbst jenes größte — schwer nur klappt sich's auf! —
Das alte, das Natur betitelt ist —,
Und lesen ernst und laut einander vor
Und leiten zeilenweis sich mit den Fingern, —
Die Größern nämlich — Kleinste hören zu, —
Doch mancher, fürcht' ich, hält das Buch verkehrt
Und A bis Z steht lustig auf den Köpfen.

Der große Vater aber, denk' ich mir,
Sieht lächelnd nieder auf die kleine Welt
Und streichelt manches kluge Lockenköpfchen,
Als spräch' er: „Wie das Kind schon lesen kann!"
Im Stillen aber sagt er: „Warte nur,
Nehm' ich Dich erst auf's Knie, und lehre dich,
Dann lernst Du's anders!"



Viktor Blüthgen.

Geboren am 4. Januar 1844 in Zörbig bei Halle, studierte Viktor Blüthgen Theologie auf letztgenannter Universität, besuchte das Predigerseminar in Wittenberg und bereitete sich für eine akademische Karriere vor, die er dann auch, durch äußere Verhältnisse veranlaßt, mit der journalistischen vertauschte. Er war 1876 Redakteur der Krefelder Zeitung, dann Mitredakteur der „Gartenlaube." Jetzt lebt er ohne feste Stellung zu Freienwalde a. O. Außer Novellen und zahlreichen Kinderschriften besitzen wir von ihm: „Gedichte" (1880). Seine Spezialität ist das Kinderlied. Die Blüthgen'schen Reime zu Oskar Pletsch's Bilderbüchern sind echte Perlen in ihrer Art und ein Kritiker hatte Recht, wenn er z. B. von dem (weiter unten mitgeteilten) „Traum" schrieb: „Das ist etwas, dessen Rückert sich nicht zu schämen hätte!" Die „Idylle" ist der poetisch erläuternde Text zu einem Ölbild von Bertha Wegmann in München und hier könnte man sagen: Bild und Text, eines ist des anderen würdig.

Glücks genug.

Und mögen sie seufzen und klagen,
Wie übel das Leben bestellt:
Mir lächelt mit himmlischen Tagen,
Als müßt' ich sie küssen, die Welt.
Im traurigen Erdengetriebe,
Was macht mich so fröhlich gesinnt?
Ich trage im Herzen die Liebe
Und Dich, Du goldiges Kind!

Nicht darf ich genießen und träumen;
Kaum nipp' ich vom Becher der Lust;
Das selige Dehnen und Säumen,
Das hab' ich vergessen gemußt.
Ob Last mir und Sorge verbliebe —
Ich weiß nicht, wie quälend sie sind:
Ich trage im Herzen die Liebe
Und Dich, Du goldiges Kind!

Wohl grüßt mich mit winkendem Schweigen
Manch' blühendes Mädchengesicht;
Wohl hör' ich aus taumelnden Reigen,
Was lachend die Sünde verspricht:
Ob sich mir die Göttin verschriebe,
Sie fände mich ehern und blind —
Ich trage im Herzen die Liebe
Und Dich, Du goldiges Kind!

Und darf ich ein seliges Stündchen
Dich schauen im gastlichen Haus:
Es lockt mich Dein plauderndes Mündchen
Durch Kälte, durch Wetter und Graus.
Wie wild es der Himmel auch triebe,
Mich kältet nicht Frost und nicht Wind —
Ich trage im Herzen die Liebe
Und Dich, Du goldiges Kind!

Durch den Tanz der Abendschatten.

Durch den Tanz der Abendschatten
Treib' ich meinen Kahn zu Lande,
Wo die weißen Wasserlilien
Wachsen an des Teiches Rande.

Aus des Schilfes grünen Netzen
Weiße Arme schüchtern blinken;
In das weiße Netz der Arme
Darf der frohe Schiffer sinken.

Worte stocken, Herzen beben,
Schmachtend senken Blick in Blick sich;
In dem regungslosen Wasser
Spiegelt stumm mein junges Glück sich.

Anchises.

O schöne Göttin, schaumgebornes Wunder,
Ich kenne Dich, wie Du Dich auch versteckest
Und, mich zu täuschen, Deinen Leib bedeckest
Mit unsrer Erdentöchter schnödem Plunder!

Den Nektar schmeckt' ich bei des Kusses Raube;
Verrätrisch blickt die Schulter aus dem Mieder —
Das sind der Cypris stolze Marmorglieder;
So sieghaft schmachtend blickt kein Weib von Staube.

Ich Elend-Glücklicher! Schon seh' ich zagend
Im Geist zerrissen unsrer Liebe Bande!
Abschleudern wirst Du diese Mißgewande,
Der Nacht verschwiegnen Mantel um Dich schlagend.

Dann wirst Du lächelnd mir die Hände geben
Und ach! der Götter traurig Recht gebrauchen:
Den letzten Kuß mir auf die Lippen hauchen
Und in die laue Sternennacht entschweben!

Idylle.

Im Parke saß sie, auf schwellendem Moos,
Eine blühende Mutter, das Kind im Schoß;
Und ein andres sprang mit muntrem Sinn
Unter Frühlingsblumen her und hin
Und als es eine Handvoll gepflückt,
Trug's die zum Brüderchen froh beglückt
Und neigte sich mit dem Blumengesicht
Kosend über den kleinen Wicht,
Welcher jauchzend mit täppischen Fingern
Griff nach den bunten, zierlichen Dingern:

Da, in der Mutter leuchtendem Blick,
Sah ich Dich, heiliges Mutterglück!
Mitten im lachenden Frühlingsleben,
In der Blättchen Flattern und Schweben,
In dem Keimen und Knospenspringen,
Falterwiegen und Vogelsingen —
Zwischen spielenden Sonnenblitzen
Schien mir die zärtlich Beglückte zu sitzen,
Wie die ewige Mutter Natur
Unter dem Kindervolk auf der Flur —
Aber da schweiften strahlend und stolz
Ihre Augen durch's sprossende Holz
Und sie sprach mit lächelndem Munde:
All' ihr Blumen im grünen Grunde,
Die ihr sucht in die Sonnenferne,
All' ihr offenen Augensterne —
Ach, was seid ihr blöd' und blinde
Gegen die Äuglein von meinem Kinde,
Gegen die tiefen, wonnigen, blauen,
Welche munter in meine schauen!
All' ihr weichen, wohligen Lüfte
Voller Maiblum- und Veilchendüfte —
Ach, was seid ihr mit eurem Streicheln
Gegen seines Atems Schmeicheln!
Tausendmal schöner das Lächeln sein,
Als der lachendste Sonnenschein!
Tausendmal lieber sein Schrei vor Glück,
Als der Drossel süßestes Stück,
Als der Grasmücke Wunderschall
Und die Triller der Nachtigall!

Der Traum.

Das war ein niedlich Zeiselein,
Das träumte nachts im Mondenschein:
Es säh' am Himmel Stern bei Stern,
Davon wär' jeder ein Hirsekern
Und als es geflogen himmelauf,
Da pickte das Zeislein die Sterne auf.
Piep —
Wie war das im Traume so lieb!

Und als die Sonne beschien den Baum,
Erwachte das Zeislein von seinem Traum.
Es wetzte das Schnäbelchen her und hin
Und sprach verwundert in seinem Sinn:
„Nun hab' ich gepickt die ganze Nacht
Und bin doch so hungrig aufgewacht!
Ping —
Das ist mir ein närrisches Ding!“

Frisch vom Storch.

O Du reizende Maus!
Wie gefällt Dir's hier im Haus?
Hast Du schon den Jakob geseh'n?
Gelt, die Mama ist wunderschön?
Habt wohl tüchtig fliegen müssen?
Hat Dich der Storch denn nicht gebissen?
Guck, die roten Bäckchen und Ohren!
Hast unterwegs wohl arg gefroren,
In der Luft auf der langen Reise,
Immerfort über Schnee und Eise!
Ach, die Händchen! Du liebe Güte!
Damit hieltst Du die Zuckerdüte?

Friedrich von Bodenstedt.

Geboren am 22. April 1819 zu Peine in Hannover, sollte Friedrich Bodenstedt Kaufmann werden, bezog aber nach autodidaktischer Vorbildung die Universitäten Göttingen, München, Berlin, wurde 1840 Erzieher der jungen Fürsten Galitzin in Moskau, bereiste später die Gegenden des Kaukasus (wo er in Tiflis mit dem Sprachlehrer Mirza-Schaffy den für ihn so entscheidend gewordenen Freundschaftsbund schloß) und den Orient, sowie Italien, redigierte 1848 den „Österreichischen Lloyd" in Triest, vertrat 1849 die preußischen Freihändler in Paris, wirkte 1850 für Schleswig-Holstein auf dem Frankfurter Friedenskongreß und redigierte nachher in Bremen die Weserzeitung, bis er, einer Einladung des Königs Max II. von Bayern folgend, zum Professor der orientalischen Sprachen und Litteratur in München ernannt wurde. 1866 folgte er einem Rufe des Herzogs von Meiningen, der ihn auch adelte, als Intendant des Herzoglichen Hoftheaters, welche Stellung für ihn jedoch sehr bald unhaltbar wurde. Nach neuen Reisen (1880 in Amerika, wo ihn die Deutschen außerordentlich feierten) lebt er in Wiesbaden und unterhält von dort redaktionelle Beziehungen zu der seit kurzem in Berlin erscheinenden, seinen Namen tragenden Zeitung: „Tägliche Rundschau."

Werke: „Die Völker des Kaukasus" (ethnographisch-geschichtlich), „1001 Tag im Orient"; sodann Litterarhistorisches („Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke"), Übersetzungen fremder Dichter („Die poetische Ukraine", „Shakespeares Sonetten", „Lermontoffs poetischer Nachlaß", „Puschkins poetische Werke",) mehrere Dramen: (Demetrius, König Autharis Brautfahrt, Alexander in Korinth), Epen (Ada die Lesghierin), Novellen und Romane (Ernst Bleibtreu, Aus deutschen Gauen, Vom Hofe Elisabeths und Jakobs, Kleine Geschichten aus fernem Land, Das Herrenhaus im Eschenwalde 2c.), endlich: Die berühmten „Lieder des Mirza-Schaffy" (in 100 Auflagen vorliegend), „Gedichte" (1. Bd. „Aus der Heimat und Fremde" 1852, 2. Bd. „Altes und Neues" 1859), „Ausgewählte Dichtungen" (1864), „Zeitgedichte" (1870), „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's" (neues Liederbuch mit Prolog und erläuterndem Nachtrag (1874), „Einkehr und Umschau" (1876). Eine Gesammtausgabe füllt 12 Bände („Gesammelte Schriften", 1865—69). Als Vorsitzender der deutschen Shakespeare-Gesellschaft gab Bodenstedt das „Jahrbuch" derselben in seinen ersten Jahrgängen heraus und stand auch an der Spitze des Brockhaus'schen Unternehmens einer neuen deutschen Shakespeare-Übersetzung. — Was den Lyriker Bodenstedt, mit dem wir es ja hier allein zu thun haben, betrifft, so kündigten sich zwar die „Lieder des Mirza-Schaffy" Anfangs auch nur als Übersetzung an, sie sind aber vom Verfasser später als eine im Wesentlichen originale Arbeit anerkannt worden. Dies Werk, seit 1851 fast alljährlich in neuen Auflagen erschienen, hat den Geist des alten Hatem und Hafis noch einmal bei uns in die Mode gebracht, um so mehr, da Mirza-Schaffy gleichsam als ein geläuterter, in eine noch höhere geistige und poetische Sphäre erhobener Hafis sich zeigt. In seinen gleich von vornherein von ihm als sein eigen anerkannten „Gedichten" erwies sich Bodenstedt als Reflexionspoet aus der guten alten Goethe'schen Schule, dem das spezifisch jugendlich Schwärmen in lyrischen Stimmungen ziemlich fremd ist, der aber desto mehr durch ethischen Gehalt und charaktervolle Männlichkeit der Denk- und Empfindungsweise für sich einzunehmen vermag. Einen äußerst angenehmen Eindruck macht sein Liebeslied, welches, frei von aller Sentimentalität, die schöne, gesunde Sinnlichkeit des reifen Mannesalters in der glättesten, doch nirgends gekünstelten poetischen Form zeigt.



Friedrich v. Bodenstedt.

Als von Bodenstedt (resp. Mirza-Schaffy) besungene Schöne, ist neben der früheren Zuleikha, besonders die spätere Edlitam (Mathilde in Umkehrung) zu nennen, worunter des Dichters Gattin, eine Angehörige der weitbekannten, reichen v. Donnerschen Familie in Altona, zu verstehen ist.

Lieder des Mirza-Schaffy.

I.

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
Selbst mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich' ich Zuleikha, mein Mädchen nicht!

Denn der Engel Busen ist liebeleer,
Unter Rosen drohen die Dornen her
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht:
Sie alle gleichen Zuleikha nicht!

Nichts finden, soweit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesschein,
Kann sie mit sich selbst nur verglichen sein!

II.

Wenn dermaleinst des Paradieses Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen stehn
Und buntgeschart die Menschen aller Orten
Davor in Zweifel, Angst und Hoffen stehn:
Werd' ich allein von allen Sündern dorten
Von Angst und Zweifel nicht betroffen stehn,
Da lange schon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieses durch Dich offen stehn!

III.

Seh' ich Deine zarten Füße an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie soviel Schönheit tragen können!

Seh' ich Deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie solche Wunden schlagen können!

Seh' ich Deine ros'gen Lippen an,
So begreif ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie einen Kuß versagen können!

Seh' ich Deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, Du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können,

Als ich fühle. Sieh mich gnädig an!
Wärmer, als mein Herz, Du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz Dir schlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner, als mein Mund, Du süßes Mädchen,
Wird kein Mund Dir Liebe klagen können!

IV.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wir mit Engelzungen
Und von Glut sind wir durchdrungen
Und von Schönheit sind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und jedermann zu Nutz' wird!

Genügsamkeit.

Mir dient das ganze Morgenland,
Dich zu ergötzen, Dich zu schmücken —
Es kann zum Kranz Dir meine Hand
Die farbenreichsten Blumen pflücken.

So manche frische Rose blüht
Mir ihren duft'gen Hauch entgegen,
Es strahlt der Mond, die Sonne glüht
Des Morgenlands mir hell entgegen.

Bochara sendet Narden mir
Und Perlen senden mir die Meere —
Ich winke — und es tanzt vor Dir
Die leicht geschürzte Bajadere.

Duftwasser, Öle, Honigseim
Lass' ich durch meine Verse fließen —
Es ist kein Harem so geheim,
Sich meinem Liede zu verschließen!

Die Quellen, die empor vom Thal
Und die vom Berge niederspringen,
Ich lasse sie, im Sonnenstrahl
Schimmernd, durch meine Lieder springen.

Die Nachtigall von Schiras schlägt
Mir herzverwandten Tons entgegen —
Was blüht und klingt und Lust erregt,
Ich kann es Dir zu Füßen legen!

Doch thu' ich's nicht! Wozu der Tand?
Ich will die Schönheit nicht entweihen:
Es kann das ganze Morgenland
Dir keinen würd'gen Schmuck verleihen!

Vollkommen ist Dein stolzer Wuchs,
Geist, Anmut strahlt aus Deinen Zügen,
Dein Leib bedarf nicht fremden Schmucks,
Mag sich in Schönheit selbst genügen!

Wem ist die Sonne nicht hell genug,
Daß er durch Kunst sie noch verkläre?
Wem nicht am Schönheitsquell genug,
Daß er noch Flitterstaat begehre?

Drum fort mit all dem Firlefanz!
Bei Dir, Du herrlichste der Frauen,
Will ich nicht fremden Schmuck und Glanz,
Will ich nur Dich — Dich selbst nur schauen!

O, sieh die Perlen auf der Schnur.

O, sieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem, funkelnd hellem Strahl —
Zerreiß das seidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal!

Du siehst sie fallen, suche nur
Und sammle sie mit emſ'ger Hand —
Zerrissen ist die seidne Schnur,
Die alle schön zusammenband.

Und was in meinen Liedern klingt
Und meine ganze Herzenswelt:
Du bist's, um die sich alles schlingt,
Die alles schön zusammenhält.

O halte fest, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch Dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch Dich ich selber nur!

Des Lebens Müh.

Nie kampflos wird Dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt sein —
Selbst Diamantenglanz
Will seiner Hülle entrückt sein
Und windest Du einen Kranz:
Jede Blume dazu will gepflückt sein!

Aus Nacht in Nacht.

Ein großer Gedanke voll Schöpferkraft
Wirkt sonnenhaft —
Steigt in leuchtender Pracht
Aus dem Schoße der Nacht
Wie das Frührot auf,
In feurigem Lauf
Alles entzündend
Und der Welt einen neuen Tag verkündend,
Mit reifenden Saaten
Und mächtigen Thaten,
Hoher Enthüllung
Und froher Erfüllung. —

Doch was aus Nacht geboren,
Geht wieder in Nacht verloren.
Selbst der strahlendste Tag muß untergeh'n,
Verglühend im eigenen Feuer.
Folgt der Nacht auch des Lichtes Auferstehn'n,
Der Tag, der es bringt, ist ein neuer.
Jeder Gedanke, zu Ende gedacht,
Führt, wie der Tag, aus Nacht in Nacht.

Naturwissenschaft und Philosophie.

Naturwissenschaft und Philosophie
Kommen zusammen und wissen nicht wie,
Treffen sich stets und finden sich nie.

Die Philosophie auf stolzen Schwingen
Sucht wie ein Adler zum Lichte zu dringen,
Forscht nach dem Urgrund von allen Dingen.

Doch da der Urgrund nirgends zu finden,
Fliegt sie ratlos nach allen Winden,
Bis ihr zum Fluge die Kräfte schwinden.

Nun bei der Wissenschaft der Erfahrung
Bettelt die Philosophie um Nahrung
Und verheißt als Lohn ihr Offenbarung.

Doch die Wissenschaft der Erfahrung spricht:
Ich brauche Deine Offenbarung nicht
Und schenke Dir meine Nahrung nicht.

Ich kann leben ohne Schelling und Hegel,
Selbst ohne den Philosophen vom Pregel,
Auch Schopenhauer, den geistvollen Flegel.

Was ich mühsam erwerbe, steht nicht zu Kauf,
Getrennt für immer bleibt unser Lauf,
Denn wo Du anfängst, da hör' ich auf.

Mezzofanti.

Ein Vater kam mit seinem Sohn nach Rom,
Da sah'n sie im St. Petersdom
Durch Gunst des Zufalls auch einmal
Den weltberühmten Kardinal,
Den sprachgelehrten Mezzofanti.

Der Sohn mit staunendem Gesicht
Hört, daß er an die sechszig Sprachen spricht,
Sogar die Sprache der Aschanti.

Und lange blieb der Jüngling steh'n,
Den Wundermann sich anzuseh'n,
In dessen Kopf aus allen Zonen
Die Sprachen eng' beisammen wohnen
Und doch sich gut darin vertragen.

Der Vater sprach: Wohl seit den ältsten Tagen
Ward uns von solchem Wundermann nie Kunde,
Der soviel Sprachen sprudelt aus dem Munde
Und doch in keiner etwas weiß zu sagen,
Was überleben wird die flücht'ge Stunde.

Adolf Böttger

wurde am 21. Mai 1815 in Leipzig geboren, wo er mit Ausnahme einer kurzen Reisezeit ununterbrochen wohnen geblieben ist. Schon auf der Universität, die er 1836 bezog, widmete er sich der Poesie und dem Studium der neuen Sprachen, lebte ohne Amt, nur litterarisch beschäftigt und starb am 16. November 1870 zu Gohlis bei Leipzig.

Werke: eine Reihe trefflicher Übersetzungen, namentlich die noch von ihm als Student (1858) begonnenen, als mustergültig heute noch anerkannten von Byron, ferner Pope, Goldsmith, Milton, Ossian, Yorik, Shakespeare (3 Stücke), Ponsard, Racine, Longfellow u. a. m. Sodann verschiedene lyrische Anthologien. Drittens erzählende Dichtungen, Märchen, Epopöen u. s. w. (Dämon und Engel, Hyacint und Liliade, Till Eulenspiegel, Die Pilgerfahrt der Blumengeister (nach den Grandvilleschen Bildern), Düstere Sterne (Pausanias ꝛc.), Habana, der Fall von Babylon, Cameen, Das Buch der Sachsen, Göthes Jugendliebe, Die Tochter des Kain). Ein Drama: „Agnes Bernauer“ und eine dramatische Märchendichtung: „Das Geigenmännchen“. Endlich Lyrisches: „Frühlingsblumen“ (1846) — erste Sammlung der Gedichte; vermehrt sind dieselben später, als „Gedichte“ auch im Titel bezeichnet, in 7 Auflagen erschienen und es sind darin auch die „Johannislieder“ und der Cyklus „Auf der Wartburg“ enthalten. Ferner: „Neue Gedichte“ (1854), „Historien der Liebe“ (1860), „Heilige Tage“ (1865), „Neue Lieder und Dichtungen“ (1869). Böttgers „Gesammelte Werke“ liegen in 6 Bänden aus dem Jahre 1865 vor.

Rat.

Was Dich erfreut, was Dich bewegt,
Verschließ' es treu in Deiner Brust,
Der scheelen Blicke Neid erregt
Des Frohsinns blumenheitre Lust.

Das Herz, von Liebe still umhegt,
Treibt Blüt' und Früchte fort und fort,
Die keines Wetters Blitz zerschlägt,
Die keine Sommerschwüle dorrt.

Mit einer Seele, die Dich liebt,
Erhaben über Menschenstreit,
Genieße, was die Erde giebt,
In seliger Verborgenheit.

Was bleibt?

Ich tret' aus meiner Tage Lenz,
Verloren in heimliche Trauer,
Wie jener Dichter von Florenz,
In düstre Waldesschauer.

Nicht Rose, Veilchen und Hyazint
Will mich in Düften baden,
Ich irr' im nächtigen Labyrinth
Auf rauhen, dornigen Pfaden.

Der Garten der Kindheit liegt so fern,
So fern von diesen Bereichen
Und taucht empor ein holder Stern,
Läßt Nebel ihn flugs erbleichen.

Die treuen Genossen, die mit mir durchwacht
In liedertönender Laube
Manch blaue, sternige Sommernacht
Beim feurigen Geiste der Traube;

Die treuen Genossen, die Hand in Hand
Mit mir um den Lorbeer geworben,
Sie sind zerstreut und versprengt im Land,
Sie sind verschollen, gestorben.

Es blinken und kosen jungfräulich scheu
Vor mir viel liebe Gestalten,
Sie winken so süß, sie winken so treu,
Ich möchte sie fassen und halten.

Doch wie ich sie fassen und halten will,
Sind die trügenden Schatten zerflossen;
Ich rufe — das Echo verlacht mich — und still
Hält der dämmernde Wald mich umschlossen.

Doch blutet das Herz auch — es heilt aufs Neu',
Ein Balsam ist ihm geblieben:
Die göttliche Kunst des Gesanges ist treu,
Ist treuer als Leben und Lieben.

Wie auf Jakobs Leiter wandelt darauf
Der Lieder selig Gewimmel;
Sie fliegen und suchen in klingendem Lauf
Ein fühlendes Herz — ihren Himmel.

Gebet auf den Bergen.

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freud'ge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie' auf Deinen stillen Hügeln,
Natur! von Dir allein belauscht
Und betend fühl' ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Juda's Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh' ich Dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn' ich Deines Auges Licht
Und in der Blume, die ich küsse,
Küss' ich Dein heil'ges Angesicht!

Der Herbst.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg' und Felder;
Der Pfeil zuckt von dem Bogen schnell,
Bei Hussahruf und Hundsgebell
Durchkeucht der Hirsch die Wälder.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder,
Hält Rast dann auf dem moos'gen Block,
Schlingt Weinlaub in des Haars Gelock
Und blickt ins Thal hernieder.

Und wo ins Thal sein Auge schaut,
Erglänzen Früchte sanft betaut,
Schwillt blau am Stock die Traube
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Bäume fort
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt aufs Neu' durch Busch und Dorn
Vom felsgetürmten Gipfel —
Und auf den Ruf dahergebraust
Kommt Sturm, sein Jagdgesell und saust
Das Laub von Zweig' und Wipfel.

Adolf Bube.

Geboren am 23. September 1802 in Gotha, studierte Adolf Bube 1821—1824 in Jena Philologie und Litteratur, war dann Lehrer, Sekretär und Vorleser bei mehreren fürstlichen Personen, wurde 1838 Oberkonsistorialsekretär in Gotha, 1842 Direktor des herzoglichen Kunst- und Naturalienkabinets, 1852 Direktor des herzoglichen neuvereinigten Kunst- und chinesischen Kabinets, dazu 1853 Archivrat. — Werke: „Gedichte“ (1825), „Neue Gedichte“ (1848) „Romanzen und Balladen“ (1850), „Naturbilder“ (1854), außerdem verdienstliche Beiträge zur deutschen und speziell thüringischen Sagenforschung. — Hier konnten von Bube's Werken blos seine „Naturbilder“, die aber vielleicht sein charakteristischstes Werk sind, sowie einige zuletzt entstandene Gedichte, die in keiner seiner eigenen Sammlungen vorliegen, in Betracht kommen. Bube starb am 17. Oktober 1873.

Ein Schifferfriedhof.

Vom Schifferdorfe läuft ein schmaler Weg
Durch Krüppelkiefern über Haideboden
Am Meeresstrand zum morschen Holzgeheg,
Das rings begrenzt den Ruheplatz der Toten.

Hoch aufgeweht liegt am Geheg der Sand,
Versunken und zerdrückt sind Pfahl und Bretter;
Nur Disteln wuchern reich im Gräberland
Und zwischen Nesseln rauschen falbe Blätter.

Auf jedem Schiffergrabe steht ein Mast,
Gekappt, zersplittert von der Stürme Wüten.
Das Herz fühlt tiefer sich von ihm erfaßt,
Als sei das Grab bekränzt mit frischen Blüten.

Hier hat den Mast gepflanzt des Vaters Schmerz,
Dort giebt er von des Sohnes Trauer Kunde.
Trost fand in dem Gedanken Beider Herz,
Daß ihre Teuren ruh'n in sich'rem Grunde.

Wie mancher Schiffer ist nicht heimgekehrt,
Der in das weite Meer hinausgezogen:
Hat nicht der Haifisch seinen Leib verzehrt,
So modert er im tiefen Bett der Wogen.

Und keine Hand kann auf der schwanken Flur
Die Stelle zeigen, wo er ist ertrunken,
Verschwunden war schon seine letzte Spur,
Sowie er kaum vom Bord ins Meer gesunken.

Den preis' ich glücklich, der nach schwerer Fahrt
Sein Grab gefunden in der Heimat Schoße,
Gleichviel, ob Lieb' es ehrt nach Schifferart,
Ob sie es schmückt mit Immergrün und Rose.

Die schneebeladene Tanne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit frischem Schnee belastet.
Wie froh auf seinem Silberflaum
Die müde Seele rastet!

Gebrochen sind vom schweren Druck
Nur seine dürren Zweige;
Sie liegen traurig, ohne Schmuck,
Zerstreut am Hügelsteige.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen;
Was abgestorben an mir hängt,
Das lass' ich ruhig brechen.

Es grünt an mir noch mancher Ast,
Der stark sich beut dem Drucke;
So trag' ich stolz des Lebens Last,
Mir und der Welt zum Schmucke.

Verschiedene Deutung.

Stellt sich des Himmels Wolkenschar
In schöner Abendröte dar,
So nennt's der Krieger blut'ge Schlacht,
Der Gärtner helle Rosenpracht,
Der Kaufmann sammt'ne Purpurglut,
Der Schiffer lichte Meeresflut,
Der Türmer wilden Flammenstreit,
Der Priester Glanz der Ewigkeit!
Kurz jeder trägt das Bild hinein,
Das steht in seines Herzens Schrein
Und glaubt und schwört zuletzt wohl gar,
Daß seine Deutung recht und wahr!

In der Sternennacht.

Während rechts im fernen Dunkel
Goldne Sterne niedersinken,
Steigen Sterne mit Gefunkel
Hinter Bergen auf zur Linken.

Was sich läßt am Himmel sehen,
Zeigt sich unten auch im Leben:
Sterne müssen untergehen,
Sollen Sterne sich erheben.

Wilhelm Buchholz.

Geboren am 10. Dezember 1836 in Lübeck, studierte Wilhelm Buchholz in Jena und Leipzig Philosophie, promovierte in zweitgenannter Stadt und lebte dann mehrere Jahre, nur der Dichtkunst und Litteratur gewidmet, in Dresden. Eine Zeitlang war er Mitredakteur der von Wehl herausgegebenen „Deutschen Schaubühne". Nach einem längeren Aufenthalt in Italien hat er in Leipzig wieder seinen Wohnsitz genommen, anfangs ohne Amt, später als Dramaturg und Sekretär des Stadttheaters, welche Stellung er jedoch vor kurzem verlassen hat. Leider existiert noch keine selbstständige Sammlung seiner Gedichte.

Lied.

Vor Freuden kenn' ich keine Sorgen,
Ich freu' mich Abends auf den Morgen,
Ich freu' mich Morgens auf den Tag
Und in der Nacht, der sterngeschmückten,
Da rufen mich, den Vielbeglückten,
Gesang und Spiel zum Festgelag.

Folgt auch der Wonnemond den Winden,
Mir kann die Wonne nicht entschwinden
In Sturmeswehn und Herbstgebraus
Und deckt des Winters Eis die Fluren,
Mir lachen schon des Lenzes Spuren
Verborgen unterm Schnee heraus.

Als Sonnenschein in Nacht und Regen
Trittst Du, Geliebte, mir entgegen,
Die wandellos mein Glück erneut;
Du wirst mich ewig jung entzücken,
Kehrt auch die Jugend mir den Rücken,
Ist auch mein Haar mit Schnee bestreut!

Liebchens Antwort.

Verliebte Lieder ohne Zahl
Ließ ich zu meiner Schönen fliegen;
Denkt euch, ihr Freunde, meine Qual!
Sie blieben unerwidert liegen.

Muß solche Kälte nicht ein Herz
Zu Wahnsinn und Verzweiflung treiben?
Ich sang so feurig wie Properz
Und kein Tibull kann süßer schreiben.

Bald ward mir das Geheimnis kund:
Ich schrieb und schrieb, das war es eben;
Sie zog es vor, von Mund zu Mund
Mir praktischen Bescheid zu geben.

Anakreontisches Liedchen.

Wie behagt mir Deine Lehre,
Sängerheld Anakreon:
Wenn des Weinstocks goldne Beere
Nicht der schönste Lorbeer wäre,
Taugt' ich nicht zum Helikon.

Und was war's, das ihm im Alter
Leichten Lebenssinn erhielt?
Daß die Rose und der Falter,
Daß der Liebe holder Psalter
Noch den muntern Greis umspielt'!

Von der Jugend Lust getragen,
Laut und lauter stimm' ich ein;
Eines nur zu allen Tagen
Will ich singen, will ich sagen:
Junge Weiber, alten Wein!

Heitre Musen, Amoretten
Und Bacchanten, schwebt heran!
Schlingt um mich die Blumenketten,
Daß mein Herz sich nicht erretten,
Nimmer euch entfliehen kann.

In fremder Zone.

Nun, wo vom eignen Dufte trunken
Der Lorbeerwald im Schlummer liegt
Und nur wie ein verirrter Funken
Im dunklen Laub der Glühwurm fliegt:

Nun führt der Traum den Elfenreigen
Und streut den Mohn mit leichter Hand;
Ein tiefes, atemloses Schweigen
Hält jeden Wunsch von hier gebannt.

Und doch, ich weiß es nicht zu sagen,
Was mich so eigen mahnt auch hier;
Bei all' dem Zauber muß ich klagen:
Du fehlst, geliebte Heimat, mir.

Um stille Haiden gern vertauschen
Würd' ich der Wildnis Blütenpracht,
Hört' ich der Eichen Wipfelrauschen
In einer herbstlich deutschen Nacht.

Mit Liebesaugen schaun die Sterne
Besänftigend herab auf mich;
Doch horch' — erscholl da nicht von ferne
Ein Lied so deutsch, so feierlich?

Und lauter fühl' mein Herz ich pochen,
Des Nordens Waldluft weht mich an,
Als hätt' ein Freundesmund gesprochen:
Glück auf, Du wandermüder Mann!

Wie griff nach so viel langen Reisen
Ans Herz mir der vertraute Klang!
O tönet fort, ihr süßen Weisen!
Tön' fort, du deutscher Heimatsang!



Julie Burow.

Geboren am 24. Februar 1806 zu Kydullen in Ostpreußen, lebte nachmals mit ihrer Familie in Elbing, Tilsit, Danzig u. s. w., vermählte sich 1830 mit dem Baumeister Pfannenschmidt in Bromberg und starb daselbst am 19. Februar 1868. Erst, als ihre vier Kinder erzogen und herangewachsen waren, griff sie zur Feder. — Werke: eine Anzahl Romane und Novellen, sowie Erbauungs- und Erziehungsschriften für das weibliche Geschlecht. (Breviere und dgl.), auch Anthologieen, sowie der „Versuch einer Selbstbiographie“ (1857). — Die „Gedichte“ von Julie Burow erschienen 1858 und lehrt die Verfasserin von einer sehr freundlichen Seite kennen. Die Dame gehört zu den nicht blos empfindenden, sondern auch denkenden, Frauen, ging aber niemals über den ihrem Geschlecht von Natur aus gezogenenen Gesichts- und Wirkungskreis hinaus und bewahrte sich bei aller Aufklärung und trotz der sehr praktischen Richtung ihres Lebens doch immer ihre ganze Weiblichkeit. Das Gedicht „Was bleibt?“ ist ein schöner Beweis dafür.

Was bleibt?

as bleibt?
Die Jahre fliehn, die Jugend ist verschwunden,
Der Blütenkranz der Liebe sank in Staub;
Vom Glück, das heiß und ganz ich einst empfunden,
Ward Blüt' auf Blüte rasch der Zeit zum Raub.
Arm steht und einsam da das müde Herz
Und doppelt brennt manch tiefer Wunde Schmerz.

Was bleibt?
Die Thräne sank auf viel verfehltes Hoffen,
Jetzt seh' ich deutlich, wo ich einst gefehlt,
Wie mancher Schmerz nicht schuldlos mich getroffen,
Wie viele Leiden ich mir selbst gewählt.
Die Krone sinkt vom einst so stolzen Haupt,
Der Glückliche an eigne Kraft nur glaubt.

Was bleibt?
Der dürre Zweig der Pflicht, er will nicht grünen,
Nicht fröhlich wurzeln in des Daseins Grund;
Ach, nur dem Träumer ist es ja erschienen,
Daß Engel mit dem Kämpfenden im Bund.
Allein, allein auf ödem Dornenpfad
Fort, bis des Todes Stunde freundlich naht!

Was bleibt?
Die Liebe bleibt, die selbst das Herz empfunden,
Ein Quell, der rieselnd durch die Wüste rinnt;
Die Hoffnung bleibt, im Tode zu gesunden,
Wenn alle Kämpfe ausgekämpfet sind;
Der Glaube bleibt, daß, wer da mutig ringt,
Dem Born der Kraft in Schmerzen näher dringt!

Spruch.

Wer nicht gelitten, hat nur halb gelebt;
Wer nicht gefehlt, hat wohl auch nicht gestrebt;
Wer nie geweint, hat halb auch nur gelacht;
Wer nie gezweifelt, hat wohl kaum gedacht!

Cajetan Cerri.

Geboren am 26. Mai 1826 zu Bagnolo bei Brescia, verstand Cajetan Cerri noch 1839, als er nach Wien kam, kein Wort Deutsch. Er studierte später daselbst die Rechte, war Lehrer der italienischen Sprache am Konservatorium, trat als Offizial ins Ministerium des Innern ein und wurde dann k. k. Hofsekretär im Ministerium des Äußeren.

Werke: „Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners" (1850) übergehen wir hier. Ein neues Heft Lieder von Cerri: „Inneres Leben" (1860) enthält fast gar kein erotisches Gedicht und durchgängig kennzeichnet es das Bestreben, sententiös zu sein, ernste Lehren und Sinnsprüche in ein poetisches Gewand zu kleiden. Diesem Gewand fehlt zwar stellenweise die Anmut und der an und für sich bedeutsame und gewichtige Inhalt muß sich mit einer ungelenken sprachlichen Form begnügen; wo es Cerri aber gelingt, über die Schwierigkeiten des ihm ursprünglich fremden Idioms zu triumphieren, da fördert er schöne Proben einer gehaltvollen lyrischen Didaktik zu Tage. Ferner erschienen noch: „Aus einsamer Stube" (Dichtungen, 1864); „Gottlieb. Ein Stillleben" (Idylle, 1871); „Sturm und Rosenblatt" (Dramatische Dichtung, 1872); „Ein Glaubensbekenntniß" (Zeit-Strophen, 1872).

I.


sage nicht, wie tief auch Deine Wunden,
Du möchtest lieber ruh'n im stillen Grabe;
Verleugne nicht des Himmels höchste Gabe,
Die „Leben" heißt — ein Lenztraum wen'ger Stunden.

Sieh um Dich her, welch eine Welt von Freuden,
Von Licht und Duft und Glanz und goldnen Bildern;
Wie viel der Blumen und des Tau's, zu mildern
Die Fiebergluten Deiner Seelenleiden.

So lang Du lebst, sind Dein all' diese Wonnen,
So lang Du lebst, beherrscht sie Dein Gedanke;
Wie eng und finster auch die ird'sche Schranke,
Er bricht sie ab und trägt Dich zu den Sonnen.

Und ob Dein guter Engel noch so ferne,
Er flüstert Dir im Rauschen der Cypressen:
O glaube nicht, Du seist allein vergessen,
Geduld! Geduld! einst glüh'n auch Deine Sterne!

Ein Etwas giebt es, das wir alle kennen,
Das plötzlich, pfeilschnell blitzt vor uns'rem Blicke:
Es naht, es trifft — und Du schwelgst schon im Glücke: —
Die Thoren pflegen „Zufall“ es zu nennen.

II.

Und glaube, nicht von Deinen Thaten, Träumen
Geh' selbst ein Keim, ein einziger, verloren;
Gewiß trägt ihn ein Sturm nach fernen Räumen
Und wo er fällt, wird eine Frucht geboren.

Wie klein Dir auch Dein Wirken mag erscheinen,
Das Weltmeer selbst besteht aus kleinen Wellen;
Sei nur ein Lenz, im großen oder kleinen,
Des Lebens Urkraft strömt aus ew'gen Quellen.

Was Du gethan — vielleicht wird es vergehen,
Der Geist der That jedoch kennt keine Trümmer;
Der Thaten Segen, der wird fortbestehen —
Die Rosen sterben — doch der Frühling nimmer.

III.

Und wanke nicht, wenn sie für all' Dein Leiden
Nur Haß Dir geben und nur bitt'ren Hohn;
Sei edler dann, als sie, die Dich betrüben,
Und Deines Segens Fülle sei ihr Lohn.

Ein schweres Wort, das doch mit Flammenlettern
Im Buche der Natur geschrieben steht;
Schlag' auf dies Buch, aus dessen ew'gen Blättern
Des Weltgeists Odem Dir entgegen weht:

Sieh dort das Meer, von Habsucht wild zerrissen,
Für Wunden giebt es seiner Perlen Zier;
Sieh hier die Blume, die Du tratst mit Füßen —
Mit ihrem Duftgebete dankt sie's Dir.

Und hier den Baum, dem Du ins Herz geschnitten,
Er sendet süßen Balsamtau Dir nach;
Nicht ahnen sollst Du, was er tief gelitten,
Als Deine Hand sein Blütendasein brach.

Sie alle, alle, Meer und Baum und Blume,
Vergelten Dir mit Lust ihr Leiden schwer —,
So sei auch Du, geweiht dem Märtyrtume,
Nicht minder groß, als Blume, Baum und Meer!

IV.

„Mich schwindelt es am Abgrund dieses Lebens;
Ich suche Wahrheit, suche Licht — vergebens!"
Du sagst's und kannst doch ändern Dein Geschick:
Blick' in den Abgrund nicht — nach oben blick'!

Dann schwindelt's Dich nicht mehr; denn wird auch oben
Die Bahn des Himmels dunkel, nachtumwoben,
Ganz ohne Leuchte bleibst Du nicht, glaub' mir:
Strahlt auch kein Stern, sprüht doch ein Blitz vor Dir.

Ein Lichtmoment nur, eine Glanzsekunde —
Das ist des ganzen Daseins Kern im Grunde.
Die Flamme zuckt — und weg ist ihre Spur.
Was dann noch übrig bleibt, ist Kohle nur.

Möcht' nur ein Silberblick Dir werden,
Dann zage nicht, wenn Du auch hier auf Erden
Dein Menschenherz an menschlich Irren bannst —
Ist Mensch doch alles, was Du werden kannst!



Ada Christen.

Christine Friderik, geboren am 6. März 1844 in Wien, trat nach einer trüben Kindheit (ihr Vater, ein Kaufmann, wurde in Folge seiner Beteiligung an der Revolution schwer verurteilt) mit 15 Jahren als Schauspielerin in eine ambulante Truppe und heiratete 1864 den ungarischen Stuhlrichter von Neupauer, der jedoch bald darauf, in Wahnsinn gefallen, starb. Mehrere Jahre später vermählte sich die Dichterin zum zweiten Male; sie lebt gegenwärtig als Gattin des Rittmeisters a. D. von Breden zu Wien in den angenehmsten Verhältnissen. Unter ihrem Pseudonym Ada Christen erschienen, neben dem Drama: „Faustina", dem Roman: „Ella", den Skizzen und Novellen: „Vom Wege", die Gedichtsammlungen: „Lieder einer Verlorenen" (1868), „Aus der Asche" (1870), „Schatten" (1872), sowie „Aus der Tiefe" (1878). Ein reiches, eigenartiges, über Stimmungen und Farben, die ebensoviel Überraschendes, wie Fesselndes haben, mit Leichtigkeit in der Form und Energie im Ausdruck gebietendes lyrisches Talent! Die charakteristische düstere Beleuchtung dieser Poesien ist der Abglanz von wirklich Durchlebtem und Durchempfundenem und berührt deshalb mit der Kraft der Wahrheit. Daß der immer wiederkehrende Akkord schließlich von Monotonie nicht frei bleibt, ist allerdings eine Sache für sich. Ada Christen dürfte die ursprünglich begabteste, innerlichst schaffende lyrische Dichterin der Gegenwart sein.



Am Erlasee.



Dünne Nebel,
Regenschauer,
Der graue See
Verweht von Trauer.
Ein seufzender Wind,
Wie klagendes Weh,
Streicht durch die Bäume,
Den dunklen Rahmen
Des ernsten Bildes —

Verblaßte Träume,
Vergessene Namen,
Verwehte Stunden,
Verschüttete Gluten
Erstehen wieder!

Vernarbte Wunden
Schmerzen und bluten.
Geliebte Menschen,
Die lange vermodert,
Werden lebendig . . .
Was lang erstorben,
Herbes und Mildes,
Wogt auf und nieder
Und winkt voll Trauer
Herüber durch Regenschauer,
Durch dünne Nebel.

Not.

All' euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All' eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.

Am Teich.

Ich kenne dich, du schwarzer Teich,
Genau weiß ich den Tag,
Als eine Tote still und bleich
An deinem Rande lag;

Und als der Pöbel scheu und stumm
Sich langsam nahte dir
Und abergläubisch, feig und dumm
Bekreuzte sich vor ihr;
Als eine Hand den schönen Leib
Mit Haken an sich riß —
Der rohe Hauf das tote Weib
Ein gottverdammtes hieß.
Das starre Antlitz hold und bleich,
Schaut' ich so manche Nacht;
In schwarzen Stunden, schwarzer Teich,
Hab' oft ich dein gedacht.

Wiedervereinigung.

I.

Küsse mich; denn, ach! sie bluten
Alle noch, die alten Wunden;
Küsse mich, daß ich vergesse
Alle die verweinten Stunden!

Laß mich von den süßen Lippen
Wieder Glück und Liebe saugen;
Laß mich sterben, überstrahlet
Von dem Himmel Deiner Augen!

II.

Nein, ich will Dich nimmer fragen,
Ob Du mich auch wirklich liebst;
Mit geschlossnen Augen nehmen
Will ich, was Du gnädig giebst.

Mit gebundnen Händen stelle
Ich mich schweigend Deiner Macht,
Nichts mehr hoffend, nur befürchtend
Einer Trennung ew'ge Nacht.

Im Konzert.

Die traurige Kindheit,
Des Vaters Tod,
Der Jugend Blindheit,
Die herbe Not,
Die Wintertage,
Das dünne Kleid,
Die Sorg' und Plage,
Das Seelenleid . . .
Die Gleichgültigkeit,
Die schwer wie Erz,
Die schmerzlose Zeit,
Die mehr als Schmerz . . .
Das alles wogte
Wieder vorbei,
Mit leisem Schluchzen
Und dumpfem Schrei,
Als Deine Hand
Durch die Saiten glitt —

Oh, wie ich litt! —

Gleich einem Feenkind. —

Gleich einem Feenkind ist sie gehüllt
In weißer Spitzen kostbar leichte Flocken,
Von Diamanten strahlen Arm und Locken,
Ihr Wesen ist von banger Scheu erfüllt. —
Sie schaut so ängstlich, zerrt an ihrem Kleid
Und singt das Herz Dir krank im jungen Leibe;
Ein Dämon, wähnst Du, singt aus diesem Weibe,
Ein Dämon oder wahres Seelenleid — — —
Wenn sie die großen dunklen Augen schließt,
Von ihren Lippen matt die Töne beben,
Allmählich schwellend ihrer Brust entschweben,
Wenn sie das grelle Lampenlicht vergißt,
Wenn sie aufjubelt wie die Nachtigall,
Wenn Harfenklänge wehen durch ihr Singen
Wenn schmerzdurchglüht sich aus der Seele ringen
Die scharfen Laute einer wilden Qual —
Und wenn sie dann, wie aus dem Traum erwacht,
Erstaunt und langsam aufschlägt ihre Augen,
Die Blicke sich an eine Stelle saugen,
Wenn sie aufatmet, wenn sie kindlich lacht,
Wenn ihre Hände, zagend und verwirrt
Von einem Kranze zu dem andern langen,
Und wenn sie endlich zitternd und befangen
Mit einer Rose schlicht ihr Mieder ziert,
Wenn sie sich neigt gleich einem Heiligenbild,
Gesenkten Hauptes, mit demüt'gem Lauschen
Die Beifallsfluten läßt vorüberrauschen,
Dann kannst Du glauben, daß sie — gut gespielt. — —



Emil Claar.

Geboren in Lemberg am 7. Oktober 1842, widmete sich Emil Claar der Bühne und machte zuerst in weiteren Kreisen von sich in Leipzig reden, wohin er 1864 mit Direktor von Witte kam und wo er unter der späteren Laubeschen Leitung zum Regisseur emporstieg. Heinrich Laube in seiner Schrift: „Das norddeutsche Theater" gedenkt seiner in charakteristischer Weise (charakteristisch für den Erwähnten, wie für den Erwähnenden). Nachdem er auch am Weimarer Hoftheater und am deutschen Theater zu Prag Regisseur und Darsteller gewesen, übernahm er am 1. März 1876 für eigene Rechnung die Direktion des Berliner Residenztheaters, aus welchem Wirkungskreis ihn der ehrenvolle Ruf an den Platz eines Intendanten des neuen großen Stadttheaters zu Frankfurt a. M. voriges Jahr scheiden machte. Seine Gattin ist die renommierte Schauspielerin Hermine Delia, jüngere Schwester von Regina Delia (der verw. Frau Dr. Friedländer — von der „Neuen Freien Presse" — in Wien).

„Gedichte" (1867); ein Drama: „Shelley" und mehrere Lustspiele: „Simson und Delila", „In Homburg" u. s. w.

Im Vorübergehen.

Es hing eine Blüte am Baum,
So lose, so leise!
Es kam der Wind und streifte sie kaum
Und nahm sie mit auf die Reise.

Dir hing ein Kuß am Mund,
Ich nahm ihn vermessen.
Er wurzelte in keinem Grund,
Wirst ihn, wie ich, vergessen!

Bleibende Stätte.

Hier soll ich also dauernd bleiben,
Hier ist mir Haus und Hof bestellt —
Mich aber plötzlich überfällt
Ein Bangen, nimmer zu beschreiben!
Hier steht mein Hof, hier steht mein Haus —
Und auch mein Grab, — hier harrt die Erde,
Bereit, daß ich verschüttet werde.
Mir ist, als wär' mein Hoffen aus,
Mir ist, als ob der Tod sich setze
Zu mir, in eine stille Ecke,
(Wie Spinnen an der Zimmerdecke)
Zu weben mich in seine Netze!

Von Deinem Leben.

Siehst Du den eigenen Schatten vergeh'n
Still an der Mauer —
Siehst Du die ziehende Wolke verweh'n
In Regenschauer —

Siehst Du den steigenden Morgenrauch
In nichts verschweben:
So siehst Du Anfang und Ende auch
Von Deinem Leben.

Ich schreite heim.

Ich schreite heim, vom Ball, vom Tanze
Und schleppe zurück
Das alte Leid und nichts vom Glanze
Und nichts vom Glück.

Ich schreite heim, — es schrei'n die Raben,
Es fällt und fällt
Der stille Schnee, als wollt' er begraben
Die ganze Welt!

Mit deinem Falle, mit deinem Weben,
Du stiller Schnee,
Bedeck' mein Haupt, bedeck' mein Leben,
Bedeck' mein Weh!

Mondnacht.

Gefesselt
Vom hangenden Netze des Mondlichts
Verstummte die Nacht,
Unlösbar
Verstrickt in das leuchtende Garn.
Lautlos
Ruhn in der Runde
Die Thäler,
Die Berge,
Zu deren Füßen
Die Gärten kauern,
Versunken in schweigsame Andacht.
Lautlos
Atmet die Welt,
In Anschaun vertieft
Des blassen, zerfließenden Goldschmuck's,
Den die sanftlastende Mondhand
Den Bäumen flicht
In das dunkle Gelock
Und der unzähligen Perlen,

Die sie durchs Ufergesträuch
Wirft in den Weiher. —
Unsägliche Stille!
Jedwede Lippe verschlossen,
Zugedrückt
Vom Zauberkusse der Lichtflut,
Aufzufangen beschäftigt
Die Ergossene!
Ich glaube, die Quelle
Hält ihre Wellen zurück,
Nicht zu zerstückeln die Stille,
Wie in der Kirche
Die ängstliche Mutter
Festhält die Kleinen,
Die lieber entschlüpften
Zum Spiele
Und mit dem Drucke der Hand
Erstickt auf der kindlichen Zunge
Den munteren Aufschrei. —
Verschwiegene Nacht!
Kein Ton,
Wohin sich auch neigt
Mein horchendes Haupt.

Schlagen hör' ich mein eigenes Herz! —
In solcher Nacht
Reden die Toten.
Begraben geglaubte
Dämmern empor aus dem Abgrund
Und reden.
In solcher Nacht
Redet die Reue,
Redet die eigene Schuld
Mit Dir!

Und altes verschollenes Weh
Blutet auf
Und herzerschütternde Schatten
Wandeln
Und schau'n Dich an
Mit großen Geisteraugen —
In solcher Nacht.

Marie Clausnitzer-Hennes.

Geboren am 11. Mai 1824 zu Endschütz bei Weida im Weimarischen als Tochter eines Pfarrers, wurde Marie Clausnitzer 1859 die Gattin des Komponisten Aloys Hennes in Mainz. Das Ehepar lebte seit 1861 in Wiesbaden, wo unsere Dichterin nach längeren Leiden am 21. Januar 1864 starb. Der Wittwer lebt jetzt in Berlin. Ihre Tochter ist eine aus der trefflichen Schule des auch als musikpädagogischer und touristischer Schriftsteller geschätzten Vaters hervorgegangene Klavierspielerin von ausgezeichneten Gaben und seltener Technik geworden.
„Gedichte“ (1858); „Neue Gedichte“ (1861).

Vielleicht.

Du Wörtchen der Hoffnung, du trautes Vielleicht,
Wie hast du schon oft mir die Zweifel verscheucht;
Schaut bang in die Zukunft der forschende Blick,
Verkündest du tröstend mir Freude und Glück.

Doch wenn uns das Schicksal — wie's manchmal geschieht —
Was Hoffnung uns schmeichelnd versprach, doch entzieht,
Dann hast du, o Wörtchen, das sie nur erfand,
So mancherlei Trost für Getäuschte zur Hand.

Du zeigst in die Ferne: Was heut nicht zu sehn,
Das kann doch wohl morgen vielleicht noch geschehn,
Das Wünschen, das Sehnen, das jetzt dich erfüllt,
Es wird dir vielleicht, eh' du's meinest, gestillt.

Ja, ohne dich kann nie die Hoffnung bestehn,
Du täuschest mit ihr, und du schmeichelst so schön
Und wenn man auch nie das Gehoffte erreicht,
Wer könnte dir zürnen? Du sprachst nur: Vielleicht!

Auf Erden ist Täuschung, einst wird sie vergehn,
Am Ziele; auch du wirst dann nicht mehr bestehn.
Dann, Wörtchen der Hoffnung, dann lisple noch süß:
Ich bin nicht Vielleicht mehr, nun heiß' ich: Gewiß.

Dreifacher Trost.

Ein Herz rief einst zum großen Geist da droben
In seines Lebens mannigfachem Leid:
O sende eine Lind'rung mir von oben,
Daß ich erliege nicht in Kampf und Streit!

Der Weltengeist sprach mit der Liebe Hauche:
„So nimm die Thräne hin, Du Menschenherz —
Sie sei Dein Kleinod, sei Dein Trost, gebrauche
Sie weise bei des Lebens Leid und Schmerz."

So ward dem armen Herzen hier auf Erden
Als erster Trost der Thräne Glück gewährt —
Der tiefsten Wunde muß sie Balsam werden,
Durch ihren Glanz wird auch das Leid verklärt. —

Doch wieder blickt das Auge, matt von Thränen,
Zum Himmel und das Herz von Gram erfüllt:
O tröste wieder! stille Du das Sehnen
In meiner Brust, das keine Thräne stillt!

Da sprach der Geist: „Ich will den Schlummer senken
Auf Deine Stirne mit des Kampfes Schweiß,
Der wird Dir das Verlor'ne wiederschenken
Und wird sie kühlen mit dem Friedensreis."

Das ist der zweite Trost, der uns geworden,
Der mächtig selbst der Thräne Quelle schließt,
In dessen Reiche, hinter dunklen Pforten,
Uns eine Traumwelt voller Licht begrüßt. —

Doch dieser Trost, er geht so bald vorüber,
Und Stunden giebt es, wo kein Schlummer naht;
Da war es, wo das Herz noch banger, trüber,
Aufs Neu' um Trost den Geist der Welten bat.

Der sprach: „So will ich einen Trost Dir geben,
Der Dich begleite, dem kein Wechsel droht —
Das Ende von den Thränen, von dem Leben,
Mein letzter Trost für Dich — es ist der Tod."

Ich glaube, das hat gesponnen die Lieb' mit ihrer List.

Ich weiß nicht, wie es gekommen,
Wie's zugegangen ist,
Daß Du so lieb mir geworden,
Daß Du mein Alles bist.

Ich habe schon oft gesungen,
Gegrübelt her und hin,
Woher doch das gekommen,
Daß ich so lieb Dir bin.

Ich glaube, das hat gesponnen
Die Lieb' mit ihrer List —
Drum will ich weiter nicht forschen;
Mir g'nügt, daß es so ist.

Peter Cornelius.

Als Sohn eines Schauspielers, welcher den großen Maler zum Vetter hatte, wurde Peter Cornelius am 24. Dezember 1824 in Mainz geboren und widmete sich in Berlin dem Studium der Musik. Er ging dann nach Weimar, Wien, München, wo er 1864 als Professor an der königlichen Musikschule angestellt wurde. In Mainz, also seiner Vaterstadt, starb er am 26. Oktober 1874.

Außer dem Text zu seinen beiden Opern: „Der Barbier von Bagdad" und „Der Cid", sowie außer Übertragungen V. Hugoscher Gedichte und der „Sonette von Adam Mickiewiez" (1869) besitzen wir von diesem „Dichter-Musiker": „Zwölf Sonette an Rosa von Milde" (die bekannte Sängerin in Weimar) und „Lieder" (1861).

I.

Ich verstecke meine Liebe
Auf ein Blättchen dieses Buches,
Daß des flüchtigen Besuches
Dauerndes Gedenken bliebe.

Tage gehen, Monde gehen,
Jahre gar, Du wirst indessen
Ganz des kleinen Buchs vergessen,
Kaum mit einem Blick es sehen.

Aber einst in stillen Tagen
Locken Dich die Goldschnittrände,
Nimmst es wieder in die Hände,
Seine Blätter umzuschlagen.

Und dann wirst Du lächelnd lesen
Das bekannte, neu entdeckte,
Laut gesungne, fein versteckte
Lied, wie gut ich Dir gewesen.

II.

Ein höchstes Glück, das uns versagt hienieden,
Ein reinster Wunsch, dem nie Erfüllung lacht,
Ein liebstes Herz, von dem wir schroff geschieden,
Ein schönster Traum, aus dem wir bang erwacht,
Ein härt'ster Kampf, dem nimmer winket Frieden,
Ein schwerstes Opfer, blutend dargebracht:
Verschlung'ne Wurzeln sind es eines Baumes,
Der Blüten trägt in Welten höh'ren Raumes.

III.

Könnt' ich die schönsten Sträuße winden,
Dir wünscht' ich dennoch schönern Strauß;
Könnt' ich die schönsten Lieder finden,
Sie sprächen doch mein Herz nicht aus.

Was auch aus freier Brust wir reden,
Ein Tiefstempfundnes sagt sich nicht;
Es gibt ein reiches Blumeneden,
Aus dem man keine Sträuße bricht.

O nimm zum Strauß, den ich gebrochen,
Zum Worte, das umsonst sich müht,
Was ungepflückt, unausgesprochen
In meiner Seele Dir erblüht.

IV.

Nun wollen Knospen sich entfalten
  Allüberall an Baum und Strauch;
Nur muß der Lenz auch gütig walten,
  Erschließen sie mit mildem Hauch.

Die Blätter wachsen ihm entgegen,
  Die Knospen wollen Blüten sein;
Nur eine Nacht mit lauem Regen,
  Nur einen Tag voll Sonnenschein:

Dann steigt von Blüten rings ein Düften
  Wie Weihrauch zu des Lenzes Lob,
Dann singt die Nachtigall den Lüften,
  Wie wonnig er die Welt umwob!

Mir auch im Herzen keimt ein Segen;
  O sei mein Lenz, Du reich Gemüt!
Nur einen Strahl, nur einen Regen,
  Nur einen Hauch — und alles blüht!

Theodor Creizenach.

Wurde am 17. April 1818 in Mainz als Sohn eines israelitischen Lehrers und Predigers geboren, studierte in Gießen, Göttingen und Heidelberg Philologie und Philosophie, promovierte 1839, lebte dann längere Zeit als Lehrer und Erzieher bei den Rothschilds in Paris und London und kam 1842 nach Frankfurt a. M., wo er Lehrer am israelitischen Philanthropin ward und einen jüdischen Reform-Verein gründete. 1854 trat Creizenach zum Protestantismus über, verlor dadurch seine Lehrerstelle und wirkte seitdem journalistisch (mit Otto Müller redigierte er z. B. das „Frankfurter Museum", dann „Die Zeit"). 1859 wurde er Lehrer an der höheren Bürgerschule, 1863 Professor der Geschichte und Litteratur am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Er starb am 6. Dezember 1877.

„Zur Jubelfeier der Universität Göttingen" (in Gemeinschaft mit M. Carrière, 1837); „Dichtungen" (1839), „Gedichte" (1851).

Das Dachstübchen eines deutschen Gelehrten.

Dort oben muß er bleiben, von schmaler Wand umgrenzt,
Durch alte trübe Scheiben vom Taglicht matt beglänzt.
Auf halb zerbrochnem Stuhle verweilt zu dieser Frist
Der ernste Held der Schule, der auch ein Held des Lebens ist.

Nicht tönt von diesem Gitter des Liedes muntrer Klang;
Am Haken hängt die Zither, doch jede Saite sprang
Und von der kahlen Mauer blickt, an Erinnrung reich,
Gleichwie in stiller Trauer ein Schattenriß, vergilbt und bleich.

Es liegt auf grober Latte der Zunder und der Stahl
Und in geborst'ner Platte der Rest vom kargen Mahl;
Es steigt in dunklen Bogen der Pfeife blauer Rauch,
Kaum kommt herangezogen aus freier Luft ein Lebenshauch:

Der Strahl vom warmen Tage, der durch die Scheiben schlüpft;
Die Taube, die am Schlage vertraulich kosend hüpft;
Der Zweig, der seine Kränze ums schmale Fenster flocht
Und wie ein Gruß vom Lenze an diese dumpfe Klause pocht.

Dort sitzt der Mann der Lehre im schlichten Hausgewand
Und stützt das Haupt, das schwere, wohl sinnend mit der Hand
Und wägt an stillem Orte, zu edlem Thun bereit,
Gedankenvolle Worte, die tönen sollen weit und breit.

Was andre Weisen sagen, er prüft's mit frommer Scheu;
Vor ihm sind aufgeschlagen viel Blätter, alt und neu.
Wohl ward in dieser Öde, von enger Wand umkreist,
Sein Auge trüb' und blöde, doch blitzt hervor der freie Geist.

Nicht weiß er sich zu fächeln mit fremden Glückes Hauch,
Nicht weiß er schlau zu lächeln nach dieser Zeiten Brauch.
Es ward dem Vielverlachten ein eignes Los zu teil:
Er gräbt das Gold aus Schachten und gibt es nicht am Markte feil.

Noch pflegt er mit Beschwerde des Wissens edles Korn:
Was steigt er nicht zur Erde in heldenhaftem Zorn?
Er trägt zu hohem Handeln doch größ're Kraft und Lust,
Als die in Sälen wandeln mit goldgeschmückter, leerer Brust.

Was er so treu verkündet, von Blöden streng verdammt,
Hat überall gezündet, hat tausende durchflammt. —
So brachte dieser Schwache von seinem engen Haus,
Von seinem mürben Dache das Losungswort des Kampfes aus!

Wachen in der Nacht.

Und hebt mein Geist sich in der grausen,
Geweihten Mitternacht empor,
So tönt die Luft mit leisem Sausen
Wie sanftes Beten an mein Ohr
    Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in ihrer Stärk' und Schwäche
Die eigne Seele bang' und still
Und zittre, wenn des Spiegels Fläche
Mir meinen Schatten zeigen will
Beim Wachen in der Nacht.

Die Tage, die vorüberzogen,
Der Jugend leicht entschwundnes Glück,
Das Herrlichste, was mir entflogen,
Das alles ruf' ich mir zurück
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in meines Herzens Pressen
Den Wehmutstraum vergangner Zeit
Und möchte gern dafür vergessen
Des Lebens ganze Eitelkeit
Beim Wachen in der Nacht.

Doch dringt des Blutes warme Welle
Wie leise Mahnung an die Brust
Und tief im Busen klar und helle
Erheb' ich mich zur Thatenlust
Beim Wachen in der Nacht.



Felix Dahn.

Felix Dahn.

Als Sohn des berühmten Künstlerpaares Friedrich und Konstanze Dahn, wurde Ludwig Julius Felix Dahn am 9. Februar 1834 in Hamburg geboren, kam mit seinen Eltern noch in demselben Jahre nach München, wo dieselben als Mitglieder der Hofbühne engagiert wurden, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1849 in München und Berlin die Rechte, damit jedoch vielfach historische und philosophische Studien verbindend. 1855 erwarb er sich die juristische Doktorwürde und 2 Jahre später habilitierte er sich mit der Schrift: „Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile" in München als Privatdozent, über Rechtsgeschichte, Privatrecht ꝛc. lesend. 1863 wurde er außerordentlicher Professor, 1865 ordentlicher Professor in Würzburg und ging 1872 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg i. Pr.

Von seinen wissenschaftlichen Werken sind zu erwähnen: „Die Könige der Germanen" und „Procopius von Cäsarea".

Poetisches: „Harald und Theano" (Gedicht, 1856); „Gedichte" (1857); „Macte imperator!" „Heil dem Kaiser" (1871); „Die Schlacht bei Sedan" (Gedicht, 1871); „Gedichte. Zweite Sammlung" (1873); „Sind Götter? Die Halfred-Siegskaldsage" (moralische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert, 1874); „Zwölf Balladen" (1875); „Balladen und Lieder" (1878). Ferner Dramen: „Verstrickt und gelöst", „König Roderich", „Deutsche Treue", „Sühne"; ein Lustspiel: „Die Staatskunst der Frauen"; Novellen: „Aus der Vendée"; der Roman: „Ein Kampf um Rom", historische Erzählung aus der Zeit der Völkerwanderung (1876), u. s. w.

Abendfeier.

Es lebt ein wundersames Leben
In eines Maienabends Duft,
Die ew'ge Gnade fühl' ich schweben
Beglückend durch die weiche Luft:

Sie breitet aus die milden Hände,
Daß reicher Segen niederträuft,
Daß Licht und Liebe sonder Ende
Sich auf das Haupt des Menschen häuft.

Des Himmels Schatz wird ausgespendet,
Das Herz faßt all' die Fülle nicht,
Es wird das Seligste verschwendet:
Duft, Liebe, Wärme, Frieden, Licht!

In der Kirche.

Der Liebe wollt' ich ledig werden,
Ich floh vor ihr ins Gotteshaus:
Da trat mit lächelnden Geberden
Sie von dem Hochaltar heraus
Und sprach: „Du suchst in gradem Lauf
Mich just in meiner Heimat auf".

Die Quälerin.

Sie will mich nicht entbehren
Und doch mir nichts gewähren.
Sie hat nicht Lust, mich frei zu lassen,
Doch soll ich ja nicht fest sie fassen.
Dem Käfer gleich an losem Fädchen
Regieret mich das lose Mädchen,
Nicht lösen will sie, noch vereinigen;
Das nennt sie lieben — ich nenn's peinigen.

Glückliche Stunde.

Ich mußte sie lassen mit lechzendem Munde,
Vor Fremden, mit kühlem Drucke der Hand:
Da fügte mir eine vielselige Stunde,
Daß ich ohne Hüter sie endlich fand;

Da hat sie gelohnt mir mit solchem Lohne,
Wie er ward noch keines Mannes Gewinn,
Daß ich unter Liebenden trage die Krone
Und aller Glücklichen König bin.

An eine Geigenspielerin.

Wie Mächtiges schafft
Doch zarte Kraft!
Du hebest mit Anmut den leichten Bogen:
Da kommen in Fluten, da kommen in Wogen
Die geflügelten Geister der Töne gezogen!
Die Kleinen,
Die Feinen,
Die Schelmischen, Kecken,
Die schäckern und necken;
Die Lustigen, Losen,
Die kichern und kosen;
Die Hehren, die Hohen,
Die grollen und drohen;
Und die in des Herzens innersten Tiefen
In Träumen schliefen. —
Was im Kern uns gründet,
Ein heiliger Hort
Und was nimmer kündet
Das versagende Wort;
Was, schleierverhüllt,
Uns mit Ahnen füllt
Und mit wonnigen Thränen;
Was mit ringendem Sehnen
Will weiten und dehnen
Die zitternde Seele —

Das, gesammelt zum Chor,
Beschwörst Du empor
Mit des Bogens Befehle!
Meisternde Zauberin,
Zaubernde Meisterin,
Die das Mächtigste schafft
Mit zartester Kraft!

Brigitte.

Im alten, braunen Giebelhaus,
Da sind viel stille Gänge,
Da weicht man schwer einander aus,
Denn sie sind allzu enge:
An einen Gang, den Speichergang,
Gedenk' ich all mein Lebenlang.

Da riecht es süß von Obst und fein,
's ist ein verschwiegen Plätzlein,
Am Simse liegt im Sonnenschein
Und schnurrt das weiße Kätzlein
Und an der Wand ist blank und braun
Viel Holzgetäfelwerk zu schaun.

Ich kam hinauf von ungefähr,
Da hört' ich leichte Tritte,
Vom Speicher kommt es klirrend her:
„Seid Ihr's, Jungfrau Brigitte?
Wie tragt Ihr schwer in jeder Hand?
Dazu solch' großes Schlüsselband?“

„„Ei, laßt mich nur geschwind vorbei,
Der Vater hat's befohlen,
Obst soll ich aus der Kämmerei
Und Wein vom Keller holen.
Ein Herr vom Rat hält unten Rast
Und der ist unser Vespergast.““

„Ach, viel zu voll ist Euer Krug,
Laßt trinken mich ein Schlücklein;
Des Obstes habt Ihr schwer genug,
O schenkt mir auch ein Stücklein
Und bis das nicht nach Wunsch gescheh'n,
Laß ich Euch nicht vorübergeh'n“.

Da hielt die kleine Blonde still
Und seufzte loser Weise:
„„So nehm' Er sich denn, was Er will,
Doch nehm' Er's rasch und leise! —
Das hat der Maurer schlecht bedacht,
Der diesen Gang so eng gemacht.““

Der Vater rief — die Kleine lief,
Die blonden Zöpfe wehen,
Das weiße Kätzlein aber schlief
Und hatte nichts gesehen.
Ich ging auf meine Kammer sacht
Und habe dieses Lied gemacht.

Der Tod.

Einst saß ich, ein Kind mit der alten Amme,
Allein in dem öden geräumigen Haus, —
Es brannte spärlich am Herde die Flamme —
Um die Mauern heulte Novemberbraus.

Durch den Nußbaum fuhr's wie tausend Gespenster,
Der Sturm bog seufzend die Äste schwank,
Den kalten Regen schlug er ans Fenster
Und der entblätterten Rebe Gerank.
Ängstlich im Käfig flattert' der Zeisig,
Die Wanduhr stand, — schwer hing das Gewicht, —
Die Ampel erlosch, — am Herde der Reisig
Warf in's Gemach ein flackerndes Licht, —
Ich lauschte stille — mit banger Geberde —
Hielt enge mich fest an der Alten Gewand,
Sie betete leis' — da war am Herde
Die Flamme mählig herabgebrannt —
Nun räumte sie weg die verkohlten Brände —
Nur an einem glomm noch ein Funke rot —
Und knisterte noch — und erlosch am Ende —
Da sagte sie: Kind, sieh, so ist der Tod. —
Sie ist selber lang gestorben indessen,
Längst zog von dem alten Haus ich fort:
Doch werd' ich mein Lebtag nimmer vergessen
Die schaurige Stunde, das schaurige Wort.

Franz Freiherr von Dingelstedt.

Geboren am 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen als Sohn eines früheren Militärs, studierte er in Marburg, war später Gymnasiallehrer in Kassel und Fulda, nahm aber 1841 seine Entlassung aus dem auf die Dauer ihm wenig zusagenden Schulamte und ging nach Augsburg, um sich an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" zu beteiligen, sowie für dieselbe auch auf Reisen nach Frankreich, England, Holland und Belgien Korrespondenzen zu liefern. 1843 erhielt er vom König von Württemberg einen Ruf als Hofrat und Bibliothekar nach Stuttgart und leistete den angenehmen Bedingungen, die gestellt waren, natürlich alsbald Folge. 1851 ging er dann als Intendant der k. Hofbühne nach München, sowie von da in gleicher Stellung 1857 nach Weimar. Seit 1. Oktober 1867 artistischer Direktor des Hofoperntheaters in Wien, wurde er Ende 1870 Direktor des Burgtheaters, k. k. Hofrat und 1874 unabhängiger Leiter desselben, sowie 1875 Generaldirektor beider Wiener Hoftheater. Schon 1867 in Bayern geadelt, erhob ihn Kaiser Franz Joseph 1876 auch in den österreichischen erblichen Freiherrnstand. Dingelstedt starb in Wien am 15. Mai 1881. — Werke: „Gedichte" und zwar drei ältere Sammlungen aus den Jahren 1838, 1840 und 1845 (darunter die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters"), sodann „Nacht und Morgen" (neue Zeitgedichte, 1851), sowie eine Gesamtausgabe und Auswahl der „Gedichte" mit neuen Zugaben (1859); außerdem verschiedene Romane (aus früherer Zeit z. B. „Die modernen Argonauten", und „Unter der Erde", aus späterer der gehaltvolle, schöne Künstlerroman: „Die Amazone"), sodann Novellen (einzeln und in Sammlungen: „Licht und Schatten in der Liebe", „Frauenspiegel", „Sieben friedliche Erzählungen", „Heptameron", „Novellenbuch"), ferner (leider nur) ein Drama („Das Haus des Barneveldt"), „Der Erntekranz" als Vorspiel zum Weimarer Jubiläum 1857, mehrere Reisebeschreibungen (z. B. Jusqu'à la mer), die „Studien und Kopien nach Shakespeare", sowie die „Deutsche Bühnenausgabe der Shakespeare'schen Historien" (3 Bde.). Auch war er einer der Hauptmitarbeiter der neuen Shakespeare-Uebersetzung, die in Hildburghausen erschien. Als lyrischer Dichter hatte Dingelstedt schon längst einen festbegründeten Ruf in Deutschland, ehe er zu seiner Stellung als Intendant großer Hofbühnen gelangte. Er nahm unter den politischen Lyrikern der vierziger Jahre neben Herwegh, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Prutz u. A. einen sehr hervorragenden Platz ein und seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" machten bei ihrem Bekanntwerden fast eben solches Aufsehen, wie die „Gedichte eines Lebendigen". Mit etwas weniger Sturm und Drang und gährender Leidenschaft, dafür aber mehr in epigrammatischer Kürze und witziger Überlegenheit legte Dingelstedt später in dem Buche „Nacht und Morgen" nochmals ein politisches Glaubensbekenntnis ab, wozu er wohl besonders durch mancherlei neidische und gehässige Angriffe auf seine unschuldige Bekehrung zum Hofdienste veranlaßt worden war. Neben politischen Gedichten voll Freiheitslust finden wir aber bei Dingelstedt auch früh schon die Stimmungslyrik und das Liebeslied, in selten schöner und eigenartiger Blüte stehend. Wir erinnern nur an den farbenprächtigen, freilich stark erotischen lyrischen Cyklus: „Ein Roman", und dann an die Gedichte voll Zartheit und Leidenschaft, deren Heldin oder Muse — daß wir so sagen — Dingelstedts spätere Gattin, die einst hochberühmte und gefeierte Opernsängerin Jenny Lutzer, gewesen. Der Zeit nach am letzten entstanden die herrlichen „Hauslieder", die uns hier beschäftigen; sie besingen seine Mutter, seine

Frau, seine Kinder und Enkel. Außerdem teilen wir das „Vorspiel" zur Sammlung: „Nacht und Morgen" mit. Dies Gedicht ist speziell auch für unsere Anthologie bezeichnend, indem es — wenn auch in noch zu unbestimmten, allgemein idealen Vorstellungen und Umrissen — einen Prolog spricht zu dem neuen Inhalt deutschen Lebens und Dichtens seit 1850; erschien ja doch „Nacht und Morgen" im Jahre 1851.

Das Letzte aus Dingelstedts Feder war das einen Band der Veröffentlichungen des „Vereins für deutsche Litteratur" bildende, Studien und Skizzen journalistischen Ursprungs, Reminiszenzen und sonstiges Gelegentliche enthaltende „Litterarische Bilderbuch." Schließlich ist der Veranstaltung einer Gesamtausgabe: „Franz Dingelstedts sämtliche Werke" (12 Bde., 1876—77) zu gedenken; die „lyrischen Dichtungen" in der Totalität ihrer endlichen Auswahl und Anordnung füllen davon 2 Bände.

Ein Rückfall.

Hinweg die Bücher, das Papier,
Der welke Blätterhauf!
Im Sturmschritt, Weibchen, an's Klavier,
Reiß alle Deckel auf!
In meiner Brust Gewitter droh'n,
Die alten Stürme schwellen;
Rasch träufle einen reinen Ton
Wie Öl in wilde Wellen!

O Stimme, süß und wunderbar,
Wie dringst du tief in's Herz,
So voll wie Gold, wie Silber klar
Und mächtig wie das Erz!
Die viele Tausend einst entzückt
Zu lautem Jubelrausche,
Wie bin ich doch so hoch beglückt,
Wenn ich Dir einsam lausche!

Zu Deinen Füßen ausgestreckt
Ein kranker Träumer liegt,
Von Sang und Klang gelind erweckt,
Gelinder eingewiegt:

In's Fenster schielt der Mondenschein
Und die Gardinen wallen
Und eifersüchtig fallen ein
Im Busch die Nachtigallen.

Nur zu! Schon löst in Harmonie'n
Sich jeder Mißklang auf;
Es schmilzt das Eis, die Schatten flieh'n
Mit Deiner Töne Lauf.
In meiner Brust den alten Schmerz
Besiegten Deine Lieder:
Er kam als Dämon in das Herz,
Als Engel geht er wieder!

Nach Hause.

Wo ist die Wanderlust geblieben,
Die mich in leichter Jugendzeit
Beweglich durch die Welt getrieben,
Viel Monden lang, viel Meilen weit?
Ganz anders fühlt auf dieser Reise
Wie damals mein vertauschter Sinn:
Er sehnt sich nach dem engen Gleise
Der kaum verlass'nen Heimat hin.

Die Welt mit ihren bunten Bildern,
Sie reizt und fesselt mich nicht mehr;
Es fällt mir schwer, sie abzuschildern,
Sie nur zu sehen fällt mir schwer.
Statt vorwärts und nach allen Seiten,
Geht immerdar mein Blick zurück:
Dort liegt, — Gottlob, nicht sehr im Weiten, —
Was jetzo meine Welt, mein Glück!

Mein treues Weib! Ihr, holde Gaben
Der Liebe, kleines Kleeblatt Du,
Ein Töchterlein, zwei frische Knaben,
Wie zärtlich schlägt mein Herz Euch zu!
An Eurer Wiege ist mein Hafen,
Umweht von heimatlichem Hauch
Und seh' ich Euch in Frieden schlafen,
Kommt über mich der Frieden auch.

Frisch auf! Zur Rückkehr steht der Wagen,
Zum letzten Male rast' ich hier;
Von morgen alle Stunden tragen
Mich hin zu ihnen, hin zu ihr.
Ich hab' es endlich kennen lernen,
Was längst wie Ahnung mich beschlich:
Such' draußen nicht und nicht im Fernen,
Nur in Dir selber find'st Du Dich!

So sag' ich denn Valet dem Wandern,
Ich ziehe Schuh und Mantel aus
Und lasse gern die Welt den Andern;
Laßt mir die Meinen nur, mein Haus!
Mein Ält'ster soll den Stecken haben,
Der mich begleitet manches Jahr,
Das erste Steckenpferd des Knaben,
Wie es des Mannes letztes war!

Meinen Enkeln

in Triest.

Drei Engelsköpfe, blond und braun,
Gleich Mohn in Ähren anzuschau'n.

Wie sie auf mich verwundert sehn
Und, was ich rede, kaum verstehn!

Held Rudi trotzt: Non voglio! No!
Jo son' Italianissimo!

Schön-Lilli, die parliert bereits
Pariserisch aus der Bonnen-Schweiz.

Goldgisel endlich slavelt frisch
Mit ihrer Balia krainerisch.

Ein babylon'scher Sprachenbrei;
Was soll Großvaters Deutsch dabei?

Wer weiß, wie viele Zeit vergeht,
Bis Ihr ein deutsch Gedicht versteht?

Wenn Ihr im Meer und Felsen-Nest
Triest Eu'r Bissel Deutsch vergeßt.

Thut's nicht, Ihr Kinder. Fallt nicht ab
Vom Volk, das Euch die Mutter gab.

Sorgt, daß Ihr täglich, schlecht und recht
Tedeskisch mit ihr radebrecht.

Die Tante Susi, wohlbekannt
Bei Euch und „Dada" zubenannt,

Sie les' bei jeglichem Besuch
Euch vor ein deusches Märchenbuch.

Ihr ahnt nicht, welcher reiche Hort
Versenkt liegt in dem deutschen Wort;

Nicht, welch' ein tiefes Volksgemüt
Aus unsrer Sprache Schatz erblüht;

Nicht, welche Zukunft selt'ner Art
German'schem Volkstum aufbewahrt.

Wir Alten sahen, unbeglückt,
Das heil'ge Reich zerstückt, zerdrückt,

Uneins zu Haus und draußen klein . . .
Prophetenlos! Man schickt sich drein!

Doch Ihr erlebt, wenn's Gott gefällt,
Daß deutscher Geist beherrscht die Welt,

Daß klingt der deutschen Zunge Laut,
Soweit das Meer, der Himmel blaut,

Daß deutsche Schiffe, stolz und groß
Durchfurchen Eurer Adria Schoß,

Daß Deutschland, wie es ihm gebührt,
Europens Schwert und Wage führt.

Dann ruft Ihr hoch- und wohlgemut:
In uns auch fließt das deutsche Blut!

Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.

Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.

Alljährig sprecht Ihr's als Terzett
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.

Sie kehrt sich still abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . Vaterland!

Vorspiel.

Der Wächter, der die Nacht gesungen,
Die lange deutsche Winternacht,
Hat sich in Morgendämmerungen
Als Tages=Herold aufgemacht;
Mit seiner letzten Lieder Klängen
Begrüßt er laut das junge Licht,
Das aus den Schleiern und Verhängen
Der Dunkelheit gewaltig bricht.

Ja doch: Das Licht! — In blut'ger Röte
Von allen Bergen kam's empor,
Statt von friedsamer Hirtenflöte
Empfangen vom Drommeten=Chor!
Am Himmel stand er, hell und glänzend,
Der Tag, den wir noch fern geglaubt,
Mit frischer Rosen Zier bekränzend
Das taugesalbte Siegerhaupt.

Wenn nun auf kampf=zertret'nen Matten
Zuweilen auch sein Glanz erbleicht,
Weil ein vertrieb'ner Wolken=Schatten
Noch einmal kühl vorüberschleicht,
Wenn in Kalender=Finsternissen
Die Sonne kurz verschwinden geht:
Das irrt und schreckt uns nicht! Wir wissen,
Daß Tag, der Tag am Himmel steht!

So werd' es auch für Deine Sänger,
Du deutsche Erde, voller Tag,
Daß keiner sich im Dunklen länger
Abschließen und verbergen mag,

Daß jede Kraft und jedes Streben
Dem großen Ganzen sich vereint,
Daß mitten in der Zeit, im Leben,
Im Volk verjüngt die Kunst erscheint!

Der Staat hat seine Form zerbrochen;
Wann brichst Du Deine, freie Kunst?
Verlaß, in die Du Dich verkrochen,
Die Stubenluft, den Nebeldunst;
Dein zu Besitz und zu Gestaltung
Harrt reicher Stoff und gold'ner Ruhm!
Drum auf, in freudiger Entfaltung,
Du neugebor'nes Dichtertum!

Uns freilich, die wir, traumbefangen
Und nachtumhüllt, die Händ' im Schoß,
Euch Glücklichen voraufgegangen,
Uns fiel ein minder süßes Los:
Im Dunkel Euch die Wege bahnen,
Mit uns'rem Leib die Brücke bau'n,
Zum Lohne dann und wann ein Ahnen
Und Hoffen, — nie erfülltes Schau'n!

Sei's drum! Auch diese Zwielicht-Sendung
Wird endlich nicht verloren sein;
Sie steht am Ziel in rascher Wendung,
Tritt erst der volle Morgen ein.
Die Stimmen aus der Nacht verklingen,
Sogar die frühe Lerche schweigt,
Wann hoch am Tag auf mächt'gen Schwingen
Der Adler selbst zur Sonne steigt!

Ernst Dohm.

Geboren am 24. Mai 1819 in Breslau, studierte Ernst Dohm in Berlin und Halle Theologie und Philosophie, lebte als Hauslehrer in der Nähe Berlins und widmete sich, nach letzterer Stadt zurückgekehrt und der theologischen Laufbahn den Rücken wendend, litterarischen Arbeiten. Er lieferte Beiträge für das Lehmannsche „Magazin für die Litteratur des Auslandes" und für den Gubitzschen „Gesellschafter" und weihte hierauf dem damals noch in seiner ersten Jugend stehenden „Kladderadatsch" gleich von Anfang an jene ihn ganz und gar beanspruchende und erfüllende Thätigkeit, welche er ihm auch heutigen Tags noch widmet. Von Dohm sind besonders jene zumeist das ernste Element des berühmten Witzblattes bildenden Gedichte auf der ersten Seite jeder Nummer. Seit dem Entstehen bis vor kurzem schrieb Dohm auch für das „Deutsche Montags-Blatt" allwöchentlich die mit so großem Beifall aufgenommene „Ungereimte Chronik", daß eine Sammlung dieser einzelnen glänzenden Poesien notwendig wurde. Außerdem erschienen kleinere Bühnenstücke Dohms, („Das erste Debut", „Ihr Retter", „Harte Steine" ꝛc.), sowie viele und verschiedenartige Beiträge im „Kladderadatsch-Kalender" und anderen dergleichen Kollektionen. Seine Gattin ist Hedwig Dohm, die Verfasserin hübscher Lustspielchen („Vom Stamm der Asra", „Der Seelenretter" ꝛc.), sowie des vielbesprochenen Buches: „Der Jesuitismus im Hausstande".

Beide hier mitgeteilte Proben wurden ihrer Zeit für den „Kladderadatsch" gedichtet. Mit ihnen feierte das Blatt in seiner betr. Nummer das gewaltige Ereignis der Woche. Dieser lokale Ursprung, diese geistige Quelle der beiden echten „Heldengesänge" charakterisiert gewiß den pathetischen Zug, den heroischen Schwung jener 70er Epoche so markant, daß wir sehr mit Absicht gerade sie in unsre Anthologie aufgenommen haben.

Unsere Mainbrücke.

Das war zu Wörth der heiße Tag,
Als wir die Blutschlacht schlugen:
Wie krachte von ihrem Donnerschlag
Das Kaiserreich aus den Fugen!
Das war zu Wörth der heiße Tag,
Die Höhen waren erstürmet,
Auf blutiger, glühender Haide lag
Des Todes Saat getürmet!

Und drunten im Grund, am einsamen Tann,
Wo rot die Wellen heut rauschen,
Da hob sich empor ein gefallener Mann,
Den Donnern des Sieges zu lauschen.
Und neben ihm hob sich ein andrer empor,
Die Rechte gepreßt auf die Wunde,
Mit brennendem Aug' und lechzendem Ohr
Einsog er die jubelnde Kunde.

Der erste, ein Preuße vom nordischen Strand,
Vom bayrischen Hochland der zweite,
Sie waren gefallen am waldigen Rand —
Da lagen sie Seit' an Seite.
Viktoria! klang's — mit flüchtigem Rot,
Aufs Neu' die Wangen sich färben;
Willkommen nun, heiliger Schlachtentod!
Das nenn' ich ein seliges Sterben!

Gerächt, gerettet das Vaterland,
Der Räuber zu Boden gerungen!
Und selig umklammert sich Hand und Hand
Und hielten sich glühend umschlungen.
Und der Preuße: „Gott segn' Euch die Waffenthat,
Heut zahltet ihr heim in Treuen
Den angesonnenen deutschen Verrat,
Dem Franken, ihr Bayrischen Leuen!"

Und der Bayer darauf: „Geschmiedet in eins
Sind heut' im Feuer wir worden!
Heut' ward sie geschlagen, die Brücke des Mains,
Geschlagen von Süden nach Norden!
Und wie wir sterbend zum Bunde die Hand,
Zum Schwur der Treue erfassen,
So reichen die Rechte sich Land und Land,
Im Tode sie nimmer zu lassen."

Und als erglommen um Fels und Wald
Des Abendrots glühende Brände,
Da ruhten die Tapfern friedlich und kalt,
Im Tod verkettet die Hände.
Doch wir hörten den Schwur und wir halten ihn euch —
Bei dem rinnenden Herzblut im Sande
Und die Kunde vom wiedererstandenen Reich,
Sie donn're von Land zu Lande!

Die Schlacht von Metz.

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang,
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht,
Der männermordende Donner kracht'
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Rasttag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd' und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging und von der Berge Firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die dreißigtausend vereint,

Im stummen Tode friedlich gesellt —
Ein unabsehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die Ihr, das Vaterland
Zu schützen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht, —
Ihr treuen Toten, Du und Du,
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Maht,
Ausgesä't als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh'!

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so keck erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerschlissen wie sein Heer!
Er selbst, nach knirschender Gegenwehr,
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umsponnen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos,
Aller Hilf' und alles Entrinnens bar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der deutsche Aar
Stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz!

Das war eine Schlacht!
Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
Mit klingendem Spiele dran und drauf,
In nimmer aufgehaltenem Lauf

Weit, weit über'n Rhein
Nach Frankreich hinein,
Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr',
Im Sturmmarschschritt,
Im Siegesschritt,
Wälzt gen Paris sich das deutsche Heer.

Carl Dräxler-Manfred.

Geboren am 17. Juni 1806 in Lemberg, widmete sich Karl Ferdinand Dräxler in Prag der Wissenschaft und Kunst, lebte seit 1829 nach einander in Wien, Leipzig, Frankfurt a/M., Meiningen, Köln und Darmstadt, wo er 1845—52 die offizielle Darmstädter Zeitung und das Rheinische Taschenbuch redigierte und seit 1853 auch Dramaturg und Inspektor des Hoftheaters war. Dräxler starb am 31. Dezember 1879 in Darmstadt. — Werke: verschiedene Novellen und Erzählungen in Almanachen, Zeitschriften und eignen Sammlungen, sowie Gedichte, ältere und neuere Sammlungen. Erstere hatte er unter dem Namen Manfred veröffentlicht und diesen seitdem dem seinigen zugefügt. Die letzteren betiteln sich „Freud und Leid. Lieder und Bilder" (1858) und „Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung". — Dräxler-Manfred hat sich, namentlich durch das eben genannte Werk, zu den Spruchpoeten gesellt, die durch Schefer, Sallet, J. Hammer ihre Anregungen erhielten. Er nimmt im Kreise derselben durch Sinnigkeit, freundliche Milde und Klarheit der Denk- und Empfindungsweise sicher einen ganz würdigen Platz ein.

Sprüche.

I.

Du klagst, daß manche Nacht
Du ohne Schlaf verbracht —
Und hast in ihren langen Stunden
So manches überdacht,
Was in des Tages Pracht
Nie hat Erledigung gefunden.
Verlor'ner Schlaf, gefund'ner Rat,
Ein guter Handel in der That.

II.

Der tief vor Dir sich krümmt,
Dem sieh doch auf die Hand,
Sie greift vielleicht nach Sand,
Der für Dein Aug' bestimmt.

Geheimnis.

Was an Liebe Du erfahren,
Trage tief in Deiner Brust,
Wo es Keiner mag gewahren,
Keinem außer Dir bewußt.

Sieh den Berg im Felsenherzen,
Wie er alles wohlversteckt,
Was sein Schacht an edlen Erzen
Und Gesteinen je bedeckt.

Sieh die Perlen, wie Gedanken
Schlafen sie im Muschelhaus,
Das sie innen ganz durchranken,
Niemals tretend doch heraus.

Und Dein eignes Herz, der Riese
An Gefühlen und an Glut,
Sieh, wie es im Paradiese
Deiner Brust verborgen ruht.

Also Deine Liebe wahre
Tief in Deines Busens Schrein,
Das Geheimnis offenbare
Der Geliebten nur allein.

Denn nur Liebende beglücken
Kann die Liebe — andre nicht;
So wie Sterne nur entzücken,
Die da sehen — Blinde nicht!

Gastlichkeit.

I.

Arm bin ich und kaum beschieden
Ist das Nötige mir eben,
Doch Bescheidenheit und Frieden
Leiten gut durch's Leben.

Und als Glück, von Gott gespendet,
Wußt' ich immer es zu schätzen,
Wenn mir ward ein Gast gesendet,
Sich zu mir zu setzen.

Wenn des Sitzenden ich pflegte
Und es kam dann noch ein zweiter,
Weiß der Himmel! so bewegte
Sich mein Herz erfreuter.

Ob mich auch die Sorge drückte,
Wie zu speisen sie und tränken:
Gott, der mir die beiden schickte,
Wird auch mein gedenken.

II.

Blumen gibt's, die sich entfärben,
Wenn der Nordwind sie bestreicht;
Gute Werke auch verderben,
Wenn ein finstrer Blick sie reicht.

Darum, geb' ich auch nur wenig,
Geb' ich gern, als froher Mann;
Bin ich doch ein kleiner König,
Wenn ich andern geben kann!

Sollt' ich erst das Glück erreichen
Und mich schatzgesegnet sehn,
Wollt' ich gern dem Obstbaum gleichen
Und in Dorfes Mitte stehn.

Wollte meine Früchte zeigen:
Jungen, kommt im raschen Lauf!
Braucht nicht erst emporzusteigen,
Haltet nur die Taschen auf!



Dranmor.

Pseudonym für Ferdinand von Schmid, welcher am 22. Juli 1823 in Muri bei Bern geboren wurde und nach Beendigung seiner kaufmännischen Lehrzeit in die neue Welt auswanderte. Brasilien bot ihm den ersehnten, weiten Spielraum für seinen Unternehmungsgeist und mächtige Anregung für eine poetische Weltanschauung und dichterisches Schaffen. Vom Glück begünstigt, kam er zu hohem Wohlstand und Ansehen. Er ist Chef der großen Handlung F. Schmid, Groß und Co. in Rio de Janeiro und war seit 1852 österreichischer Generalkonsul daselbst. Jetzt lebt er meist in Paris, besucht jedes Jahr seine schweizer Heimat und ist auch in Amerika wieder gewesen.

Unter dem Pseudonym Dranmor erschienen zuerst „Poetische Fragmente“ (1860). Es folgten die Dichtungen: „Kaiser Maximilian“ 1868 und „Requiem“ 1869, beide auch wieder enthalten in den „Gesammelten Dichtungen“ (1873), welche überdies auch von neuem die Fragmente, sowie vielerlei neues (u. a. die Dichtung: „Dämonenwalzer“) in sich vereinigen.

Albumblatt.

(An C. P.)

Lege Du die Hand, die liebe, kleine,
Heute noch geduldig in die meine,
Glorreich Kind! Denn morgen bist Du frei —
Morgen ruft das Schicksal mich von hinnen;
Thöricht war auch diesmal mein Beginnen,
Aber Frühling war es draußen, drinnen
Und mein Herz erlag der Zauberei.

Bleibe Du in Gnaden mir gewogen;
Ist die Hoffnung mir davongeflogen,
Deine Freundschaft nehm' ich mit zur See;
Schwesterlicher Liebe zartes Gitter
Schützt uns vor der Leidenschaft Gewitter,
Ach — und dennoch zieht es Deinen Ritter
Stürmisch Dir zu Füßen, holde Fee!

Nur zum Abschied darf er sich vermessen,
Schweigend Dich an seine Brust zu pressen,
Denn zu kühn'rem Glück ist's nicht mehr Zeit.
Kamst auf seinen dunklen Lebenswegen
Leuchtend wie ein Engel ihm entgegen;
Nun empfange seinen Brudersegen,
Seinen Dank für alle Ewigkeit.

Wenn Dein Stern zu bleiben mir vergönnte,
Wenn der meine Dir genügen könnte — —
Doch, es kann nicht sein — und so versprich,
Kindlich wie Du bist, mir gut zu bleiben;
Draußen werd' ich mir die Augen reiben,
Doch in Dein Gedenkbuch will ich's schreiben:
Ja, ich liebe Dich — ich liebe Dich!

Die Fischerhütte.

Ich grüße dich, verlaßnes Fischerhaus!
Wie oft von deiner meerbespülten Schwelle
Blickt' ich verlangend in die Nacht hinaus,
Die tropenwarme, sternenhelle!
Nun ist es wieder, wie es damals war;
Noch funkeln gold'ne Thränen dort im Sande,
Ein ew'ger Sommer waltet noch im Lande
Und nur mein Herz ist aller Freuden bar.
Doch damals — ob ich wachte oder schlief,
Nie war ich so verwaist, so ganz allein,
Denn ferne Liebe stillte meine Pein
Und jeden Monat kam ein Brief — ein Brief.

Wohl hundertmal, beim Rauschen der See,
Las ich und las, um jedes Wort zu deuten,
Ich teilte Freude und Weh
Mit den armen Fischersleuten,
Ich ging umher auf dem sandigen Plan,
Bis der Gestirne Glanz erblich
Und der gewaltige Ozean
Weinte um sie und um mich.

Doch nun, ihr leuchtenden Dünen,
Was soll der Wellen Gesang?
Nordische Brandung verschlang
Den Myrtenzweig mir, den grünen.
Sie lebt — nur ihr Herz ist umnachtet,
Ich lebe — arm und verachtet,
Ewig dahin ist die Jugendlust.
Wo find' ich Trost? Ich kenne keinen, keinen
Hier oder dort — auch nicht an Freundesbrust
Mocht' ich über mein Elend weinen;
Kenne mich selbst nicht mehr,
Vergessen bin ich, veraltet
Und Lava, halb erkaltet,
Roll' ich im Busen hin und her
Nach einsam verträumter Jugendzeit,
Wie ein Vulkan, der nicht mehr Feuer speit.

O meine süße Dame!
Was bist Du mir? Ein stets geliebter Name.
Was bin ich Dir? Ein Vorwurf. Doch gesetzt,
Wir würden noch Papier und Feder brauchen,
Um schmerzliche Gefühle auszuhauchen,
Wie anders — anders schrieben wir uns jetzt!

Waldleben.

Spätherbst. — Wir schritten langsam durch den Wald
Zur Dämmrungszeit, ermüdet und verdrossen,
Da sprach ich zu dem wackern Jagdgenossen:
„Freund, laß uns hier ein Weilchen ruh'n" — und bald
Erstarben uns die Worte auf den Lippen!
Im Busche hörten wir den Nachtwind säuseln,
Das tote Laub zu unsern Füßen kräuseln
Und alte Birken sahn wir, gleich Gerippen,
Im schwarzen Moorgrund, — Schatten riesenhaft
Umflogen uns und huschten rasch vorüber, —
Des Tages Nachglanz wurde bleicher, trüber,
Unheimlich war es in der Nachbarschaft. —
Ein sonderbares Regen in den Zweigen,
Sonst alles tiefes Schweigen. — —
Ich schlief nicht, träumte nicht; ein Schleier lag
Auf mir, doch blieb ich meiner Sinne mächtig —
Und da — in meiner Nähe — übernächtig,
Erschien mir plötzlich, blendend wie der Tag,
Ein Bild, das schmerzliche Erinnrung weckte.
Du warst es, stolze Lady Margaret,
Du, deren Liebe ich umsonst erfleht,
Du, deren Sarg mit Kränzen ich bedeckte. — —
O langbeweinte, herrliche Gestalt,
Du saßest wieder auf dem weißen Pferde,
Wie einstmals — ließ der Liebe Allgewalt
Dir keine Rast in halberstarrter Erde?
Ich sah Dich auf den Hals des Zelters klopfen,
Aus Deinen Augen fielen schwere Tropfen
Auf Deine holde, oft geküßte Hand.
Vorbei, Vorbei! — Ein Winken mit dem Tuche;
O teures Antlitz, das ich ewig suche,
Ein letzter Blick — und die Erscheinung schwand.

Und sprachlos starrend in des Waldes Düster,
Vernahm ich jetzt ein Rauschen, ein Geflüster,
Mir drang es in die Brust wie Grabeshauch;
Lebendig aber wurden Baum und Strauch
Und warfen mir, der Geisterwelt Erwachen
Begrüßend, leise diese Worte zu:
„Gestorben, ja gestorben bist auch du — —"
Und in der Ferne dann ein hohles Lachen.
War's eitel Täuschung? Fragt den Dichter nicht:
An meiner Seite fand ich den Gefährten,
Den treuen Freund, den starken, vielbewährten:
Ein blasser Mondstrahl fiel auf sein Gesicht.
Erschüttert, wie ich nimmer ihn gesehn,
Doch die gespannte Flinte unterm Arme,
Ergriff er meine Hand, die fieberwarme
Und sagte: „Freund, wir müssen wieder gehn."

Ida von Düringsfeld.

Geboren am 12. November 1815 zu Militsch in Niederschlesien. Schon in ihrer Jugend beschäftigte sich Ida mit Dichten und 1835 gab sie eine erste Sammlung ihrer Poesien unter dem Namen Thekla heraus. Sie lebte dann in Dresden oder in Ostrawe, dem Gute ihrer Eltern und seit 1845, d. h. seit ihrer Vermählung mit Otto Freiherrn v. Rheinsberg (dem bekannten Schriftsteller, einem früheren Offizier), eine Reihe von Jahren auf Reisen im Ausland. — Werke: verschiedene Romane und Novellen (Schloß Goczyn, Skizzen aus der vornehmen Welt, eine Pension am Genfersee, Esther u. s. w.), eine beträchtliche Anzahl Reisebücher und Bilder (z. B. „Am Canal grande", „Aus Italien", „Aus Kärnten", „Aus Dalmatien", „Von der Schelde bis zur Maas" u. s. w.), sowie außer jenen „Gedichten von Thekla" ein Romanzen-Cyklus: „Der Stern von Andalusien", ein Alpenmärchen: „Amimone", „Für Dich" (Lieder, 1851 und 65). „Böhmische Rosen" (Übersetzung tschechischer Volkslieder, 1851) und „Lieder aus Toskana" (1855). Außerordentlich bekannt geworden und nach Gebühr geschätzt sind die von dem Ehepaare in gemeinsamen Streben, Forschen und Gestalten geschaffenen, teils streng wissenschaftlichen, teils populär wissenschaftlichen Werke. Seit 1859 lebte das Paar wieder in Deutschland, in Prag, Leipzig, Dresden &c., zuletzt in Stuttgart. Hier starb Ida von Düringsfeld am 25 Oktober 1876 und am nächsten Tage folgte der am Leben ohne sie verzweifelnde Gatte ihr freiwillig in die Ewigkeit nach.

Die stille Rose.

Wenn auf der Erde Schweigen,
Am Himmel Sternenschein,
Dann will ich an Deinem Herzen
Deine stille Rose sein.

Mein Innigstes, mein Stummstes,
Ich geb' es Dir im Kuß —
Es weiß es meine Seele,
Daß Dir sie duften muß.

Ich will nicht weiter fragen:
Was ist und was kann sein?
Ich will an Deinem Herzen
Deine stille Rose sein.

Freisein.

In Deinem Herzen grabe Dir die Quellen,
Aus denen Du Erquickung trinken willst,
Aus Deiner Kraft entnimm den starken Mut,
Das Leben zu besiegen; selber sei
Du Richter Dir, Vertrauter und Gefährte —
Dann bist Du frei. Wenn andrer Du bedarfst,
Dann in den Stunden nächtigtiefsten mangelt
Es eben Deinem schmerzlichsten Bedürfnis;
Es müßte denn die höchste Liebe sein,
Von Gott zu Dir gesendet — da gib hin
Dein ganzes Leben ihr, damit sie's pflege,
Erquicke, schirme, stütze — da begehre
Gleich einem Kinde alles: das Geringste,
Das Höchste auch, — doch wird sie Gott Dir senden?

Die Liebe.

Die Liebe war mir wie die Fremde
Und schien mir alles wunderbar —
Jetzt bin daheim ich in der Liebe,
Und alles ward mir lieblich klar.

Ein tiefes Wunder ist das Leben,
Auf dessen Grund kein Auge schaut:
Doch weil Alltäglichkeit wir's nennen,
Bedünkt's uns einfach und vertraut.

So kommst auch du, o heil'ge Liebe,
Aus deinen Himmeln schlicht herab
Und trinkst mit uns aus unserm Becher
Und brichst von unserm Brote ab.

Und also kommt es, daß ein Mädchen
Ganz deiner Göttlichkeit vergißt
Und daß dein Blick voll Ewigkeiten
Ihm der von einer Schwester ist.

Thränen im Glücke.

Du mußt Dich nicht bekümmern,
Wenn einmal auch geschwind
Beschattet meine Stirn ist,
Die Augen voll Thränen sind.

Am hellsten Sonnentage,
Schwebt da ein Wölkchen nicht
Manchmal zwischen die Gegend
Und das gewaltige Licht?

Auf Augenblicke ruht dann
Alles in Schatten gehüllt
Und doch ist's von des Lichtes
Herrlicher Macht erfüllt.

Also kann in der Liebe
Leben atmen die Frau
Und dennoch an ihren Wimpern
Zittern der Thräne Tau.

Egon von Ebert.

Geboren am 5. Juni 1801 in Prag, studierte Karl Egon von Ebert, wie er heute als durch Ordensverleihung persönlich Geadelter zu nennen ist, daselbst und ward 1829, bald nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien, vermöge der Beziehungen seines Vaters zu dem Fürsten von Fürstenberg, als dessen Bibliothekar und Archivdirektor in Donaueschingen angestellt. Später zog er wieder nach Prag, wo er bis 1857 die Administration der Fürstenbergischen Domänen besorgte. Jetzt ist er pensioniert. — Werke: Verschiedene Dramen und Erzählungen, ein Epos („Wlasta"), „Dichtungen" aus den Jahren 1824 und 45, sowie eine dritte Sammlung: „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes" aus dem Jahre 1859. Nur mit der letzteren haben wir es hier zu thun. — Schon Göthe hat diesem Dichter ein „schönes Talent" zugesprochen. Namentlich existieren von ihm gelungene Balladen, die in unseren Schulen ungemein verbreitet sind und schon Jahrzehnte hindurch gern deklamiert werden. Die „frommen Gedanken" halten wir in einem bestimmten anderen Sinne für das Reifste, was Ebert geschaffen hat. Er läßt in seinem Buche das Leben auf Markt und Straße, in Handel und Wandel an sich vorübergehn und findet da mannigfache Veranlassung zu Betrachtungen und Aussprüchen, welche unser Nachdenken erregen und uns in eine fromme, gesammelte Stimmung versetzen. Ein klarer, männlicher Geist beherrscht das ganze; es ist Reflexionspoesie, aber immer Poesie und bei allem Vorwalten der verstandesmäßigen Beobachtung und Betrachtung fehlt es auch nicht an gemütlichen und empfindungsreichen Stellen.

Die Träume.

Ich danke Dir, mein Gott, für jeden Traum der Nacht,
Der, ob er gut, ob bös', mir immer Heil gebracht;
Mag mir im Traume Glück, mag Unglück mir begegnen,
Für dunkles muß ich ihn, wie für das Helle segnen.
Denn malt er düst'res mir, Gefahren, Kummer, Not,
Verfolgung, Feindschaft, Haß, malt Kampf er, Krankheit, Tod,
Da wach' ich auf und, schnell von Sorg' und Angst genesen,
Bin ich beseligt ganz, daß alles Traum gewesen.
Doch wenn im Schlummer mir manch herrliches erscheint,
Verstorb'ner Lieben Bild, ein weit entfernter Freund,
Ein nie gehoffter Fund; wenn ich am Meerstrand liege
Und dann auf Alpen steh', dann durch die Himmel fliege

Und wenn ich dann, erwacht, weiß, daß ich träumte blos,
Werd' ich doch lange nicht der holden Bilder los.
Ich hab' geseh'n, gelebt, genossen, tief empfunden,
Was mir gewährt nicht war in meinen wachen Stunden.
Jüngst, als ich litt so tief und meint', ich trüg' es kaum,
Da sandtest Du, o Herr, zur Nacht den schwersten Traum,
So voll von Angst und Pein und Qual und Graus und Schrecken,
Daß mich der Schmerz zuletzt vom Schlafe mußt' erwecken.
Und — um mich blickt' ich her und auch in mich hinein
Und fühlte, größ'rer Schmerz noch könnt, als meiner, sein;
So hoch nicht wußt' ich mehr mein Leiden anzuschlagen
Und raffte mich empor, es mutig zu ertragen.
Drum dank' ich Dir, mein Gott, für jeden Traum der Nacht,
Der, ob er gut, ob bös', mir immer Heil gebracht;
Wie Du für Arme sorgst, für Trübe und Verzagte,
Die Träume sagten's mir, wenn sonst es nichts mir sagte!

Keim und Kind.

Wenn ich den kleinen Keim betrachte,
Aus dem einst frisch die Pflanze dringt,
Aus dem, wenn Lebensglut erwachte,
Die bunte Blume sich entschwingt,
Aus dem ein Heilkraut sich entfaltet,
Aus dem ein Fruchtbaum sich erhebt.
Aus dem die Eiche sich gestaltet,
Die riesig auf gen Himmel strebt:
Dann tief im innersten Gemüte
Bestaun' ich still die hohe Kraft,
Die Frucht erweckt aus Keim und Blüte,
Im Kleinsten wirkt und Größtes schafft;

Und allen Keimen wünsch' ich Segen
Und guten Grund in Feld und Au'
Und Sonnenschein und milden Regen
Und warme Nächt' und kühlen Tau.

Doch wenn ein holdes Kind ich sehe,
Gewiegt von treuer Mutterhand,
Halb ist's noch in des Himmels Nähe,
Noch Gast und Fremdling unser'm Land,
Ein tief Geheimnis dieser Erden,
Das erst die Zukunft einst erklärt,
Ein Rätsel, eine Welt im Werden,
Die im Gestaltungskampfe gährt —
Wenn ich es seh', ein solches Wesen,
Da faßt ein Sturm mich von Gefühl,
In seinen Zügen möcht' ich lesen,
Was einst sein Loos im Weltgewühl;
Wird's glücklich sein, wird's Glück gewähren?
Das Aug', das jetzt so selig wacht,
Wird's nicht, erfüllt von bittern Zähren,
Durchwachen manche lange Nacht?
Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Für's Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engern Hauses freudig blüh'n?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergeh'n?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz *sein* Herz versteh'n?

O Weisheit, die du Knospenkeime
Bewahrst vor Frost und vor Gewürm,
Noch mehr, als Pflanzen, Blumen, Bäume,
Bedarf das Kindlein Deinen Schirm.

Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim,
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen,
Den kleinen großen Menschenkeim!

Lerche und Seele.

Noch im Schlummer ruht die Welt,
Kaum erst graut der Morgen,
So entschwingt sich Lerche dem Feld,
Drin sie war geborgen.

Wie Du früh am Tagwerk bist,
Arbeit ohne Beschwerde,
Die ein ewiges Schweben ist
Zwischen Himmel und Erde!

Trillernd, jubelnd steigst Du auf,
Sachte sinkst Du nieder
Und Du endest den kühnen Lauf
Immer am Boden wieder.

Oben bist Du doch nur ein Gast,
Bist an den Grund gekettet,
Wo Du ein grünes Plätzchen hast,
Drin Du Dich weich gebettet.

Meine Seele, wie gleichest Du
Dieser Lerch' im Leben,
Denn auch Du mußt ohne Ruh'
Auf und nieder schweben.

Lassen kannst Du das Fliegen nicht
Hin, wo die Sterne winken,
Reinere Luft und helleres Licht
Mußt Du zuweilen trinken.

Doch bis an das höchste Ziel
Nicht vermagst Du zu dringen,
Denn es hängt Dir allzuviel
Irdischer Staub an den Schwingen.

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst Du in stetem Wandern,
Bist des einen selig froh
Und erfreust Dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von Dir,
Sonnenwärts wirst Du schweben,
Aber hier genüge Dir
Dieses Lerchenleben!

Ludwig Eckardt.

Geboren am 26. Mai 1827 in Wien, studierte in Leipzig, mußte in Folge der Wiener Revolution zeitweilig nach der Schweiz flüchten, durfte sich aber später in Wien habilitieren und gelangte nachmals noch zu einer Professur in Bern, doch brachten es die Ultramontanen dahin, seine Entlassung zu erwirken; er kehrte deshalb nach Deutschland zurück und fand hier freundliche Aufnahme am badischen Hofe, d. h. wurde in Karlsruhe Hofbibliothekar, eine Stellung, die er aber bald wieder in Folge seiner politischen Haltung verlor. Er redigierte dann eine süddeutsche Zeitung, reiste als Vorleser umher und starb am 1. Februar 1872 in Wien. — Werke: Novellen, Dramen („Sokrates", „Friedrich Schiller", „Palm", „Weltbürger und Patriot") und besonders litterargeschichtliche und ästhetische Abhandlungen. — Als lyrischer Dichter hat sich Eckardt nur höchst selten versucht und eine Sammlung seiner Poesien gibt es nicht. Um so mehr fühlten wir uns bewogen, das schöne Gedicht: „Ein Programm" in unsere Anthologie aufzunehmen.

Ein Programm.

Nicht immer sind's die größten Heldenthaten,
Von denen laut die Weltgeschichte spricht;
In Dunkelheit, von keinem Aug' verraten,
Liegt oft der Stoff zu einem Weltgedicht.

Und tragischer, als alle Trauerspiele,
Ist oft das Leben in dem kleinsten Kreis;
Daß doch auch hier der bunte Vorhang fiele,
Der Pausen in den Schmerz zu bringen weiß!

Der Dichter singe künftig nicht die Helden,
Vor denen sich abgöttisch alles beugt;
Sein Lied soll fortan jenen Kämpfern gelten,
Von denen die geschwätz'ge Chronik schweigt.

Vom Auge, das in Einsamkeit gebrochen
Und von der Thräne, in der Nacht geweint,
Vom freien Wort, im Kerker tief gesprochen,
Wohin kein Licht des holden Tages scheint.

Vom Sorgenschweiß auf eines Vaters Stirne,
Vom Mutterbangen an des Kindes Bett,
Vom Kampfe der verführten Bettlerdirne,
Vom Selbstmord ohne Grab und Sargesbret.

Von diesen Seelenkämpfen soll er sprechen,
Von Schlachten in des Menschen Innenwelt
Und so das Schweigen der Geschichte rächen,
Die schmeichelnd nur die Könige gezählt.

Die Muse Klio's preiset die Vermess'nen
Und wirft den Länderräubern Kronen nach;
So singe denn die Dichtkunst die Vergess'nen,
Das Herz, das, lautlos blutend, stückweis' brach!

Ernst Eckstein.

Geboren am 6. Februar 1845 in Gießen, erhielt Ernst Eckstein seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium, widmete sich, von einer ersten Reise nach Italien zurückgekehrt, seit 1863 in Gießen, Bonn und Berlin dem Studium der Philologie, Geschichte und Philosophie und promovierte 1866 in Marburg. 1867 übersiedelte er nach Berlin, 1870—72 bereiste er die Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien und wandte sich schließlich nach Wien. Seit 1874 lebt Eckstein in Leipzig, wo er die „Deutsche Dichterhalle" und den „Schalk" redigiert.

Er schrieb Novellen in mehreren Sammlungen; die allbekannten, viel aufgelegten, doch verschieden beurteilten Schul-Humoresken (die freilich seinen Namen in die weitesten Kreise trugen); zahlreiche, auch in Sammlungen (Pariser Silhouetten, Leichte Ware, Flatternde Blätter, Satirische Zeitbilder, Zur Geschichte des Feuilletons 2c.), vereinigte Skizzen und Studien; mehreres für die Bühnen (z. B. die Lustspiele: „Der russische Diplomat" und „Der Pessimist"); den bedeutenden historischen Roman: „Die Claudier", sowie „Initium Fidelitatis" und „Exercitium Salamandri" (humoristische Gedichte, 1876) und „In Moll und Dur" (Sammlung lyrischer Gedichte, 1877). Die dichterische Form und Eigenart Ecksteins sind jedenfalls seine humoristischen (oder auch, wie der Dichter sie nennt, komischen und satirischen) Epen: „Schach der Königin", „Der Stumme von Sevilla", „Venus Urania" u. s. w. Sie traten in raschem Flug hintereinander 1870, 71 und 72 an die Öffentlichkeit, machten das verdiente Aufsehen und ließen die poetische Gattung, der sie angehören und die in der Gegenwart nur spärliche Pfleger unter uns findet, als seine Spezialität erscheinen, mit der er einen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte behaupten wird.

Auf Capri.

Horch! Wie zaub'risch klingen die Chorgesänge,
Die vom Bühl her über die Wasser zittern!
Lust der Wehmut atmet in jedem Tone, —
Cosima, schläfst Du?

Milder Nachttau rieselt durch Laub und Blüten,
Wie der Anmut Thräne von dunkler Wimper;
Holder Wohllaut träufelt in jeder Perle, —
Cosima schläfst Du?

Ach! Ein Glutstrom heiliger Liebeswogen
Schwellt das Herz mir, wonnige Maid von Capri!
Trunk'ne Sehnsucht lodert in jedem Pulsschlag, —
Cosima, schläfst Du?

Gieb Dich zufrieden!

Noch einmal dieses himmlisch süße Bild,
Du armes Herz, das Dir den Frieden raubte?
Und dieser Kampf, so hoffnungslos und wild,
Den Stolz und Thorheit längst verwunden glaubte?
Vergiß den holden, heißgeliebten Traum
Und Gott der Herr wird Deinem Sturm gebieten;
Vergiß des Glückes goldgewob'nen Schaum:
Gieb Dich zufrieden!

Schau nicht empor; zu himmlisch ist das Licht;
Schau rings umher im weiten Lebensgarten,
Wo bleich der Tod die müden Kelche bricht; —
Sei still und gut, Du wirst nicht lange warten . . .
Fromm bringt die Hand der Liebe Dich zur Ruh;
So wild, so trostlos ist kein Weh hienieden,
Der Kirchhof deckt's mit kühler Erde zu, —
Gieb Dich zufrieden!

Die Zweite.

Ich liebe Dich; die Rosen blühen
Und fragen sanft, warum Du weinst . . .
Die letzte Thräne fühl' ich glühen
Und alles, alles ist wie einst . . .

Dein blaues Auge heißt mich leben,
Das Licht vergessen, was erblich!
Es bebt mein Herz, die Lippen beben . . .
Mein holdes Weib, ich liebe Dich!

Sie werd' ich niemals wieder sehen,
Der einst mein Herz entgegenschlug.
In Asche mag der Kranz verwehen,
Den ihre Lilienstirne trug.
Sie schied, — die Schatten rauschten nieder
Und dunkle Nacht umwogte mich . . .
Nun scheint die Frühlingssonne wieder, —
Mein holdes Weib, ich liebe Dich!

Es ruft der Sturm, es schweigt die Klage; —
Ihr Bild nur glänzt im milden Schein . . .
Sie war das Glück der ersten Tage
Und wird der Traum der letzten sein! —
Im Tod wird mich ihr Geist umschweben
Und einst zum Himmel führt sie mich . . .
Doch Dir gehört mein ganzes Leben . . .
Mein holdes Weib, ich liebe Dich!

Sein Bild.

Das ist sein Blick, so mild und weihevoll,
Das ist der Braue glanzumfloss'ner Bogen
Und ach, der Mund, von dem in gold'nen Wogen
Die Zauberflut der Rede quoll!

So neigte sich sein göttergleiches Haupt,
Als lächelnd er im Schattendom der Linde
Dem scheuen, bangen, sehnsuchtskranken Kinde
Der Liebe erstes Ja geraubt!

Im Westen glomm der lichte Abendschein
Und dämmernd lag das stille Thal gebettet . . .
Und wie für ewig hielt er mich umkettet —
Und selig klang's: Nun bist Du mein!

O Liebeslust, du holde Märchenpracht,
Wie früh verlosch dein wonnesames Funkeln!
Wie jäh begann das Leben mir zu dunkeln,
Das ach, so rosig mir gelacht!

Kein Sehnen bringt den Frühling mir zurück:
O könnt' ich seinen Blütentraum vergessen!
Verschmerzen, was ich jauchzend einst besessen! . . .
Es war ein namenloses Glück.

Wie bebt mein Herz, von bitt'rem Leide schwer!
Nur Thränen sind und Klagen mir beschieden.
Für mich hat rings die Erde keinen Frieden,
Das Leben keine Hoffnung mehr!

Das Märchen vom Glück.

Sie sind allein, denn die Mutter kehrt
Zu Nacht erst vom Felde zurück . . .
Durch's Fenster rauschet die Linde —
Und die Alte erzählt dem Kinde
Das sonnige Märchen vom Glück.

Sie erzählt vom verwunschenen Königssohn
Und der boshaft grollenden Fee;
Vom Schloß am Felsenstrande,
Vom wilden Wogengebrande
Und der Fischerhütte am See.

Und der Prinz vertrauerte Jahr um Jahr
Als Schlange im dumpfigen Grund . . .
Er wand sich in güldenen Ketten, —
Ein Kuß nur konnte ihn retten,
Ein Kuß von rosigem Mund.

Des Fischers liebliches Töchterlein
Trug hohen, herrlichen Sinn.
Sie sprengte die Ketten von Golde:
Er aber machte die Holde
Zu seiner Königin!

Großmutter schweigt und das Spinnrad schnurrt
Und das Mägdlein sitzt wie gebannt
Und es faltet die Hände im Schoße
Und heftet das Auge, das große,
Starr träumend an die Wand.

Großmutter, wie schön, o wie einzig schön!
Großmutter, o wäre das wahr!
Großmutter, mir würde nicht bange —
Wie gerne umarmt' ich die Schlange,
Trotz Schauer und Todesgefahr! . . .

Warum nur hat man das alles erdacht,
Wenn's nie sich auf Erden begab? . . .
Mir wird in der Seele so wehe,
Wie in des Kirchhofs Nähe,
Wie vor des Vaters Grab! . . .

Sei stark, Du zitterndes Kinderherz
Und dränge die Thräne zurück!
Uns alle hat es belogen,
Uns alle hat es betrogen,
Das sonnige Märchen vom Glück.

Emil Edel.

Die Gedichtsammlung: „Kleine Welt“ von Emil Edel (1862) ist eine in ihrer Art originelle Erscheinung. Sie enthält hübsche, artig empfundene Bilder aus dem Kinderleben, meist mit einer ernsteren Nebenabsicht oder der Geltendmachung einer sinnigen, überraschenden Beziehung auf Zeit und Welt und auf das Leben der Großen, Erwachsenen. Man vergl. z. B. den „Geographischen Unterricht“ (der jetzt, Gott sei Dank! schon weniger ernst zu berühren braucht, als vor 1866 und 70). Der Verfasser, geboren am 6. Januar 1825 in Hildesheim, studierte in Göttingen und Heidelberg Medizin und lebt als praktischer Arzt in Hannover.

Kindlicher Sinn.

Die Mutter weint. — Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie:
„Das Schwesterchen ist nun begraben,
Du sollst es aber wieder haben.
Der Großmama, die's zu sich rief,
Der schreib' ich heute einen Brief.
Der Kranke drüben, stirbt er morgen,
Kann mir den Brief hinaufbesorgen.
Und wenn sie es herunterläßt,
Dann bind' ich ihm die Flügel fest,
Dann soll es wieder bei Dir bleiben;
Gewiß, Mama, gleich will ich schreiben.“
Die Mutter lächelt. Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie.

Die zerbrochene Puppe.

O weh, vorbei ist alle Lust,
Das Auge rot vom Weinen,
Zu groß für eines Kindes Brust
Mag dieser Schmerz erscheinen.
Als hätte eine Natter sie
Mit spitzem Zahn gestochen,
So schreit die artige Marie:
Die Puppe ist zerbrochen!

Ja, weine nur, mein gutes Kind,
Wie sie auch spottend scherzen;
So groß wie unsere Freuden sind,
So groß sind unsre Schmerzen.
Und wenn Du sie den Menschen klagst
Mit lautem Herzenspochen,
Dann lächeln sie, als ob Du sagst:
Die Puppe ist zerbrochen.

Es schirme Dich ein guter Geist
In Deinen Blütenjahren,
Denn was die Welt im großen heißt,
Hast Du als Kind erfahren.
Die Welt hat über Gram und Lust
Das Urteil bald gesprochen
Und weh' Dir, wenn Du hören mußt:
Die Puppe ist zerbrochen.

Leichenbegängnis.

Mit wunderlicher Litanei
Zieht feierlich ein Zug vorbei
Von Mädchen und von Knaben:
Sie fanden auf dem Tummelplatz
Im Garten einen toten Spatz,
Nun spielen die Kinder Begraben.

Ein Mägdlein macht die Leichenfrau
Und trägt ein trüb' Gesicht zur Schau,
Als dächt' es an das Sterben,
Ein Bübchen stellt den Pfarrer vor,
Dem Würdigen folgt der Trauerchor
Mit der Miene froher Erben.

Sie scharren ihren Sperling ein
Und setzen ihm den größten Stein,
Den Ort und Glück geboten,
Dann klagen sie erst in der That,
Daß jedes Spiel sein Ende hat,
Das Spiel auch mit den Toten.

Wer mag, Du rätselhafter Tod,
Der allen unsern Freuden droht,
Dich recht verstanden haben!
Erschrocken blickt der Greis Dich an,
Der Jüngling trotzig, ernst der Mann —
Und die Kinder spielen Begraben.

Geographischer Unterricht.

Der strenge Vater lehrt den Sohn:
„Verfolge doch die farb'gen Ränder,
Die fernsten Reiche kennst Du schon
Und blickst verwirrt auf deutsche Länder!"
Der Knabe starrt die Karte an,
Er sieht die Lehrerstirn in Falten
Und stammelt weinerlich: „Ich kann
Die bunte Wirtschaft nicht behalten".
Der Vater schaut sich lächelnd um:
„Du zirpend Heimchen auf dem Herde,
So bitte Deinen Schöpfer drum,
Daß es den Enkeln leichter werde.
Betrachte oft, betrachte still
Die vielen Farben und Gestalten
Und sprich, wirst Du ein Mann: Ich will
Die bunte Wirtschaft nicht behalten."

Bernhard Endrulat.

Geboren am 24. August 1828 in Berlin, studierte Bernhard Ferdinand Ludwig Endrulat daselbst Philologie, machte 1849 und 50 den Schleswig-Holsteinischen Feldzug mit und wurde in einem der Treffen und Gefechte, denen er beiwohnte, verwundet. Nach Auflösung der Schleswig-Holsteinischen Armee lebte er noch 2 Jahre als Hauslehrer in Holstein, wurde 1853 Lehrer in Hamburg und trat 1864 in die Dienste des Herzogs Friedrich von Holstein, nach dessen Rücktritt aus der Öffentlichkeit er wieder als Lehrer und Schriftsteller in Hamburg wirkte. Bis 1872 redigierte er dann die „Itzehoer Nachrichten“ und wandte sich hierauf nach dem Elsaß, wo er ebenfalls journalistisch thätig war, bis er schließlich sich dem archivalischen Beruf gewidmet hat. Er ist seit kurzem Köngl. Preuß. Staatsarchivar und Vorsteher des in ein Staatsarchiv umgewandelten, aus Göthe und Werther wohlbekannten, einstigen Reichs-Kammergerichts-Archivs zu Wetzlar.

„Gedichte“ (1857); „Geschichten und Gestalten“ (erzählende Dichtungen mit einem lyrischen Anhang, 1863).

Aus dem „Tagebuch in Versen“.



Sie kamen mit Kränzen, mit roten und blauen,
Im festlichen Haar; —
Dein Haupt nur war
Des Schmuckes bar
Und war doch am lieblichsten anzuschauen!

Sie rauschten im Saal in schimmernder Seide
Dem Tage zur Ehr'
Voll Stolz einher;
Doch zehnmal mehr
Gefielst Du im weißen, im einfachen Kleide!

Sie waren umfunkelt von Perl' und Gesteine; —
Du hast's nicht gewollt
Und doch so hold
Ohn' alles Gold,
So köstlich wie Du war von allen nicht eine!

Bescheide Dich.

Wer hätte sich im Traume stolzer Stunden
Nicht einst auf Gipfeln voller Glanz gesehen?
Nicht tief in sich des Geistes Götterwehen
Wie eines Frühlings mächt'gen Hauch empfunden?

Doch ach! Bald ist der holde Wahn entschwunden;
Du siehst das Bild, das Dich geneckt, zergehen,
Mußt tief in Thalesdämm'rung traurig stehen
Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden.

Dann klage nicht! Nur Wen'gen aufbehalten
Ward dieses Los: hoch von der Menschheit Zinne
Ein neues Banner glorreich zu entfalten.

Thu' ab den Neid! Und hellen Blicks beginne
In Deinem engern Kreise frisch zu schalten
Und auch das Kleine thu' mit großem Sinne!

Für's Leben.

Laß Dir ein Zeichen sein den Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum;
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich
Und Schauer rütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne brauchts und Regentage,
Daß einer gute Früchte trage!

Laß Dir ein Zeichen sein den Baum!
Nur halb gehört dem blauen Raum,
Der Himmelsluft er an. Den Rest,
Den hält die dunkle Erde fest.
So schwankst Du zwischen zweien Welten
Und sollst dies Menschenlos nicht schelten!

Das Glück.

Was ist das Glück?
Nach jahrelangem Ringen,
Nach schwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greise Locken ein vergoldend Licht,
Ein spätes Ruhen mit gelähmten Schwingen? —
Das ist es nicht!

Das ist das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefsten Traume ist es Dir erschienen
Und Morgens, wenn Du glühend aufgewacht,
Da steht's an Deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

Johann Georg von Fischer.

Geboren am 25. Oktober 1816 zu Groß=Süßen, einem Dorf des Filsthales in Württemberg, war Johann Georg Fischer ursprünglich Volksschullehrer, holte aber von seinem 25. Jahre an noch die Universitätsstudien (in Tübingen) nach und wurde 1846 Lehrer der Geschichte, Geographie und Litteratur an der Oberrealschule und der kaufmännischen Fortbildungsschule zu Stuttgart. Er trägt in dieser Stelle den Professortitel, auch verlieh ihm Tübingen 1857 das Doktordiplom und ein württembergischer hoher Orden gab ihm den persönlichen Adel.

Dramen: „Saul", „Friedrich II. von Hohenstaufen", „Florian Geyer" und „Kaiser Maximilian", sowie eine Schrift über das Seelenleben der Vögel und folgende sechs lyrische Sammlungen: „Gedichte" (1854), „Neue Gedichte" (1865), „Den deutschen Frauen" (1869), „Aus frischer Luft" (1872), „Neue Lieder" (1876), „Merlin" (1877).

Letzteres Buch war die Festgabe des Tübinger „bemoosten Hauptes" für die Jubiläumsfeier seiner alma mater, die alle Ursache hatte, sich dieses Geschenkes eines lieben Sohnes, an dem sie Wohlgefallen haben kann, zu freuen. J. G. Fischer ist, soweit die deutsche Zunge klingt, als eine der so zart, wie feurig beredtesten lyrischen Zungen nunmehr seit fast drei Dezennien bekannt. Er ist zur Zeit das verehrte Haupt der wieder, wie einst, sangesfrohen, schwäbischen Dichterschule. Seine Muse ist jung geblieben in allem Lauf der Jahre, aber sie hat an geistiger Tiefe, an seelischem Gehalt stetig zugenommen. Der Lyriker, zu dessen Jünglingsgedichten voll hinreißenden Schwunges und verführerischer Anmut z. B. „Feuer und Flamme" und „So fügt sich's einmal nur im Leben", zu dessen aus der Manneszeit stammenden Poesien voll einer intensiven Glut und dennoch eines höchst wohlthuenden inneren Gleich= und Ebenmaßes, die nur vollkommen entwickelten, durchaus zur Blume entfalteten Naturen zu bergen, resp. auszustrahlen möglich ist, z. B. „Daheim", „Gekrönt" und „Reliquien" gehören — der Lyriker von einst, sagen wir, ist in „Merlin" auch Didaktiker geworden und wohl gemerkt: Die Verschmelzung beider Elemente äußert sich nicht als Halbheit oder Dualismus, sondern als Harmonie und Ergänzung. Die Proben: „Im Gebet", „Lerchenglück" und „Windsbraut" sind dem Buche: „Merlin" entnommen. Interessant ist schließlich eine Nebeneinanderstellung der Gedichte: „Lockvögel" (aus der 1. Sammlung) und „Balder Frühling" (jüngsten Datums). Hier knüpft des Dichters fröhliches Ende, vielleicht selbst unbewußt, an den fröhlichen Anfang sich an.

Lockvögel.

Die Stadt fliegt aus, der Kukuk schreit,
Weil sie den Frühling spüren;
„Kam'rad, nun grünt die schöne Zeit
Zum Locken und Verführen!"

Vater spricht zum Töchterlein:
Was mag das für ein Vogel sein?
Läuft herum an unsrem Hag,
Weiß nicht, was er suchen mag,
Hat den Hut aufs Ohr gedrückt,
Wie der Maitag sich geschmückt,
Schielt herauf und spitzt die Ohren,
Gleich als hätt' er was verloren;
Will einmal hinuntergeh'n
Und den Burschen mir beseh'n,
Doch der schlüpft davon mit eins,
Eh' der Vater kommen,
Hat das Herz des Töchterleins
Lachend mitgenommen.

Unergründlich.

Ich küßte sie auf die Stirne kaum
Und war erschrocken fast,
Wie sie, ein Kind, so fiebernd heiß
Und zitternd mich umfaßt,

Wie liebeschauernd mir am Hals,
Ihr schluchzender Odem quoll,
Wie gleich einem Retter ihr Herz mir schlug,
Sprachloser Entzückung voll.

Da ahnt' ich an Dir, Du kleines Herz,
Das solche Flamme kennt
Die ganze ungelöschte Glut,
Die heimlich auf Erden brennt.

Feuer und Flamme.

Und die Euch jetzt so sittig thut,
So ruhig an Geberden,
Die war ein wildes, keckes Blut,
Als sollt's ein Knabe werden.

Es scheute Regen nicht und Schnee
Und blieb nicht in der Stuben,
Sprang oft vor Freuden in die Höh'
Und spielte mit den Buben.

Trat ihm ein Bach in seinen Lauf,
Da ist's nicht stehn geblieben,
Das leichte Kleidlein rasch hinauf!
Und husch, da war es drüben.

Ob auch der Vater drohend stand
Vor dem verweg'nen Blute,
Es küßte schmeichelnd seine Hand,
Daß ihm entfiel die Rute.

Und die nun Jungfrau worden, wißt,
Die kecke, wilde Kleine,
Die ihr als Kind so oft geküßt,
Die nenn' ich jetzt die Meine.

Und die vor Euch so sittig thut,
Die thut nicht so vor allen;
Die läßt den Drang verborgner Glut
Noch heut' in Strömen wallen.

Er glüht und wogt, der alte Braus
Und bricht wie Feuerflammen
An mir in tausend Küssen aus,
Sind wir allein beisammen!

Trost im Sterben.

Und wenn ich auf immer dereinst entschlief,
Dann machet mein Grab auch noch so tief,
Ich weiß ja, daß es kein tiefres gibt,
Als die Erde, die ich so warm geliebt,
Weiß, daß ich in aller Gebornen Schar
Ich selber und nicht ein andrer war,
Daß keinem andern gehören kann,
Was ich gelebt, was ich gethan.

Und über meinem Grabe hin
Wird, wie immer, die Sonne zieh'n,
Eine ewige Kette von Herzen sich
Fortschlingen, die fühlen so froh als ich:
Daß nimmer der herrliche Mut vergeht,
Welchem der Sinn nach dem Höchsten steht
Und für jedes schönen Begehrens Lust
Die erfüllende Kraft in der Menschenbrust.

So fügt's sich einmal nur im Leben.

Ich war entfloh'n dem Festgebrause,
Weil ich mich längst nach Dir gesehnet
Und fand mein Kind allein zu Hause,
Die Thür nur lose angelehnet.
Doch fest genug verschloß ich sie;
O sich're Stille, wie noch nie!
So fügt's sich einmal nur im Leben,
Als wollten diese Stunde eben
Sich alle freundlichen Geschicke
In eines nur zusammenfassen,
Um uns allein zu überlassen
Den schönsten aller Augenblicke!

Sieh hoch den Tag am Himmel glüh'n,
So hoch geht unsrer Liebe Wonne
Und wird die Abendröte blüh'n,
Scheid' ich zufrieden wie die Sonne.
Wer ahnet wohl beim Abendregen,
An welcher Blume Brust im Thal
Des Himmels heimgegang'ner Strahl
Am liebsten heute war gelegen?
Daß Dir im Haus, Du stilles Kind,
Die Götter heut' gewesen sind?

Wie selig trägt's von ihrer Brust
Mich durch des Maienabends Luft!
Um zu vollenden seine Pracht,
Dräut am Gebirge Wetternacht;
Mit voller'n Düften schmeichelt lau
Dem finstern Himmel die bange Au'.
Stürm' zu, sag' ich ihm ins Gesicht,
Meine Welt erschreckt dein Dräuen nicht,
Du triffst der Erde flücht'gen Staub,
Die zitternden Blüten, das arme Laub;
Doch keine Macht hat dein Geschoß
An den Frühling, den ich heut' genoß!

Daheim.

Ich habe Dein Bild am Himmel fern
Gesucht beim bleichen Morgenstern,
Ich schwebte Dir nach mit dem Schwalbenzug,
Der gen Mittag nimmt den geschwinden Flug,
Die Arme hob ich nach Deiner Gestalt,
Wenn die Berge des Abends Gold umwallt.

An aller hohen Dinge Glanz
Hab' ich Dein Bild gebunden
Und habe Dich nirgend so rein und ganz,
Als bei Dir selbst gefunden.

Gekrönt.

Ich trag' ein herrliches Glück im Sinn
Und was ich thue und wo ich bin,
Es schwebt mir um's Haupt sein warmer Glanz
Wie ein unbestrittener Königskranz
Und die dürftigen Menschen, sie wissen nicht,
Was mir glüht und leuchtet im Angesicht.

Denn daß ich Dich besessen habe,
Deren Name ich tief in der Brust begrabe,
Das bleibt ewiger Preis dem Mann,
Ein Gedanke, der niemals sterben kann.
Und müßt' ich selber zu Grunde geh'n
Und schwände, Du Einzige, Tag und Nacht,
Die Wahrheit bleibt wie die Sonne steh'n,
Daß Du zum Könige mich gemacht.

Reliquien.

Weißt Du es noch, wie Dir im Spiel
Am Raine des Gartens ein Band entfiel,
Wie mein bebender Finger mit heimlicher Hast,
Du süßestes Mädchen, das Pfand erfaßt
Und meine Wonne ich nun verborgen
Entgegenträumt' dem nächsten Morgen? —
Du weißt es nimmer, denn bald vergißt
Ein Kind sich selbst, das selig ist.

Doch mir, mir leuchtet er immerfort
Mit Wunderglanz, der gesegnete Ort,
Die sonnige Stelle so warm und lind,
An der es war, Du verklärtes Kind.
Und wie Du standest — ich seh' Dich noch,
So festlich still, so sinnend hoch!
Versunken steh' ich und schaue Dich an,
Den Himmel über Dir aufgethan,
Wie Dich umstrahlt sein Glorienlicht
Gleich einer Heiligen Angesicht!

Im Gebet.

Sommerflüstern, Duft und Klänge,
Sonnentrunk'ne Farben auch.
Strömen zu, ein ganz Gedränge;
Bring' und sei es nur ein Hauch,
Herz, auch Du Dein Opfer zu.
Komm', göttliche Ruh',
Du blühende Stunde,
Die vom Himmel weht,
Komm', Odem Du,
Der aus Herzensgrunde
Zum Himmel geht,
Erzähl', erzähle,
Komm', Du Gebet,
Du Frühling der Seele!

Lerchenglück.

Hinter der Scholle des Ackers verbirgst Du weise Dein Nestchen,
Wo Du bei Gattin und Kind heimlich das Liebste bedenkst.
Doch was daheim Dich beglückt, Du mußt es auch draußen verkünden
Und zum Himmel empor trägt es Dein jauchzender Mund.
Aber je höher Du dringst, je sehnender jubelt das Herz Dir,
Weil Dich die Ferne gemahnt, was es zu Hause verließ.
Und der Lieben gedenk, erfaßt von unsäglichem Heimweh,
Wirft Dich ein jäher Entschluß heim an die irdische Brust,
Daß Du nahes und fernes verbindest im Wechselverlangen,
Wie die Liebe allein Himmel und Erde verknüpft!

Windsbraut.

Der Mai begeht seinen Hochzeitstag
Und hält im Freien das Lustgelag;
Der Tänzer sind genug bestellt,
Geladen die ganze junge Welt;
Ei, was die schmucken Jungen laufen
Und alle die Mädchen in lichten Haufen!
Der Maiwind lüftet dem lieben Besuch
Das leichte Gewand und das Busentuch.
Der Tanz beginnt. Wie schwingt der Arm
Der Burschen, die Mägdlein! Sie werden warm;
Doch keine, wie die, die dort in Hast,
Soeben im Taumel der Wind erfaßt.
Er hat sie vom Weg emporgerafft
Und schwingt sie davon in des Armes Kraft,
Der Wind seine Braut, die Windesbraut,
Daß die Luft ersaust und das Thal aufschaut —

Das ist ein Tanz! Und sie freut sich drob,
Daß er sie so zu Ehren hob,
Sie schmiegt sich und wächst an ihm empor,
Wie die Löwin im Scherz mit dem Zähmer ringt,
Ihm hoch am Busen und Arm aufspringt
Und dann ihm kosend den Hals umschlingt

Was thut's, daß von dem Blumenflor
Und Festschmuck im durchtobten Thal
Das hochgeschürzte Bacchanal
Geknickte Blüten ohne Zahl
Fort mit sich reißt im wilden Flug?
Die Welt hat Blüten jetzt genug.
Was thut's, wenn der entbrannte Geist
Zerpflückend Haus und Hof umkreist
Und die Dächer mit in den Wirbel reißt?
So liebt es ein Erob'rungszug.

Tanzt ja mit seiner Braut der Wind
— Wer weiß, wann die ermüdet sind?
Thalab, stromüber, feldaus, waldein!
Wo mag das Hochzeitsbette sein?

Balder Frühling.

Springt der Bube das Dorf hinaus:
„Vater, es ist schon Frühling draus,
Zum Schmetterlingsfang die beste Zeit.“

Ist zwar kein Frühling noch weit und breit,
Fing kaum der Staub des Märzen an;
Doch die Jugend will ihren Willen han. —

Wie, wenn ich nach dem Jungen ging',
Zu schauen, was er im Garne fing?
Freut mich ja so ein Falter selber,
So ein roter oder zitronengelber!
Richtig! da flattert's schon; — doch wie! —
Sah ich doch all mein Leben nie
Einen so artlichen Schmetterling:
Ein milchjung, geschlachf und huschig Ding,
So scheu halb und so flüchtig noch,
So dreist halb und fürwitzig doch,
Minder im Fluge, mehr im Lauf,
Einen herzigen Kindskopf obenauf,
Schwarzaugen so funkelnd und feuernd schon,
Zöpfe, so lang als die ganze Person,
Eine rote Masche als Halsgeschmeid,
Statt der Flügel ein fliegend Kleid
Und ein lustiges Kreuzband zum Beschluß
Kurzweilig zeichnet den munteren Fuß.

Ein Extra-Märzenvogel der!
Mein lustiger Ärgster hinterher,
Das Schmetterlingsgarn verächtlich weggeschmissen
Ja nun, nun freilich muß Frühling sein,
Er blüht mir ja selber zum Haus herein; —
Was doch die Jungen alles besser wissen!

Arthur Fitger.

Geboren am 4. October 1840 zu Delmenhorst im Großherzogtum Oldenburg, verriet Arthur Fitger schon früh Neigung zur Malerei und bezog 1858 nach Absolvierung des Gymnasiums die Akademie zu München. In Antwerpen und Paris setzte er seine Studien fort, in Rom (1863—65) schuf er seine ersten selbständigen Werke. 1869 ließ er sich in Bremen nieder. Der Neigung zur Malerei hielt aber von Kindheit an schon eine gleich lebhafte Neigung und ein gleich ausgesprochenes Talent zur Poesie das Gegengewicht und nur eine merkwürdige Scheu vor der Öffentlichkeit hinderte den Doppeltbegabten, auch mit dichterischen Erzeugnissen hervorzutreten, bis durch Wilbrandts Vermittelung die ersten lyrischen Sachen Fitgers in den „Salon“ gelangten und damit das Eis auch nach jener Richtung hin gebrochen war. Bald darauf erschien sein kleines Epos: „Roland und die Rose“, ein epischer Kommentar zu der Reihe von Gemälden seiner Hand, die jetzt den Ratskeller zu Bremen schmücken. Für den Bremer Künstlerverein schuf Fitger sodann Festspiele („Albrecht Dürer in Bologna“ und „Johann Kepler“), ferner das Trauerspiel: „Adelbert von Bremen“ mit dem Nachspiel: „Ein Reich! Ein Rom!“ (1875), sowie das Drama: „Die Hexe“ (1875), welches den Namen Fitgers als Bühnendichter in die weitesten Kreise trug. Es gelangte nicht sofort, sondern erst seit 1880 auf die Bretter und übte überall, wo es erschien, eine sehr eigenartige und machtvolle tragische Wirkung aus. Zwei lyrische Sammlungen: „Fahrendes Volk“ (1875) und „Winternächte“ (1881) bekunden Fitger's originelles und seelisch tief und vornehm angelegtes Talent auch für diese uns hier berührende dichterische Gattung.

Sturmlied.



begeistrungsselges Grausen,
Das des Knaben Busen hob,
Wenn des Frühlings Siegesbrausen
Jauchzend durch die Wälder schnob!
Kühn zu thronen
In den Kronen
Schwanker Pappeln, Lust! O Lust!
Und ein Sturm des Thatendranges
Brach auf Wogen des Gesanges
Sehnsuchtswild aus meiner Brust:

„Beugt sich, Sturm, vor Deinem Grimme
Ast zu Ast mit Angstgestöhn,
Eines Welterobrers Stimme
Hör' ich in den Wolkenhöhn.
Mit zu fliegen,
Mit zu siegen,
Dunkler Heros, starker Nord,
Zu unsterblichen Gefechten
Mit Tyrannen und mit Knechten
Reiß mich auf und trag' mich fort!"

Und Du hast mich fortgetragen
Und vollendet ist mein Lauf,
Bin zerschmettert und zerschlagen; —
Aber Dich — was hält dich auf!
Früh gefallen,
Hör' ich schallen
Über meiner Gruft Dein Wehn:
„Der Gedanke, dem Dein Leben
Opfernd Du dahin gegeben,
Siegend wird er weiter gehn".

Lätizia.

I.

Gern vor allem gedenk' ich des Tags, da Dich, o Geliebte,
Ich gefunden; Du gingst, harzige Scheiter und Rohr
Über die Gasse zu holen, denn winterlich strömte der Regen
Und im Scaldino erlosch jegliche Kohle dem Ohm.
Zierlich suchten die Füße die trockneren Steine des Pflasters,
Während die glänzende Hand sorgsam das Röckchen geschürzt.

Und ich kam, ein Modell für Nausikaas züchtige Formen
Suchend; ein neuer Ulyß hatt' ich die Gassen durchschweift.
Freundlich zur Werkstatt folgtest du mir; dich drückte die Armut
Und der klingende Lohn lockte das dürftige Kind.
Tieferglühend in Scham enthülltest den blendenden Nacken,
Hobst Du des Busens Gewand zögernd, das letzte, hinweg.
Und Du standest geduldig, indes in begeistertem Eifer
Ich mit dem Malergerät bannte das flüchtige Bild.

Tage kamen und gingen; vollendet beinah war die Arbeit
Und Du horchtest gespannt auf das homerische Lied,
Das ich erzählte zur Stunde der Rast, wie der Dulder Odysseus
Weit durch Länder und Meer bis in die Hölle geirrt,
Wie dem Stürmeverfolgten das liebliche Wäsche-Prinzeßlein
Auf der Madonna Geheiß rettend am Ufer genaht,
Wie in heimlicher Liebe das zagende Herz ihr entbrannte,
Wie sie in heimlichem Leid scheiden den Göttlichen sah.
Und just wollt' ich das Wesen unglücklicher Liebe ihr darthun,
Breit, theoretisch, wie sichs gründlichen Deutschen geziemt,
Da — noch ist mir's ein Traum — Dein Arm umschlang mich, Dein Haupt sank
Mir an den Busen, Dein Mund suchte den meinen im Kuß,
Dein vielfältig Gewand entglitt den Hüften; Mänade
Schien das schüchterne Kind plötzlich in bacchischer Wut;
Und Dein wallend Gelock um Nacken und Arme mir ringelnd,
Zogst in berauschende Nacht ganz meine Seele Du hin.
„Scheiden, Odysseus, wirst Du und wieder bringt Dich kein Gott mir.
Doch, was die Stunde geschenkt, raubt mir die Ewigkeit nicht".

II.

Vollaufblühender Mond erleuchtet den winklichen Pfad mir
Über die Gäßchen, den Hof zur geliebtesten Thür.
Hier an die Schwelle der Frühgeschäftigen bring' ich den Epheu,
Der mir Zecher das Haupt schmückte, zum Weihegeschenk.
Schwebe hinauf, mein Gesang, hinauf, melodischer Zitter
Flüsternde Stimmen, der tief Träumenden schmeichelt euch an.
Schlafe, Geliebte! Und fragt die Mutter dem nächtlichen Klang nach,
Der ihr den Schlummer gestört, sage: Der Brunnen im Hof.
Ach, Du täuschest sie nicht; mein Herz ist ein Brunnen der Liebe,
Ewig strömend und nie ebbet die Fülle hinweg.
Mag im Lärmen des Tages oft ungehört sie verrauschen,
Aber im Schweigen der Nacht flutet sie tönend empor.

Lied.

Singend über die Haide
Steigen Lerchen empor,
Goldige Knospen der Weide
Dringen am Ufer hervor
Und der Himmel so wunderblau!
Allüberall hellsonnige Schau!
Ich und mein Lieb, wir beide
Wandeln durch sprießendes Rohr.

Kargen Worts ist der Kummer
Zehrend in tiefer Brust;
Aber noch tausend Mal stummer
Ist unsägliche Lust:
„Ich bin ja Dein, und Du bist ja mein!"
Das mag ihr einziges Wörtlein sein;
Hat doch kein Weiser, kein Dummer
Jemals ein bessres gewußt.

Wolken über uns schwellen,
Kaum daß ein Windzug sie blies;
Traumhaft schwatzen die Wellen
Über den farbigen Kies,
Ferne nur, ferne noch Lerchenlied —
Seliges Schweigen die Seele durchzieht,
Engel erschließen die hellen
Pforten zum Paradies.

Erinnerung.

In dem Nachen saßen wir und schwammen
Weit hinaus auf's purpurblaue Meer
Und die Wolken, rosenfarb'ne Flammen,
Flatterten am Himmel drüber her.

Unser Herz in süßen Liedern träumte,
Unsre Lippe schwelgte hoch im Kuß
Und aus uns'ren Bechern sprüht' und schäumte
Dionysos' gold'ner Überfluß.

Aber allgemach versinkt im Westen
Farbenglut und Sonnenstrahlenpracht
Und aus schwarzen, wolkigen Palästen
Weht hervor die regnerische Nacht.

Und nun seufzet ihr in bitt'rer Klage
Sehnsuchtsvoll nach dem getrübten Glück
Und begierig fordert ihr die Tage
Der vergang'nen Freuden euch zurück?

Heget Scham ob eurer Sehnsucht Schmerzen,
Ihr, die einmal doch ein Glück umfing,
Das an tausend durst'gen Menschenherzen
Hast'gen Schrittes karg vorüberging.

Ernst Förster.

Als jüngerer Bruder von Friedrich Förster am 8. April 1800 zu Münchengosserstädt bei Altenburg geboren, studierte Ernst Förster in Jena und Berlin Theologie und Philosophie, wandte sich aber unter W. Schedow der Malerei zu, ging 1822 nach Dresden, wo er Studien nach Tizian und Holbein machte, 1823 nach München zu Cornelius, unter dessen Leitung er 1824 und 25 an der Aula zu Bonn und in den Arkaden des Hofgartens, sowie im neuen Königsbau zu München arbeitete, wie er dann seit 1826 mehrfache Reisen nach Italien unternahm, wo er manche, die italienische Kunstgeschichte bereichernde Studien machte, alte Gemälde neu auffand oder restaurierte und eine große Sammlung von Handzeichnungen nach berühmten Originalen schuf. Andere Reisen führten ihn nach Holland, Belgien, Paris, London; er widmete sich endlich ganz der Kunstschriftstellerei und schrieb: „Beiträge zur neuen Kunstgeschichte" (1835), „Geschichte der deutschen Kunst" (5 Bde., 1851—59), „Geschichte der neuen deutschen Kunst" (1863), „Abriß der allgemeinen Kunstgeschichte" (1865), „Raphael" (Biographie in 2 Bdn., 1867—68) u. a. m. Als Schwiegersohn Jean Pauls ist Ernst Förster außerdem in verschiedenen Schriften und Ausgaben eine Quelle und Autorität der Jean Paul-Litteratur und Kritik geworden. Er lebt seit langem in München und ist Mitglied der dortigen Akademie. Durch seine „Gedichte" (1854) hat der so vielfach Berühmte auch unter den Lyrikern unsrer Zeit sich einen achtungswerten Platz errungen.

Unschuld und Liebe.

Unter Blumen ging ich neulich
Früh im Morgensonnenstrahl
Und es dufteten die Rosen
Und die Lilien zumal.

Und in ihre Zauberkreise
Zogen sie mich tief hinein;
Wie verwirrten mich die Holden
Sanft mit ihrem süßen Schein!

Und der Rose zart Erröten
  Ward der Unschuld lieblich Bild
Und im Kelch der Lilie perlte
  Liebeszauber süß und mild.

Und woher denn die Verwirrung?
  Oder hat man euch verkannt
Und mit Unrecht Rose Liebe,
  Unschuld Lilie genannt?

Und ich ging und kehrte wieder
  Spät im Abendsonnenstrahl
Und ich sah die Rosen wieder
  Und die Lilien zumal.

Ach, die Rose war verblichen
  Und ihr Zauber löste sich;
Nur die Lilie ohne Wandel
  Immer noch sich selber glich.

Und ich komme jeden Morgen
  Und die Lilien blühen noch
Und gelöst ist die Verwirrung:
  Und sie sind die Unschuld doch!

„In meiner Hand vertrocknen alle Blumen."

Du bist betroffen, daß in Deinen Händen
Die Blumen welken, wenn sie kaum gepflückt;
Als ob so nah der Glut gerückt,
Nicht alles Leben müßte plötzlich enden.

In Deiner Hand, zu nah Dir und zu ferne,
Verschmachten sie gleich dem, der hochbeglückt,
Von Deiner Augen Glanz und Huld entzückt,
Zu Dir emporschaut, wie zu einem Sterne.

Nun aber drück' an's Herz die welken Blüten,
Die halberstorbenen an Deinen Mund;
An diesem Bronnen werden sie gesund,
Wie an den Flammen sie vorher verglühten.

Vorzug.

Jedwede Pflanze will sein eigen Land
Und jedes Tier den heimatlichen Strand;
Die Flechte sucht sich ihren eignen Stein
Und jede Traube reifet nicht am Rhein.
Der Mensch allein ist heimisch allerwärts
Und in dem Herzen wurzelt schnell das Herz.

Ludwig Foglar.

Geboren am 24. Dezember 1820 zu Wien, besuchte Ludwig Stephan Foglar die Hochschule, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten, trat aber später aus Neigung in eine kommerzielle Thätigkeit ein und ist seit 1842, in welchem Jahre auch seine erste Gedichtsammlung: „Cypressen" erschien, Beamter der Österreichischen ersten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft.

Er gehört als Poet — dessen letztherausgegebenen Werke „Freudvoll und leidvoll" (Neue Gedichte, 1867) und „Beethoven" (Legenden, 1870) gewesen sind — zu den Talenten zweiten Ranges der österreichischen Dichterschule, welche den hervorragenden und glänzenden Vorbildern eines A. Grün u. A. mit ehrlichem Streben und ästhetischen Anstand nachgeeifert haben. Wir werden uns gleich noch mit einen zweiten dieser Gattung, dem alten, unverwüstlichen Ludwig August Frankl zu befassen haben. Wenigstens sollen dieselben nicht unvertreten in unsrer Anthologie bleiben; es genüge hier wie dort eine Probe.



Nachsommer.

Priester, komm und sprich mich frei:
Heiligste Abgötterei
Treib' ich nun seit Tag und Jahren,
Aber was die Reue sei —
Da so gern ich blieb dabei,
Hab' ich dadurch nie erfahren!
Ich erfuhr das Gegenteil:
All' der Erde schönstes Heil!
Denn vor Göttern ist es Tugend,
Wenn der Gaben dieser Welt
Lebensmutig, unverstellt
Sich erfreut die frische Jugend.



Reizender mit jedem Tage,
Seit ich Dich im Herzen trage,
Lacht die Welt mir, Elfenkind!
Und mich dünkt, für ihre Blüte,
Ihre Schönheit, ihre Güte
War ich vordem taub und blind.

Erst seit mich Dein Blick berührte,
Alle Glut zu Flammen schürte,
Fiel der Bann von Aug' und Mund;
Seit ich diesseits lieben lernte
Und von jenseits mich entfernte,
Ward ich weise und gesund.

Verwandelt hast Du mich so sehr,
Ich selber kenne mich nicht mehr —
Wie hast Du das begonnen?

Du ließest reifen bessre Saat,
Als sie gedeiht in Stadt und Staat,
In Deines Auges Sonnen.

Theodor Fontane.

Geboren am 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin, wurde Theodor Fontane nach naturwissenschaftlichen Studien in Berlin Apotheker, wandte sich 1849 aber, dem Zuge seines Talentes folgend, poetischer und litterarischer Thätigkeit zu. Die Jahre 1855—59 verlebte er in England; seit 1860 wieder in Berlin, war er Mitarbeiter der „Neuen Preußischen Zeitung", machte 1870 als Berichterstatter den französischen Krieg mit und geriet während desselben in kurze, doch beinahe für ihn sehr unglücklich geendete Gefangenschaft. Nach Berlin zurückgekehrt, hat er an Stelle des verstorbenen alten F. W. Gubitz die Referate über das Kgl. Schauspielhaus für die „Vossische Zeitung" übernommen. Vorübergehend war er auch ständiger Sekretär der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.

Neben dem Hauptwerk: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (3 Bde., 1862—71) und den Früchten seiner Reisen nach Großbritannien: „Ein Sommer in London" (1854), „Jenseit des Tweed" (1860) und „Aus England" (Studien über Londoner Theater, Kunst und Poesie, gleichfalls 1860) schrieb Fontane die vier zeitgeschichtlichen Werke: „Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864", „Der deutsche Krieg von 1866", „Kriegsgefangene. Erlebtes 1870" und „Aus den Tagen der Okkupation" (eine Osterreise durch Frankreich und Elsaß-Lothringen, 1872). Auch sind von ihm: „Deutsche Inschriften an Haus und Gerät" (zur epigrammatischen Volkspoesie, 1865) und „Heimweg," (Erzählungen von „unserem alten Freunde", desgleichen 1865). Sein jüngstes Erschienenes ist ein Roman: „L'Adultera" (1882).

Außerdem: „Männer und Helden" (Acht Preußenlieder, 1850); „Von der schönen Rosamunde" (Romanzencyklus, 1850); „Gedichte" (1858); „Balladen" (1861). In der zweiten Auflage der „Gedichte" (1875) sind „Männer und Helden", „Rosamunde" u. s. w. vereinigt.

Im Herbst.

Es fällt das Laub wie Regentropfen
So zahllos auf die Stoppelflur;
Matt pulst der Bach, wie letztes Klopfen,
Im Todeskampfe der Natur.

Still wirds! Und als den tiefen Frieden
Ein leises Wehen jetzt durchzog,
Da mocht' es sein, daß abgeschieden
Die Erdenseele aufwärts flog.

James Monmouth.

Es zieht sich ein blutige Spur
Durch unser Haus von Alters;
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.
Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche sang, ein Jägerhorn klang —
Ich bin ein Kind der Sünde.
Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne;
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt,
Ihre Augen lachten vor Wonne!
Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie ein Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.
Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Der alte Dessauer.

Ich will ein Lied Euch singen!
Mein Held ist eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen,
Dreimaster, Knebelbart,
Blitzblank der Rock vom Bürsten
Und jeder Knopf wie Gold —
Ihr merkt, es gilt dem Fürsten,
Dem alten Leopold.

All' Wissenschaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied
Und sprach er je von „Richtung“,
So war's in Reih und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marsch
Und selbst mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barsch.

Nicht mocht' er Phrasen türmen
Von Fortschritt, glatt und schön,
Er wußte nur zu stürmen
Die Kesselsdorfer Höh'n.
Er hielt nicht viel vom Zweifel
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja, er war im Leben
Beschränkt nur, wie es heißt
Und soll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preist?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er seine Feinde fraß
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle saß.

Wir haben viel von Nöten
Trotz allem guten Rat
Und sollten schier erröten
Vor solchem Mann der That.
Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer d'ran!

Ludwig August Frankl.

Geboren am 3. Februar zu Chraß in Böhmen und nach Studien in Wien zum Doktor der Medizin in Padua promoviert, wurde Ludwig August Frankl 1837 Sekretär der Wiener Israelitischen Gemeinde. Noch gegenwärtig lebt er, der 1855 und 65 Reisen nach Palästina unternahm und wegen Begründung des Blindeninstituts auf der Hohen Warte zum Ritter von Hochwart erhoben wurde, als k. k. Regierungsrat und Präses obengenannter Gemeinde in Wien, dessen Ehrenbürger er seit seinem 70. Geburtstage ist.

Im Jahre 1833 veröffentlichte er seine ersten „Epischen und lyrischen Dichtungen“, 1840 eine erste Ausgabe von „Gedichten“. Nach 1850: „Helden- und Liederbuch“, „Ahnenbilder“ u. s. w. Frankls „Gesammelte poetische Werke“, deren erster Band seine Lyrik enthält, erschienen 1880.

Unser „Nachtbild“ ist nach Manuskript. Vergleiche übrigens die bezügliche Bemerkung oben bei „Foglar“.

Nachtbild.

Auf des Teiches leisen Wellen
Spielt des Mondes milder Schein,
Senken an den Uferstellen
Weiden ihre Schatten ein.

Sanft gezog'ne Silbergleise
Durch die Fläche führt ein Schwan
Und der Ölbaum wehet leise,
Süß betäubend, Duft heran.

Tiefe Stille, schwüles Wetter
Leuchtet durch der Nacht Azur;
Einer Nachtigall Geschmetter
Ist des Raumes Seele nur.

An des Teiches fernstem Rande
Steht ein holdes Mädchenpaar;
Zögernd löst es die Gewande,
Nieder wallt das blonde Haar.

Bis zum Fuß den Schleierlosen
Sinkt es, sie verhüllend ganz,
Einen Kranz von weißen Rosen
Schlingt hinein des Mondes Glanz.

Und mit leisem Schauer nieder
Tauchen sie ins kühle Bad —
Und gesträubt das Schneegefieder
Stolz der Schwan den Mädchen naht.

Ob nicht eine im Gemüte,
Von dem kecken Schwan umlenkt,
Der antiken, schönen Mythe
Träumerisch verschämt gedenkt?



Karl Emil Franzos.

Karl Emil Franzos wurde am 25. Oktober 1848 in einem Forsthaus Russisch-Podoliens als Sohn deutscher Eltern geboren, besuchte das Gymnasium zu Czernowitz und studierte 1867—72 in Wien und Graz Jurisprudenz und Philosophie. Nach den Staatsprüfungen wandte er sich litterarischer Beschäftigung zu, bereiste bis 1877 Europa, Kleinasien, Ägypten und lebt seitdem, wenn nicht auf neuen Reisen, in Wien. Den bis dahin ganz unbekannten Namen machten des Autors meisterliche Kulturbilder und Skizzen („Aus Halb-Asien", „Vom Don zur Donau", „Die Juden von Barnow", Vergessene Kulturen") schnell in den weitesten Kreisen bekannt. Er ähnelt hier Leopold Kompert, Sacher-Masoch u. a. — ja, übertrifft sie wohl noch.

Eine Sammlung der lyrischen Gedichte von Franzos existiert noch nicht. Sie erschienen bisher nur zerstreut in Zeitschriften und Anthologien.

Warum?

Wir liebten uns einst zur Frühlingszeit —
Wie liegt das so weit!
Doch kurz und flüchtig war der Traum,
Wie Wind und Schaum —
Nur einmal ruhten wir süß und bang
Am Bergeshang
Und einmal hab' ich im Buchengrund
Geküßt Deinen Mund . . .

Das ist wohl an die fünfzehn Jahr
Oder länger gar —
Hab' Dich, ich mußt' in die Ferne geh'n,
Nicht wiedergeseh'n.
Dann hört' ich, ruhig und ungequält,
Du seist vermählt,
Doch jetzt, urplötzlich faßt es mich
Und ich denk' an Dich . . .

Warum?! . . . Ich sitze vom Weine heiß,
Im lauten Kreis:
Was hat mir wohl in der Winternacht
Dein Bild gebracht?
Sehnst Du vielleicht zur Stund' unser Glück
So wild zurück —
Oder bist Du, ich ahn's entsetzt,
Gestorben jetzt?! . . .

Anna.

Wie sich um Trümmer grau und wild,
Noch schlingen grünende Ranken,
So zieht mir zuweilen Dein helles Bild
Noch durch die düst'ren Gedanken!
Und mußt' auch sterben und verglühn
Das Glück jener Sommertage,
Noch fühl' ich's mir im Herzen blühn
Wie süße, traute Sage!

Oft seh' ich Dich zu stiller Stund'
Wie droben unter der Linde —
Dein Auge blitzt und es lacht Dein Mund
Und Dein Goldhaar flutet im Winde . . .
Bis Thränen trüben die holde Gestalt
Mir armen, träumenden Thoren,
Bis mich's ergreift mit Schmerzensgewalt,
Daß Du mir auf ewig verloren! . . .

In der Sommernacht.

Ich träumt' von Dir — bin ja erwacht
Und schau' nun bange in die Nacht —
Der Mond scheint blaß, in der schwülen Luft
Schwimmt süßer, schwerer Blumenduft —
Durchs offne Fenster dringt er ein . . .
Hat mich geweckt der Mondenschein
Oder dies Düften, süß und schwer,
Als ob's Dein Atem, Geliebte, wär?
Hast Du auch träumend mein gedacht
Und bist voll süßer Glut erwacht?
Schwimmt in den Lüften Dein wilder Kuß,
Deiner dürstenden Liebe Gruß?
Ich seh' Dich . . . Du lehnst auf dem weißen Pfühl,
Deine Stirne glüht, doch die Hand ist kühl —
Du fieberst — nach mir . . . blickst bebend zur Seit',
Als grüßte Dich dort aus der Dunkelheit,
Wie in schöneren Nächten, so heute auch
Mein leuchtend Aug' und mein Lispelhauch . . .
Du Wilde, Du Schöne, wie gern, wie gern
Wär' ich bei Dir und bin so fern!
Mich macht die Unrast krank und matt,
Mein Lager wird zur Marterstatt —
Das heiße Kissen drück' ich an mich,
Als wärest Du's — als hätt' ich Dich! . . .
Vor Deinem Fenster mit süßem Schall
Singt weich und schmachtend die Nachtigall —
Dazwischen tönt über Wald und Kluft,
Wie der wilde Falk nach Beute ruft:
Lausch' diesen Beiden, lausch' ihnen gut —
So, Liebste, ist jetzt *mir* zu Mut . . .

Grabschrift.

Die hier begraben liegt — die Leidenschaft,
Sie war das heiße Fassen und Vermählen,
Das Ineinanderflammen zweier Seelen,
Die gleich an Stolz und Schmerz, an Lieb und Kraft.

Sie hatten ihren Fesseln sich entrafft,
Um müd' vom Kampf, von peinlichen Verfehlen,
Im Liebesflammenbade sich zu stählen,
Doch eines blieb und hielt sie eng in Haft:

Die Reue blieb — die Reue trennte sie —
Wer Schuld mittrinkt, will er an Lieb' sich laben,
Der wird berauscht, doch glücklich wird er nie.

O Leser, neige stumm Dein Haupt und übe
Mitleid an all dem Weh, das hier begraben!“ . . .
Das sei das Epitaphium unsrer Liebe.

Ferdinand Freiligrath.

Geboren am 17. Juni 1810 in Detmold, zum Kaufmann herangebildet, arbeitete Ferdinand Freiligrath in Handelshäusern in Soest, Amsterdam und Barmen, trat poetisch zuerst im Chamisso-Wendtschen Musenalmanach auf, widmete sich 1839 ganz der Dichtkunst und lebte nun in Unkel bei Köln, Weimar (wo er sich mit Ida Melos vermählte), Darmstadt und St. Goar, wo er mit Geibel und Hoffmann v. Fallersleben intim verkehrte und eine durch A. v. Humbold ihm vermittelte Pension Friedrich Wilhelms IV. genoß, bis er, im Chor der politischen und revolutionären Lyriker von damals mit eine erste Stimme übernehmend, auf diesen königlichen Gunstbeweis verzichtete und als polizeilich Verfolgter nach der Schweiz, sowie 1846 nach England ging. 1848 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er bald verhaftet, doch freigesprochen und floh, abermals verfolgt, wiederum nach London, wo er bis 1867 in verschiedenen (übrigens nicht unauskömmlichen) kaufmännischen Stellungen lebte. Eine Nationalsubskription ermöglichte ihm endlich sorgenlosen Aufenthalt in Deutschland, er verbrachte seine letzten Jahre in Stuttgart, dann in Kannstatt, wo er am 18. März 1876 starb.

Selbständig erschienene Übersetzungen: Viktor Hugos Oden, V. Hugos Dämmerungsgesänge, Milton's sämtliche Werke, Shakespeare's Venus und Adonis und verschiedene der Dramen.

Mitherausgeber des „Rheinischen Odeon“ (mit Hub und Schnezler) und des „Rheinischen Almanachs“ (mit Simrock und Matzerath), sowie Mitverfasser des „Malerischen und Romantischen Rheinlands und Westphalens“ (mit Schücking). Außerdem: „Rolands Album“ (zum Besten der Ruine, 1840) „Karl Immermann“ (Blätter der Erinnerung an ihn, 1842), „Dichtung und Dichter“ (Anthologie, 1854) rc.

Eigene Gedichtsammlungen: „Gedichte“ (1838, 25. Aufl. 1869); „Mein Glaubensbekenntnis“ (Zeitgedichte, 1844), „Ça ira“ (Sechs Gedichte, 1846), „Zwischen den Garben“ (1847), „Neuere politische und soziale Zeitgedichte“ (2 Hefte, 1849 und 50). Nach 1850 erschienen außer den „Gesammelten Dichtungen“ (1871) noch „Neue Gedichte (1876). Dieser Band enthält Poesien und Übersetzungen Freiligraths, die nach dem Erscheinen der ersten Sammlung seit 1838 entstanden waren. Während des ganzen Zeitraums, auf den unser Buch sich beschränkt, hat Freiligrath weit überwiegend, wenn nicht ausschließlich, nur zeitgeschichtliche Gelegenheitsgedichte geschaffen, deren glänzendste und zündendste aus den Tagen des letzten großen Krieges stammen, z. B. das berühmte Paar: „Hurrah Germania!“ und „Die Trompete von Gravelotte“. Wir erinnern als an besonders schöne lyrische Schöpfungen z. B. auch noch an das Widmungsgedicht der „Gesammelten Dichtungen“, an das Gedicht beim Tode der Frau Johanna Kinkel und an den Abschied für seine Tochter bei deren Verheiratung.

Hurrah! Germania!

urrah, Du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine steht Du da!



Ferdinand Freiligrath.

Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst Du rasch Dein Schwert!
Wie trittst Du zornig frohgemut
Zum Schutz vor Deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf Deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest Du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst Du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel Du in's Korn,
Den Ährenkranz dazu,
Da fuhrst Du auf im hellen Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst Du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.

Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' Dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber Dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!

Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah! Zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst Du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

(25. Juli 1871.)

Die Trompete von Gravelotte.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie nieder geritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt:
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallnen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochnes Lallen.

Und nun kam die Nacht und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten:
Die Rosse schnoben, der Regen rann, —
Und wir dachten der Toten, der Toten!



Alfred Friedmann

wurde am 26. Oktober 1845 in Frankfurt a. M. geboren und zum Kaufmann bestimmt. Er lebte längere Zeit in Paris und London. Nach endlicher Erlangung der väterlichen Erlaubnis studierte er später noch in Heidelberg und in Zürich, wo er 1870 auf Grund seiner Dissertation: „Des einzelnen Recht und Pflicht" promovierte. Familienverhältnisse bewirkten jedoch, daß er zum kaufmännischen Beruf zurückgekehrt ist. Er domiziliert in Wien.

„Savilia" (Dichtung, 1873); „Aus Hellas" (Zwei Gesänge, 1874); „Biblische Sterne"; „Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta" (Geschichte in Versen); „Leichtsinnige Lieder" (1877); „Vertauscht" (Novelle, 1878); „Die Vestalin" (Novelle, 1880); „Ersetzter Verlust" (Novelle in Versen, 1880); „Gedichte" (1881); „Don Juans letzte Abenteuer" (Drama, 1881).

Jahreszeiten.

Wir sahen uns flüchtig und liebten uns heiß,
Am Tag und getrennt auch in Träumen.
Wir liebten uns heiß, wie's die Jugend nur weiß,
Wir schwuren uns Treue und küßten uns leis,
Grün war das Laub an den Bäumen!

Und als nun gezogen der Juli in's Land,
Begann unser Sehnen zu säumen;
Sie gab mir die Hand und die Liebe, sie schwand,
Die einst uns umschlungen mit purpurnem Band,
Rot war das Laub an den Bäumen!

Sie wandelt am Arm eines Mannes dahin
Und lebt in vergoldeten Räumen;
Sie liegt mir im Sinn, ich aber, ich bin
Vergessen, verraten, mein Glück ist dahin —
Fort ist das Laub von den Bäumen.

Ehe.

An einer Quelle, fern im Libanon,
Steigt eine Zeder in die blauen Räume;
Dort singen Vögel ihre Liederträume,
Melodisch wie der Quelle Silberton.

Die Zeder saugt ihr Leben aus der Quelle,
Die ihren Lieblingsbaum erquickt und tränkt,
Wofür dem Quell die Zeder Schatten schenkt!

Es ist, als flösse sanfter jede Welle,
Die ihren Lauf zum Zederschatten lenkt
Und jeder dunkle Ast ist taugetränkt!

So süßes Einverständnis ist der Lohn
Der Liebe zweier treuverbund'ner Gatten:
Er schützt den Lebensweg mit seinem Schatten,
Sie hilft dem Kämpfer auf des Sieges Thron.

Sommerlied.

Es ist ein Zelt von klarer Bläue
Nun übers Erdenrund gespannt;
Des Himmels Blau bedeutet Treue —
Ich bin Dir treu in jedem Land!

Es hat ein dunkles Grün getragen
Schon eine lange Zeit der Wald;
Das Hoffnungskleid, mein Lieb', will sagen:
Ein Wiedersehn vereint uns bald.

Es stehn in voller Pracht die Rosen
Im Märchenduft; sie rufen wach
Erinnrung an ein trautes Kosen
In einem duftigen Gemach.

Der laue Wind streicht durch die Ähren,
Darin ich jetzt in Träumen war;
Die Halme mahnen mich, als wären
Sie Flechtengold aus Deinem Haar.

Im Abendglanz der Sommersterne
Schluchzt unterm Busch die Nachtigall;
Mir ist, als tön' aus weiter Ferne
Geliebter Stimme süßer Schall.

Nun braut den künft'gen Wein die Traube
Und zieht den Sonnenfunken ein;
Werd' in des Herbstes Schattenlaube
In Deinem Arm ich trunken sein?

Im Westen droht's von Ungewittern,
Der Blitz zuckt durch das Wolkenheer,
Mein zweifelnd Herz fühl' ich erzittern:
Wir finden uns wohl nimmermehr? —

Seegeister.

(Am Kap Misen.)

Auf der Begeisterung wogenden Meeren
Wiegt sich der Dichter und sinnet und träumt,
Läßt sich von Sagen der Vorwelt belehren,
Während die Welle des Lebens ihm schäumt.

Her von des Altertums Märchengestaden
Weht ihm die Brise den herrlichsten Hauch;
Okeaniden auf welligen Pfaden
Nah'n und Sirenen, die singenden, auch.

Amphitrite's sanftschaukelnden Wagen
Bringen die Wogen, vom Gotte berührt,
Die einst Europa zum Ufer getragen,
Als der olympische Stier sie verführt.

Jene Welle begrub den Leander,
Löschte sein Feuer voll schäumenden Hohns;
Diese trug rettend zu Dir, Periander,
Heimwärts Arion, den Meister des Tons.

Trotzig erbrauset, sich bäumend, zerspalten,
Die einst Odysseus verzweifelnd geteilt;
Ruhig daneben mit sanfterem Walten,
Die einst die Schmerzen der Sappho geheilt.

Finster einher rauscht die dräuende Welle,
Der sich das Blut des Centauren vermählt;
Tückisch, smaragden, spielt dort auch die helle,
In der sich Ikarus sterbend gequält.

Aber den flüchtigen Botinnen allen
Reichet der Dichter sein Herz als Pokal —
Eine Perle läßt jegliche fallen,
Immer vermehrt sich die kostbare Zahl.

Bis er befriedigt sein Fahrzeug nun wendet,
Reihend die Perlen zum schönsten Gesang;
Bis er das Halsband der Dichtung vollendet
Und um den Nacken der Liebsten es schlang!



Karl Theodor Gaedertz

wurde am 8. Januar 1855 zu Lübeck geboren und studierte Philologie und Sprachwissenschaft in Leipzig und Berlin, wo er als Dr. der Philosophie und Beamter der Königl. Bibliothek lebt. Übersetzungen: Corneille's „Horatius" (1875), Racine's „Esther" (1876) und „Britannikus" (1880), Irving's „Skizzenbuch" (1878). Originalwerke: „Julklapp!" (1879), „Eine Komödie" (1880), „Gabriel Rollenhagen" (1881). „Julklapp" verschaffte dem jungen Poeten und Gelehrten (dessen „Rollenhagen" z. B. berufene Urteiler als ein Quellenwerk von hoher Vorzüglichkeit gerühmt haben) einen ebenbürtigen Sitz unter unseren Dichtern plattdeutscher Zunge. Indem wir diese letzteren, sofern sie auch hochdeutsch sangen, unsrer Anthologie einfügen, hat in der Folge des Alphabets Gaedertz hier ihren Reigen zu eröffnen.

Mein erstes Lied.

Zum Liede brachte mich das Leid;
Drum brachte Leid mir Seligkeit.
Als jüngst mein Herz traf schwerer Gram,
In Thränen Aug' und Antlitz schwamm,
Die Hände ringend fort und fort
Ich schluchzte — horch! Ein lösend Wort
Den bleichen Lippen leis' entsprang.
Dran reihte sich ein zweiter Klang
Und Silb' um Silbe; wie ein Quell
Aus trüber Erde klar und hell
Belebend fließt durch Flur und Au,
So schloß sich unter Perlentau,
Wie bei der Kette, Glied an Glied.
Da lächelt' ich: Mein erstes Lied!
Mein erstes Lied! O Seligkeit!
Zum Liede brachte mich das Leid.

Lenz und Liebe.

Hörst Du die süße Nachtigall
Im dichtumlaubten Neste?
Sie singt von ihren Liedern all
Im Lenz das allerbeste.

O siehst Du nicht die Knospenpracht,
Wildrosen blühn aufs neue?
Und durch die Wipfel bis zur Nacht
Die reine Himmelsbläue?

Ach, dann zu wandeln durch den Hain —
Wer mir die Lust beschriebe!
Doch nicht allein — man träumt zu zwein
Viel seliger von Liebe.

Welke Blätter.

Welke Blätter! Welkes Laub!
Wehmutsvolle Herbsteszier.
Rühr' ich' dran, zerfällt zu Staub
Jedes unter Händen mir.

Schien so selten schön zu blühn!
Was nicht Lenz, nicht Sommer hat,
Goldene Farben, Purpurglühn
Malt der Herbst auf jedes Blatt.

Ach! Die wunderbare Pracht
Schuf sein kalter Todeshauch.
In der nächsten stürmischen Nacht
Sinkt das Purpurgold vom Strauch.

Karl Gärtner

wurde am 6. Februar 1822 zu Groß-Naundorf bei Pulsnitz in Sachsen geboren, studierte von 1843—47 in Leipzig Theologie, begann 1849 am Teichmannschen Institut ebenda eine Lehrerthätigkeit, die ihn nachmals nach Schandau als Direktor der Bürgerschule, sowie nach Dresden als Direktor des Freimaurerinstituts für Töchter gebildeter Stände führte und lebte seit 1874 in Sachsens Hauptstadt als in Ruhestand Getretener; gestorben ist er daselbst an einem uns unbekannt gebliebenen Datum.

Gärtner erscheint mit seinen oft komponierten Liedern so recht als ein Repräsentant der jugendlichen Elemente deutschen Männergesangs. Etwas Burschikoses ist ihm eigen, das macht: Er schuf seine Lieder zumeist in der frohbewegten studentischen Zeit, da er in Leipzig studierte und Hauptkoryphäe des dortigen Pauliner-Sängervereins war. Ins Philisterium hinübergetreten, gab er seine „Gedichte" (1862) gedruckt wohl als Reminiszenz an die goldnen Tage der Burschenfreiheit und Sangeslust heraus.

Lied des Wanderburschen im Walde.

Wie hat das Gott so schön bedacht,
Daß er die Wanderburschen macht'!
Denn wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm' das liebe Wandern her?

So manche Thäler, manche Höh'n,
Die blieben da so ungesehn;
So mancher schöne deutsche Wald
Würd' ungesehen groß und alt.

So manches liebe Gläschen Wein
Müßte da ungetrunken sein,
So mancher Mund, der kußlich ist,
Blieb' da, ach Gott, so ungeküßt.

Als unten ich im Thale ging,
Da pocht's ans Fensterlein: Klingling!
Ein holdes Mägdlein schaut' heraus,
Das sah so schmuck und freundlich aus.

Das liebe Mädchen-Angesicht
Vergess' ich nun und nimmer nicht,
Das füllt mein ganzes Herz mit Weh'
So lang' — bis ich ein andres seh'.

Drum hat das Gott so schön bedacht,
Daß er die Wanderburschen macht',
Denn wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm das liebe Wandern her?

Frühling.

Der Frühling klopft mit frischem Strauß
Lautjubelnd an mein Fensterlein:
Heraus, du Menschenkind, heraus,
Heraus in meinen Sonnenschein!
Auf lauer Lüfte Wogen
Bin heut ich eingezogen.
Vergangen ist Nacht und Leid,
Gekommen ist Licht und Freud'!

Frühling! Frühling!
Auf jauchzt das Herz bei solchem Klang.
Frühling! Frühling!
Von den Bergen hernieder
Rinnen Abschiedsthränen
Dem scheidenden Winter;

Von den Bergen hernieder
Rinnen Freudenthränen
Dem kommenden Frühling!
Lerchenchöre jubeln:
Frühling! Frühling!

Die Bäume pred'gen im grünen Talar:
Frühling! Frühling!
Die toten Blumen schlagen
Die hellen Augen auf
Und rufen flüsternd einander zu:
Frühling! Frühling!
Und alles jauchzt den einen,
Den großen, den heiligen Psalm:
Vergangen ist Nacht und Leid!
Gekommen ist Licht und Freud'!
Frühling! Frühling!

Nun gebt mir meinen Wanderstab.

Nun gebt mir meinen Wanderstab,
Nun will ich wieder wandern
Mit frischem Mut bergauf, bergab,
Von einem Strom zum andern!
Die letzte bange Thräne fällt
In diesen lichten Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
Helft mir die Wonne tragen!

Ade, du stilles Kämmerlein
Mit deinem Gram und Leiden!
Willkommen, warmer Sonnenschein
Mit deiner Lust und Freuden!

Die erste Freudenthräne fällt
  In diesen lichten Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
  Helft mir die Wonne tragen!

Es streut der junge Frühlingstag
  Das Grün aus vollen Händen;
Wohin ich immer ziehen mag,
  Es blüht an allen Enden.
Aufs Wandern ist mein Sinn gestellt
  Seit langen, langen Tagen . . .
O grüner Wald, o grüne Welt,
  Helft mir die Wonne tragen!

Emanuel von Geibel.

Dieser hervorragendste Lyriker der deutschen Gegenwart, dessen Bildnis deshalb gebührendermaßen unsre Auswahl lyrischer Dichtungen dieser deutschen Gegenwart ziert, wurde am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren, wo sein Vater Prediger der reformierten Gemeinde war; seine Mutter, einer aus Frankreich eingewanderten Familie Souchay entstammend, war die Tochter eines Lübecker Kaufmanns. Von 1835 an studierte Geibel in Bonn, dann in Berlin, Theologie, Philologie und Geschichte, worauf er, durch Bettina v. Arnim für die Stelle empfohlen, als Erzieher im Hause des russischen Gesandten Fürsten Kantakazi nach Athen ging. 1840 nach Lübeck zurückgekehrt, verbrachte er das nächste Jahr beim Frhrrn. von der Malsburg auf Schloß Escheberg bei Kassel; 1842 bedachte ihn der König von Preußen mit einer lebenslänglichen Pension von 300 Thalern; von 1843—44 verweilte er mit Freiligrath, Kinkel u. a. zu St. Goar a. Rh.; lebte dann wieder in seiner Heimat und verlobte sich 1851 mit Amanda Trummer daselbst. Im Januar 1852 erging an ihn ein völlig unerwarteter Ruf des Königs Max II. von Bayern. Er wurde zum Ehrenprofessor (der Ästhetik) bei der philosophischen Fakultät in München ernannt, erhielt, zugleich als königl. Vorleser, das bayrische Indigenat, sowie den Orden der bayrischen Krone und damit den persönlichen Adel. Zu Michaelis 1852 siedelte das neuvermählte Paar nach München über; aber schon nach drei Jahren schied die geliebte Gattin aus dem Leben, nachdem sie dem Gemahl ein Töchterchen geschenkt. Was seine Münchner Stellung anlangt, so war und blieb Geibel der erste des Kreises von Poeten und Gelehrten, die König Max in der Folge noch um sich versammelte und auf ihn besonders häuften sich die Beweise der Allerhöchsten Gunst. Dies schöne Verhältnis endigte erst der Tod des hochsinnigen Monarchen. Als Geibel 1868 in Lübeck, gelegentlich der Anwesenheit König Wilhelms, seiner Begeisterung für die neue Wendung der Dinge, zumal für die Einheitsbestrebungen Deutschlands, in einem Begrüßungsgedicht Ausdruck gegeben hatte und dafür von der partikularistischen bayrischen Presse heftig angegriffen worden war, legte er seine Professur in München und den Ehrenposten als Kapitular des Maximiliansordens nieder, verzichtete auch auf das bayrische Indigenat und kehrte für immer nach seiner Vaterstadt zurück, die ihn zum Ehrenbürger ernannte. Gleichzeitig erhöhte der König von Preußen sein Jahrgehalt um mehr, als das Dreifache. — Geibel ist im Witwerstande geblieben.

Die Sammlungen der Geibelschen lyrischen Poesien sind: „Gedichte“ (1840; 66. Aufl. 1869); „Zeitstimmen“ (1841); „Juniuslieder“ (1848 — darin auch „König Sigurds Brautfahrt“ und „Zwölf Sonette für Schleswig-Holstein“); „Neue Gedichte“ (1856); „Gedichte und Gedenkblätter“ (1864); „Heroldsrufe“ (ältere und neuere Zeitgedichte, 1871); „Spätherbstblätter“ (1877). — Ihnen gesellen sich als verwandt zu: „Klassische Studien“ (1840, mit Ernst Curtius); „Volkslieder und Romanzen der Spanier“, (im Versmaß des Originals verdeutscht, 1843); „Spanisches Liederbuch“ (1852, mit Paul Heyse); „Romanzero der Spanier und Portugiesen“ (1860, mit Friedrich v. Schack); „Münchner Dichterbuch“ (Anthologie ungedruckter Gedichte, 1862); „Fünf Bücher französischer Lyrik“ (vom Zeitalter der Revolution bis auf unsre Tage, 1863, mit Heinr. Leuthold); „Morgenländischer Mythus“ (1865).

Dramen: „König Roderich“ (1844); „Brunhild“ (1857); „Sophonisbe“ (1870, Preisstück des von Kaiser Wilhelm gestifteten Schiller-Preises). „Lorelei“, Operntext, komponiert von Mendelssohn (1. Akt) und dann von Max Bruch (ganz). „Meister Andrea“, Lustspiel in 2 Akten (1855 gedruckt erschienen, dargestellt seiner Zeit im Palais des „Prinzen von Preußen“). Endlich: „Flüssig Gold wird klar im Feuer“ (dramatisches Sprachwort).

Den Versuch einer dichterischen Charakteristik Geibels (natürlich nur im Umriß) und der Präzisierung seiner Stellung und Bedeutung in der Geschichte, resp. der Entwicklung unsrer modernen deutschen Lyrik, machten wir im Vorwort. Ebenfalls wohl nur gebührendermaßen, wie wir oben sagten, bedenken wir unsere Leser mit Proben von Geibel besonders reichlich. Sämtliche von uns mitgeteilte Gedichte aber stammen aus den nach 1850 erschienenen Sammlungen.

Herbstnacht.

Ich schreit' hinan die Waldesbahn
In Finsternis und Schweigen,
Da kommt ein Sausen dumpf heran,
Da rührt sich's in den Zweigen.
Der Geist der Nacht ist aufgewacht,
Er singt in dunklen Zungen;
Hei, wie so wild das braust und schwillt,
Von Berg zu Berg geschwungen.

Dahin, daher, wie Wogen im Meer,
Wiegen die Wipfel und schwanken,
Schon rieselt das Laub herab in den Staub,
Schon brechen Äst' und Ranken;
Der Eiche First erseufzt und birst,
Die Fichte kracht vom Hange,
Der Waldbach zischt, verkehrt in Gischt,
Wie eine bäumende Schlange.

Im Busch verirrt die Eule schwirrt,
Die Augen rot ihr funkeln,
Der Dammhirsch setzt vom Sturm gehetzt
Quer über den Steig im Dunkeln.

Das kreischt und ruft aus Fels und Kluft,
Das ist ein Flattern und Rasen,
Dazwischen schallt aus hoher Luft
Des wilden Jägers Blasen.

Laß schallen sein Horn, laß sieden den Born,
Laß Busch und Wipfel brausen,
Laß krachen die Tann' in des Windes Zorn,
Mir soll darob nicht grausen.
Ich weiß einen Bann, der zwingen kann
Den Nachtgeist, wie er wüte:
Von Dir ein Lied, Geliebte, zieht
Mir wonnig durch's Gemüte.

Beim Lampenschein jetzt harrst Du mein
Im warmen Erkersaale,
Aus rankendem Grün rings Blumen glühn,
Von Düften qualmt die Schale.
Du horchst empor mit leisem Ohr:
„So war's der Nachtsturm wieder?"
Entfesselt rollt der Locken Gold
Dir über die Stirn hernieder.

Gott grüß' Dich, Kind! Ich schreite geschwind
Wie der Pilger zum tröstenden Bilde.
Deine Hand so weiß, wie wird sie mit Fleiß
Das Haar mir schlichten, das wilde!
Wie wird Dein Mund bis zum Herzensgrund
Mit Küssen den Frost mir zertauen!
O selige Rast! — Drum weiter in Hast
Durch die Nacht, durch den Sturm, durch das Grauen!

Durch Reif und Frost.

Durch Reif und Frost im falben Hage
Schreit' ich dahin bei rauhem Wehn.
So fühl' ich, ach, durch meine Tage
Mit leiser Klage
Des Herbstes kühle Schauer gehn.

Wo bist du, reiche Jugendwonne,
Du trunkner Glanz mir im Gemüt?
Ach, bleich und lässig hangt die Sonne
Im Nebel, die so schön geglüht.

Die Freuden brechen auf und wandern,
Zugvögelschwärme, fern hinab
Und eine Hoffnung nach der andern
Fällt welk vom Baum des Lebens ab.

Nur du gedämpfte Liedesweise,
Du meiner Sehnsucht tröstlich Wort,
Du bliebst mir treu und rauschest leise
Auch unter'm Eise
Wie eine heiße Quelle fort.

Aus dem Schenkenbuch.

Laß mir die Knaben vom Feste,
Denn sie haben noch nichts erlebt;
Das ist am Weine das beste,
Daß die Erinnerung drüber schwebt.

Distichon.

Freilich die Tochter des heutigen Tags ist immer die Dichtkunst,
Aber die Mutter zugleich soll sie des künftigen sein.
Was die Epoche besitzt, das verkündigen hundert Talente;
Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.

Stromfahrt.

Ich fuhr von Sant Goar
Den grünen Rhein zu Berge,
Ein Greis mit Silberhaar
War meines Nachens Ferge.

Wir plauderten nicht viel,
Die Felsen sah ich gleiten
Dahin im Wellenspiel
Und dachte vor'ger Zeiten.

Und als wir an der Pfalz
Bei Kaub vorüber waren,
Kam hellen Liederschalls
Ein Schiff zu Thal gefahren.

Ins weiße Segel schien
Der Abend, daß er glühte;
Studenten saßen drin,
Mit Laub umkränzt die Hüte.

Da ging von Hand zu Hand
Der Kelch von grünem Glase,
Das schönste Mägdlein stand
Im goldnen Haar am Maste.

Sie streute Rosen rot
Hinunter in die Wogen
Und grüßte, wie im Boot
Wir sacht vorüberzogen.

Und horch! Nun unterschied
Das Singen ich der andern,
Es war mein eigen Lied,
Ich sang es einst vom Wandern.

Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

Wie seltsam traf's das Ohr
Mir jetzt aus fremdem Munde,
Ein Heimweh zuckt' empor
In meines Herzens Grunde.

Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß in Windesweben,
Doch sah ich drauf noch lang
Das Schifflein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.

Erinnerungen an Griechenland.

I.

Niemals werd' ich Dich vergessen,
Wie ich einst im Kranz Dich sah
Deiner Palmen und Cypressen,
Reizendes Parichia!

Aus dem Meer auf Felsterrassen
Steigst Du sanft und dichter Wein
Hüllt die säulenreichen Gassen
Dir in grüne Schleier ein.

Brunnen rauschen, Vögel rufen,
Rosen glühn im Laubgeflecht
Und hinauf, hinab die Stufen
Wallt ein göttergleich Geschlecht:

Blonde Knaben, deren Brauen
Träumerischer Ernst umwebt,
Schlanke, marmorschöne Frauen,
Deren Schritt wie Reigen schwebt.

Ob die Fabelwelt der Dichter
Längst zerronnen, hoch und rein
Spielt um diese Angesichter
Noch von ihr ein Wiederschein.

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn sie Dir vorübergehn,
Glaubst Du Phöbus' Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu sehn.

Wahrlich, aus dem Weltgetriebe
Flücht' in diese stille Bucht,
Wer die Sehnsucht, wer die Liebe,
Wer der Schönheit Urbild sucht.

II.

Nun auf tagelangen Regen
Endlich sich die Luft erhellt,
Wie begrüßt auf allen Wegen
Holdverwandelt mich die Welt!

Sanft von zitternd grünem Schimmer
Liegt die Thalflur überhaucht,
Während Silberduft noch immer
Von dem Schnee der Berge raucht.

Schüchtern lauscht vom Hügelsaume
Gold'nen Blicks der Krokus vor
Und am wilden Mandelbaume
Bebt durchsicht'ger Blütenflor.

Ach! Und über Wald und Wiese
Dieses bräutlich zarte Licht,
Das wie Glanz vom Paradiese
Durch geflockte Wölkchen bricht!

Wahrlich, sehnt' ich mich noch eben
Nach dem nord'schen Herd zurück:
Heut' empfind' ich hier das Leben
Wie ein mühlos heitres Glück.

Leicht, als ob sie Flügel trügen,
Wiegt sich meine Seele nur
Auf den leisen Atemzügen
Dieser kindlichen Natur.

Und es fehlt mir nur das Eine,
Daß ich solchen Wonnetag
Nicht verklärt im Wiederscheine
Deines Auges schauen mag.

Jugendlieder.

I.

Wie mir Blut und Atem stockte,
Süßer Schreck mein Herz befing,
Als die schöne Blondgelockte
Heut an mir vorüberging.

Kaum vermocht' ich sie zu grüßen;
Wie verzaubert blieb ich stehn,
Lang noch den beschwingten Füßen
Im Enteilen nachzusehn.

War's das Haar, das fein und golden
Leicht sich kraust' um Stirn und Schlaf?
War's ein Strahl aus diesen holden
Blauen Augen, der mich traf?

War's ihr Gang, der reizend schwebte?
Dieser Mund, der schweigend sprach?
Meine ganze Seele bebte
Und noch immer bebt sie nach.

Also bebt wohl bis zum Grunde
Der Jasminbusch wonnevoll,
Wenn er spürt, es kam die Stunde,
Da er wieder blühen soll.

II.

Im Walde lockt der wilde Tauber,
Am stillen See der Weißdorn blüht;
Da kommt der alte Frühlingszauber
Gewaltig über mein Gemüt.

Mir ist, als sollt' ich Flügel dehnen
In's klarvertiefste Blau dahin;
Mein Auge schwillt von heißen Thränen
Und doch in Freuden steht mein Sinn.

Geheimnisvolle Glut ergreift mich
Bei tiefer Nacht oft wunderbar
Und wie mit süßer Ahnung streift mich
Im Traum ein flatternd Lockenhaar.

Und Morgens dann in roter Frühe
Erwacht mein Herz so reich und froh,
Als wüßt' es, daß sein Glück schon blühe
Und müßte nur noch raten, wo?

Am dritten September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht' facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
  Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;

Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
  Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
  Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
  Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldenen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
  Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert,
Wie bald, zu Staub
Und heimgefordert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht' facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Ulan.

(Oktober 1870).

Früh morgens um vier, eh' die Hähne noch kräh'n,
Da sattelt sein Roß der Ulan
Und reitet, den Feind und das Land zu erspäh'n,
Den Waffengenossen voran.

Hinjagt er durch's Blachfeld und pirscht durch den Forst,
Hoch flattert sein Fähnlein im Wind
Und er lugt von der Höh', wie der Falke vom Horst
Und wählt sich die Straße geschwind.

In das sonnige Städtchen, da sprengt er hinein,
Am Rathaus hält er in Ruh,
„Herr Maire, nun schenkt mir vom schäumenden Wein
Und ein Frühstück gebt mir dazu!

Und schafft mir die prächtigen Rinder daher,
Die am Thor auf den Weiden ich sah
Und Hafer für zwanzig Schwadronen, Herr Maire,
Denn die Preußen, die Preußen sind da."

Hei lustige Streife! Hei köstlicher Scherz,
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!
Doch freudiger wächst dem Ulanen das Herz,
Wenn die Schlacht durch die Ebene kracht.

Wenn, die Zügel verhängt und die Lanz' in der Faust,
Das Geschwader mit stiebendem Huf
Auf den eisernen Rechen des Fußvolks braust
Unter schallendem Hurrahruf.

Wohl spei'n die Haubitzen Verderben und Tod,
Wohl deckt sich mit Leichen die Bahn
Und die Luft wird wie Blei und die Erde wird rot,
Doch vorwärts stürmt der Ulan.

Und rinnt auch das Blut von den Schläfen ihm warm:
Durch Geknatter und Kugelgesaus
Kühn setzt er hinein in den dichtesten Schwarm
Und holt sich den Adler heraus.

Und Viktoria schallt's durch's Getümmel herauf,
Schon wanken die feindlichen Reih'n
Und das Wanken wird Flucht und die Flucht wird Lauf,
Der Ulan, der Ulan hinterdrein.

Hinterdrein durch den Fluß, wo die Brücke verbrannt,
Durch das Dorf, das der Bauer verließ,
Mit Gott für König und Vaterland
Hinterdrein, hinterdrein bis Paris.

Dort gibt's einen Tanz noch im eisernen Feld,
Bis der Franzmann den Atem verliert
Und Wilhelm der Sieger, der eisgraue Held,
Im Louvre den Frieden diktiert.

Doch, wenn dann die blutige Arbeit gethan
Und die Stunde der Heimkehr erschien,
Wie reitet so stattlich im Glied der Ulan
Am Einzugstag in Berlin!

Da steht an den Linden die rosigste Dirn'
Und sie jubelt vor Stolz und vor Lust:
O, wie lieb' ich Dich erst um die Narb' auf der Stirn
Und das eiserne Kreuz auf der Brust!

An Deutschland.

(Januar 1871.)

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun gürte Dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die Du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin.

Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Da Du am durchgeborst'nen Herde
Im Staube saßest tiefgebückt
Und kaum Dein Lied mit leisem Weinen
Mehr fragte nach den Edelsteinen,
Die einst Dein Diadem geschmückt.

Wohl glaubten sie Dein Schwert zerbrochen,
Wohl zuckten sie, wenn Du gesprochen,
Die Achsel kühl im Völkerrat,
Doch unter Thränen wuchs im Stillen
Die Sehnsucht Dir zum heil'gen Willen,
Der Wille Dir zur Kraft der That.

Und endlich satt, die Schmach zu tragen,
Zerrissest Du in sieben Tagen
Das Netz, das tödlich Dich umschnürt
Und heischtest, mit beherztem Schritte
Hintretend in Europa's Mitte,
Den Platz zurück, der Dir gebührt.

Und als der Erbfeind dann, der Franze,
Nach Deiner Ehren jungem Kranze
Die Hand erhub, von Neid verzehrt, —
Zur Riesin plötzlich umgeschaffen,
Wie stürmtest Du ins Feld der Waffen,
Behelmte, mit dem Flammenschwert!

O große, gottgesandte Stunde,
Da Deines Haders alte Wunde
Die heil'ge Not auf ewig schloß
Und wunderkräftig Dir im Innern,
Aus alter Zeit ein stolz Erinnern,
Ein Bild zukünft'ger Größe sproß!

Wie Erz durchströmte Deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über Dir
Und unterm Schall der Kriegsposaunen
Aufpflanztest Du, der Welt zum Staunen,
In Frankreichs Herz Dein Siegspanier.

Da war Dir bald, mit Blut beronnen,
Des Rheins Juwel zurückgewonnen,
Dein Kleinod einst an Kunst und Pracht
Und dessen leuchtend Grün so helle
In Silber faßt die Moselwelle,
Der lotharingische Smaragd.

O, laß sie nicht verglüh'n im Dunkeln!
Verjüngten Glanzes laß sie funkeln
Ins Frühroth Deiner Osterzeit!
Denn horch, schon brausen Jubellieder
Und über Deinem Haupte wieder
Geht auf des Reiches Herrlichkeit.

Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst Du Deines Volks Frohlocken?
Den Heilruf Deiner Fürstenschar?
Sie bringen Dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sondergleichen,
Der Herrschaft güld'nen Apfel dar.

Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöh'n sie Dir den Stuhl auf's neue,
Drum Barbarossas Adler kreist,
Daß Du, vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist.

Drum wirf hinweg den Wittwenschleier!
Drum schmücke Dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, Dein Held und Kaiser
Und führt Dich heim im Siegesglanz.

Minne hält, das wilde Kind —

Minne hält. das wilde Kind,
Einen Brauch, wie blind sie fahre,
Daß ihr vierundzwanzig Jahre
Lieber stets, als vierzig sind;
Altersfrost und graue Haare
Treiben sie zur Flucht geschwind.

Bei des Herzens Rosenfest
Gilt vor aller Weisheitschätzen
Selig Stammeln, süßes Schwätzen,
Lipp' auf Lippe stummgepreßt;
Geist wird nie den Mund ersetzen,
Der sich feurig küssen läßt.

Was verstrickte denn so jäh
Einst das junge Herz Isolden,
Daß sie sich mit ihrem Holden
Glühend stürzt' in Schmach und Weh?
Tristans Locken wallten golden,
König Marke's weiß wie Schnee.

Darum setze Dich zur Wehr,
Glänzt in's alternde Gemüte
Dir der Schönheit Strahl und hüte
Dich vor nichtigem Begehr;
Minneglück will Jugendblüte
Und Du änderst's nimmermehr.

Auf glatten Fluten.

Auf glatten Fluten schwamm der Abendstern,
Ein grünlich Gold umdämmerte die Fluren;
Die Türme Lübecks spiegelten sich fern
Und leise zog der Nachen, drin wir fuhren.

Die Luft war kühl, Gesang und Scherz zerrann
Gemach in traulich flüsterndes Gekose,
Ein weißer Mädchenarm griff dann und wann
Ins feuchte Blau nach einer Wasserrose.

Nachdenklich saß die lieblichste der Schar,
Ein sechzehnjährig blühend Kind, am Steuer;
Den wilden Epheukranz im lock'gen Haar,
Fast glich sie jener, die mir einst so teuer.

Und plötzlich stand es vor der Seele mir,
Mein ganzes Glück, mein ganzes Leid von weiland
Und tiefe Sehnsucht fiel mich an nach Dir,
Du meiner Jugend fernverscholl'nes Eiland!

Genesung.

Nach dumpfer Schwüle
Was mir so frisch
Mit unsichtbarem Fittich
Die Stirne rührt,
Bist Du's endlich,
Himmelstochter Genesung?

Leise sinkt's wie Gewölk
Zerrinnender Nebel
Mir von den Sinnen;
Klarer, tiefer
Dünkt mir der Himmel,
Der Quellen Wogen
Rührt wie ferne Musik
Mein erwachend Ohr
Und von den Wipfeln
Der schwarzen Tannen
Auf mich hernieder
Dämmern Gedanken.
Ach, noch kann ich Dich nicht
Fassen, o Muse,
Noch versagst Du
Dem irrenden Finger
Dein Saitenspiel;
Aber schon spür' ich
In ahnender Seele
Dein tröstlich Nahen,
Im Windesodem
Flattert Dein Hauch schon
Und seh' ich fern durch die Stämme
Auf Waldeswiesen
Des Sonnenstrahls

Bewegtes Spielen,
So ist mir's oft:
Es sei das Wallen
Deines weißen Gewandes.

Tageszeiten der Kunst.

Dreifach sind in der Kunst, wie im Leben, die Stufen der Schönheit;
Geh zum Garten, im Bild zeigt sie die Rose Dir an.
Keusch in sich selber vertieft, wie ein halb noch zu ratendes Rätsel,
Birgt sie am Morgen im Kelch streng den geschlossenen Reiz.
Doch nun schwellt sie der Tag, da beginnt sie zu lächeln; geöffnet,
Kaum wie zum Gruße geneigt schwebt sie in ruhiger Pracht.
Aber entgegengebeugt dem Bewunderer hängt sie am Abend
Und — weit offen der Schoß — strömt sie berauschenden Duft,
Stets noch schön und reicher, als je — doch Du ahnst in der Fülle,
Welche den Gürtel gelöst, schon den Beginn des Verfalls.

Otto Franz Gensichen

wurde am 4. Februar 1847 zu Driesen in der Neumark geboren, als Sohn des dortigen Pfarrers, studierte von 1865—68 in Berlin Anfangs Mathematik, später Philosophie und Philologie und promovierte 1869. Er ist seitdem als Schriftsteller und Poet in Berlin wohnhaft geblieben.

Trauerspiele: „Cajus Gracchus", „Der Messias" (Trilogie), „Danton", „Ajax", „Robespierre", „Erloschene Geschlechter", „Phryne" u. s. w. Schauspiele: „York" und „Euphrosyne" (einaktig). Lustspiele (einaktig): „Minnewerben", „Blitzableiter", „Was ist eine Plauderei?", sowie (vieraktig): „Die Märchentante", welch letzteres Stück an den meisten deutschen Bühnen und fast überall mit großem Erfolg (mit dem größten wohl in Berlin, am Königl. Schauspielhause, selbst) gegeben worden ist.

Ferner die „Silhouetten="Sammlung: „Berliner Hofschauspieler", „Studienblätter" (Kultur= und litteraturgeschichtliche Skizzen); „Aus sonnigen Fluren" (Märchenstrauß); „Spielmannsweisen" (dritte Auflage der zuerst 1869, dann 1871 ein zweites Mal erschienenen „Gedichte"). Endlich: „Felicia. Ein Minnesang" (1882), welches jüngste Opus Gensichens ein unerwartetes Schicksal hatte. Schon die oben mitgeteilten Namen seiner Bühnenstücke thun kund, daß in der Wahl seiner Stoffe unser Autor von jeher nicht zaghaft verfuhr, daß er mit einer gewissen Zuversicht oder Schaffensfreude sich ebenso an die schwierigsten, wie an die bedenklichsten Motive heranwagt. Sagt nicht die eine „Phryne" hier schon alles? Und ein solches Wagnis unbestreitbar war in einigen besonders markanten Situationen auch dieser keineswegs etwa von der „frommen Minne" der guten alten Romantiker singender moderner „Minnesang"! Kurz — wohl auf die Denunziation mehrerer im Tone sittlicher Empörung gegen Gensichen zu Felde ziehender Kritiken nahm die Staatsanwaltschaft die Sache in die Hand und gedachte unserem Autor wegen Obscönität und Gotteslästerung den Prozeß zu machen — ein Prozeß, den jedoch der Gerichtshof, die moralischen Tendenzen des ganzen Gedichts in die Wagschale legend, von sich abwies. Man kann sich denken, daß „Felicia" nun erst recht ihren Weg, wie man zu sagen pflegt, machte. Wir teilen aus dem vielbesprochenen Poem eine interessante Schilderung der berühmten „Subskriptionsbälle" im Berliner Königl. Opernhause mit.



Wie die Gräser morgentaulich.



Wie die Gräser morgentaulich
In dem Licht der Sonne blinken,
Wie die Fluren maienaulich
Noch des Frührots Nebel trinken,

Wie von Blüte zu der Blüte
Sich des Sommers Fäden winden,
Daran Tröpfchen, lichtdurchsprühte,
Sich zur Perlenschnur verbinden.

Scheint es doch, als ob Natur sich
Jüngst enthoben ihrem Bette
Und als fände noch die Spur sich
Ihrer Morgentoilette;
Als ob Schmuck und Busenschleier
Eilend sie vergessen habe,
Daß sie ungezwungner, freier
Sich der frischen Luft erlabe.

Schleich' ich leis zu meinem Holdchen,
Sie zu schau'n bei Frührotsschimmer,
Finde ich das lose Goldchen
Nicht im Bettchen, nicht im Zimmer.
Alle Scheiben hauchbeschlagen,
Feucht gesundheitliche Frische,
Häubchen, Spangen, Band und Kragen
Holdverwirrt auf kleinem Tische.

Sitz' ich auf dem Stuhle nieder
An dem warmen, leeren Bette,
Prüfe ihrer weichen Glieder
Reizumwob'ne Ruhestätte;
Möchte an den Atem halten,
Daß nicht störe mich sein Rauschen,
Die Natur in ihrem Walten
Durch die Liebe zu belauschen.

Noch schwebt so mild, so wundermild —

Noch schwebt so mild, so wundermild,
Vor meiner Seele stets das Bild,
Wie ich Dich sanft im Arm gewiegt,
Wie Du Dich hold an mich geschmiegt.

So wonnebang erbebtest Du
Und schlossest fest die Äuglein zu,
Nur manchmal durch der Wimpern Flor
Sahst Du verzückt zu mir empor.

Dann aber, zwischen Lust und Harm,
Entwandst Du sanft Dich meinem Arm
Und schmiegtest still und wundersam
Zusammen Dich in holder Scham.

Und rauntest leis mir in das Ohr
Und blicktest groß zu mir empor:
Da hat aus Deiner Augen Pracht
Dein Kind und meins mich angelacht.

Ich sehne mich nach einem jungen Herzen —

Ich sehne mich nach einem jungen Herzen,
An dem dereinst mein Herz sich neubelebt,
Das frisch noch pocht, wann meins vor tiefsten Schmerzen
Nur noch in qualvoll matten Schlägen bebt;

Nach einem Haupt, umwallt von Jugendlocken,
In dem ich mich verjüngt darf wiederseh'n,
Wann früh gebleichten Haares weiße Flocken
Um meine denkensmüde Stirne wehn.

Nach einer Hand, die jugendstark und leise
Mich führe zu dem vorgesteckten Ziel,
Wann mir vielleicht auf meiner Pilgerreise
Der auch zum Kampf gebrauchte Stab entfiel.

O süßer Traum, daß einst, wann längst verglühte
Für mich des Herbstes letzter Sonnenschein,
Noch eines Kindes holde Frühlingsblüte
In meines Lebens Winter ragt hinein!

Und daß dereinst, wann meine Augen brechen,
Mich liebevoll umkränze Kindeshand,
Daß Dornen nicht die Stirn im Tod noch stechen,
Die lebend manchen Dornenstich empfand.

Der Subskriptionsball.

Durch des Opernhauses weite Räume
Heut des Balles Festschmuck sich entfaltet,
Gleich als seien Scheherſadus Träume
Greifbar hier zur Wirklichkeit gestaltet.
Springquellrieseln, laub'ge Blumengänge,
Der Exoten bunte Vogelpracht,
Lichtglanz, der die Nacht zum Tage macht,
Ballmusik und Hymnenchorgesänge;
Prunkgeschmeide, tiefenthüllte Roben,
Bunter Waffenrock und dunkler Frack,
Wirr gemischt Geschmack und Ungeschmack,
Drangvoll alles schiebend und geschoben;
Dumpfes Plaudern, lautes Säbelklirren,
Fächersprache, kühner Augen Blitze,
Flotter Tänzer engumdrängtes Schwirren
Und der Tropen staubdurchschwülte Hitze;

Abgetret'ne Schleppen, Blütenreiser,
Früh dem Haupt entfallen und geknickt —
Und hernieder auf die Menge blickt
Froh mit Sohn und Sohnessohn der Kaiser.

Wild zum Kehraus tönen jetzt die Geigen,
Schmetternd, jubelnd wirbelt das Finale;
Leer und leerer ward es längst im Saale
Und es löst sich allgemach der Reigen.
Schlug doch schon des Morgens zweite Stunde,
Leis' entblättert sich des Festes Pracht;
Langsam wandelnd, Kühlung fächelnd macht
Nur noch manch erhitztes Paar die Runde.
Wie verändert ist das schöne Bild!
Öde Leere gähnt aus allen Rängen,
Kalter Zugwind wirbelt auf den Gängen
Und der Tanzplatz gleicht dem Kampfgefild.
Trümmer decken seinen glatten Plan,
Bunte Fetzen vielbestaunter Pracht
Und geschäft'ge Handwerksleute nah'n,
Wie die Leichenträger nach der Schlacht.
Machen nicht erst vieles Federlesen,
Greifen fest mit derben Fäusten zu,
Schwingen wacker ihre langen Besen —
Und die Zauberpracht zerstiebt im Nu.

Amara George.

Pseudonym für Mathilde Binder, die am 5. Dezember 1835 in Nürnberg geborene Tochter des Bürgermeisters Binder. Durch Bekanntschaft mit Daumer, dem Dichter des Hafis, früh zu poetischer Thätigkeit angeregt, schuf sie bereits als eine Siebzehnjährige die meisten der Lieder in ihren „Blüten der Nacht" und trat in brieflichen Verkehr mit Alexander Kaufmann, der zu gegenseitiger Neigung und, als Bad Soden ihr Genesung von einer Mädchenkrankheit gebracht, zu glücklichem Ehebund führte. Die Hochzeit fand 1857 statt, der Übertritt zum Katholizismus, den sie gleichzeitig mit Daumer, doch ohne dessen Wissen vollzog, im Jahre 1858. Siehe weiteres unter „Alexander Kaufmann".

„Blüten der Nacht" (Lieder und Dichtungen, 1856); „Indianermythen" (1856); „Mythoterpe" (Mythen- und Legendenbuch, mit ihrem Gatten und Daumer, 1858); „Vor Tagesanbruch" (Novellen und Gedichte, 1859); „Der verborgene Edelstein" (Drama des Kardinals Wiseman in Übersetzung, 1860); „Clary Maitland" (Aus dem Leben eines Kindes, 1860).

Kleines Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz sich nie versagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen.

Was erhab'ne Mächte senden,
Tragen will ich's ohne Laut;
Jene nur sind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren.

Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Lust in letzter Not,
Wenn ein Opfer für's Geliebte
Uns're Qual und unser Tod!

Doch wie selten ist's gestattet,
Schön zu leiden, schön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel
Siegespalmen in den Händen!

Wie zermalmend, all sein armes,
Dunkeles, verlornes Sein
Hinzuopfern einer langen,
Würdelosen Lebenspein!

Mehr als Liebster.

Liebster! nein, so sollst Du künftig
Nimmermehr geheißen sein;
Nicht so schlicht wie mein Empfinden
Ist das Wort und nicht so rein.

Lieber — dieses sei Dein Name!
Im gesamten Weltrevier
Bist ja Du das einzig Liebe,
Du das einzig Süße mir!

Ewig Dein!

Ja ewig, ewig bin ich Dein!
So lange lebt der Sonne Schein,
So lange Weltenheere kreisen,
Den Schöpfer seine Werke preisen,
So lange bin und bleib' ich Dein!
Nicht wahr, mein Herz, das will was heißen?
Doch ein Bedenken fällt mir ein:
Wird Ewigkeit genügend sein,
Dir meine Liebe zu beweisen?

Es macht am Ende viel.

Ihr gratuliert
Zu meinem Bräutchen
Ein wenig kühl!
Seht, liebe Leutchen,
Es bringt mein Bräutchen
Mir doch so manches,
Was nicht so übel
Zum Ruhepfühl.

Als zum Exempel
Ein wenig Jugend,
Ein wenig Schönheit,
Ein wenig Tugend,
Ein wenig Frohsinn,
Ein wenig Neigung,
Ein wenig Wohlstand —
's ist ein Asyl!

Ein wenig Einsicht,
Ein wenig Bildung,
Geist und Gefühl;
Dies Wenige sämtlich,
Dies viele Wenige,
Es macht, summier' ich's,
Am Ende viel.



Gerhard von Amyntor.

Dichtername des königl. preußischen Majors a. D. Dagobert von Gerhardt. Lebt in Potsdam. Werke: „Hypochondrische Plaudereien": „Peter Quidans Rheinfahrt"; „Der Zug des Todes" (Novelle); „Der neue Romanzero" (1881). Die zwei ersten der mitgeteilten Gedichte sind der letztgenannten lyrischen Sammlung, (die auch das „Mysterium": „Der letzte Mensch" enthält) entnommen; das Dritte ist noch Manuskript und wurde vom Autor als Text zu der Komposition: „Wiegenlied" von Prinzessin Marie von Meiningen geschaffen.

Glück und Unglück.

„Ein Glück, wenn's überhaupt uns kommt,
Kommt stets allein; indeß doch selten
Allein ein Unglück kommen soll
Auf dieser besten aller Welten".

„„Ganz recht! Es übertäubt ein Weh
Das andere; drum sollst Du danken,
Wenn Dich ein neues Leid befreit
Aus alten Leides dumpfen Schranken.

Auch Glück erstirbt im neuen Glück;
Das Jetzt läßt Dich das Einst vergessen;
Drum jauchze, kommt ein Glück allein —
Du hast es anders nie besessen"".

Ich weiß ein Wort.

Ich weiß ein Wort, das uns von Pein befreit,
Das alle Zweifel tilgt, den Krampf beseitigt,
Das zwischen Kopf und Herz den Frieden zeitigt
Und uns erlöst vom Trug der flücht'gen Zeit;
Der Menschheit Wunden könnte es verbinden —
Ich weiß das Wort — und kann es doch nicht finden.

Ich weiß ein Wort, das wie mit Zauberschlag
In jeder Brust der Liebe Lenz entzündet,
Das Gottesfrieden jedem Streite kündet,
Der Welt bescherend den Versöhnungstag;
Den Haß, den Tod selbst würd' es überwinden;
Ich weiß das Wort — und kann es doch nicht finden.

Ich weiß ein Wort, es schließt den Himmel auf,
Es öffnet uns den Bann des Flammenlichtes,
Das uns verbirgt den Herrn des Weltgerichtes;
In Ewigkeiten führt es unsern Lauf.
Ich weiß das Wort — nie wird es mir entschwinden;
Ich weiß es — ach! und kann es doch nicht finden.

Die deutsche Soldatenwitwe.

Schlummre, Liebling, schmiege
Dich der Träume Bann,
Daß an Deiner Wiege
Leis' ich weinen kann!

Ach, es brach in Trümmer
Unser junges Glück:
Dem Du ähnelst, nimmer
Kehrt uns der zurück!

Deutschem Kaiserreiche
Lieh er Schwert und Schild
Und er sank als Leiche
Fern im Kampfgefild.

Schlummre, Liebling, stärke
Deines Wachsens Lust!
Kraft zum Waffenwerke
Trink' aus meiner Brust!

Droht der Feind aufs neue,
Send' ich ins Gefecht
Dich auch ohne Reue — —
Lieber tot, als Knecht!



Karl von Gerok.

Geboren am 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz in Württemberg, studierte Karl Gerok 1833—36 in Tübingen Theologie und stieg in pastoraler Laufbahn nach und nach bis zum Oberkonsistorialrat, Oberhofprediger und geadelten Prälat in Stuttgart, dessen Ehrenbürger er auch ist, empor.

Außer mehreren Predigtsammlungen, anderen erbaulichen Schriften und dem prächtigen Buche; „Jugenderinnerungen" (1876, vorher im „Daheim" veröffentlicht) ließ Gerok folgende Gedichtsammlungen erscheinen: Die berühmten, in circa 40 Auflagen verbreiteten „Palmblätter" (zuerst 1857); „Pfingstrosen" (1864); „Blumen und Sterne" (1866); „Eichenlaub" (1870); „Deutsche Ostern" (Zeitgedichte, 1871), „Ein Friedensgruß unseren heimkehrenden Kriegern" (1878). Neuerdings ließ Gerok den Vortrag: „Albert Knapp als schwäbischer Dichter" drucken; auch gab er Max Schneckenburgers „Deutsche Lieder" heraus.

Indem die spezifisch geistliche Lyrik nicht mit im Programm unsrer Anthologie enthalten, möge der in Rede stehende verehrte und hochbegabte Dichter durch zwei patriotisch-poetische Gaben aus seinem „Eichenlaub" hier vertreten sein.

Palmen und Eichen.

Einst haben Juda's Palmen
Zu Häupten mir gerauscht,
Entzückt hab' ich den Psalmen
Des Morgenlands gelauscht
Und hehren Schritts durchwallten
In gold'nem Dämmerschein
Prophetische Gestalten
Den hohen Palmenhain.

Nun aber hör' ich brausen
Den deutschen Eichenwald,
Im heilgen Sturme sausen
Die Wipfel mit Gewalt;

Ich sehe Helden schreiten,
Umklirrt von Waffenklang,
Ich hör' in neuen Zeiten
Des alten Gottes Sang.

Der einst in Juda's Mitten
Sich seinen Stuhl gesetzt,
Geht mit gewalt'gen Schritten
Durch deutsche Lande jetzt;
Mit Wunden und mit Zeichen
Ruft er ins Volk hinein:
Im Schatten Eurer Eichen
Soll meine Wohnung sein!

Die Rosse von Gravelotte.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder in's Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal;

Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n,
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick.

Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Wahlstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum Drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'.

Selber der blutige Schimmel, so müd,
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich in's Glied.

Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwei'n,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter versteh'n den Appell;
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

Über dreihundert hat man gezählt
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Über dreihundert, — o blutige Schlacht,
Die soviel Sättel hat ledig gemacht!

Über dreihundert, — o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!

Über dreihundert, — o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn Ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!



Adolf Glaser.

Geboren am 15. Dezember 1829 in Wiesbaden, trat Adolf Glaser anfangs in das Fabrikgeschäft seines Vaters in Mainz und konnte mehrfach größere Reisen unternehmen, studierte von 1853 aber in Berlin Geschichte, Philosophie und Litteratur und wurde 1856 Redakteur der damals von G. Westermann neu begründeten „Illustrierten deutschen Monatshefte“, eine Stelle, die er 1878 an Friedrich Spielhagen abtrat, welche er aber am 1. Juli dieses Jahres wieder übernimmt. Glaser domiziliert in Berlin.

Er ist besonders beliebt und bedeutend im Gebiete des Romans und überhaupt der Erzählung; auch Übersetzungen niederländischer Novellen sind von ihm vorhanden. Seine hervorragendsten eigenen Schöpfungen, sowohl was den poetischen Stoff, als die historische Schilderung anlangt, dürften die beiden Romane: „Schlitzwang“ und „Wulfhilde“ sein. Außerdem eine Geschichte des Braunschweiger Theaters; Dramen: Kriemhildens Rache, Penelope, Galileo Galilei; sowie „Gedichte“ (1862).

Grabschrift.

Ihr Götter, diese eine Bitte hört:
Gebt es nicht zu, daß Heuchelei mich stört,
Daß weine, wer, da Leben mir getagt,
Nach meinen bittern Thränen nie gefragt
Und laßt nicht Blumen streuen eine Hand,
Die Dornen nur mir gab im Erdenland,
Du aber, Fremdling, eile rasch hier fort!
Was sucht das Leben am Verwesungsort?
Was soll Dein Mitleid, was das Trauern mir?
Dem Leben gib's, das zollt Dir Dank dafür.
Sinnst Du des Todes Rätsel? Sei kein Thor!
Du bleibst so klug doch ewig, wie zuvor.
Mein armer Staub kann Dir die Weisung geben:
Der Tod ist nichts — und alles ist das Leben!

König Mai.

Als Bote eilt der März herbei
Und bringt der Erde frohe Kunde,
Daß sie erwählt vom Bräut'gam sei
Als Braut zu süßem Liebesbunde
Und laut erklärt er in der Runde:
Der Bräutigam, das ist der Mai,
Der schöne Mai.

Da er die Kunde ihr gebracht,
Der Erde Freudenthränen rinnen
Auf ihre ernste Jungfrautracht
Von glattgelegtem weißen Linnen;
Sie weiß nicht, was sie soll beginnen,
Denn wohlbekannt ist ihr der Mai,
Der schöne Mai.

Bald ist sie tiefbewegt, bald still,
Weiß nicht, was sie soll thun und lassen,
So wechselnd endet der April.
Nun muß sie in Geduld sich fassen,
Denn zwischen Lieb' und zwischen Hassen
Träumt ahnend doch sie nur vom Mai,
Vom schönen Mai.

Der aber kommt mit einem Mal
Ganz unerwartet angezogen
Und über'n Berg und durch das Thal
Ist sein Gefolge mitgeflogen:
Ein Zirpen, Girren, Schwirren, Wogen,
Ein Jauchzen kündigt an den Mai,
Den schönen Mai.

Wie wird der Braut so wohl und bang,
Sie fühlt ihr Herz an seinem hangen,
Sein Hauch ist Duft, sein Wort Gesang,
Es glüh'n von Rosen seine Wangen,
Sie ruht von seinem Arm umfangen
Und jauchzt: O lieber, lieber Mai,
O schöner Mai!

Bitte.

Was soll des Lebens heller Tagesschein,
Was jede Ehre, die die Welt mir spendet,
Was kann mir Ruhm, was kann mir Freude sein,
So lang' die Seele, die mir lieb, nicht mein?
So lang' Dein Auge nicht sich zu mir wendet?

Willst Du beenden, was ich je begann,
Willst Du belohnen, was ich je geendet,
Willst Du erklären, was ich dacht' und sann,
Mir wertvoll machen, was ich je gewann;
So liebe mich — und alles ist vollendet!

Dauerndes Hoffen.

Den Frühling fragt' ich, da er kam ins Land:
Wie magst Du stets aufs neue Blüten bringen,
Da Du so oft geseh'n, wie sie vergingen,
Getötet von der Stürme rauher Hand?

Was soll nun abermals der bunte Tand?
Denkst Du, es soll Dir endlich doch gelingen.
Die Uebermacht des Feindes zu bezwingen?
Du hoffst umsonst, Dein Trachten hält nicht Stand!

Er sprach: O Menschenkind, Du dünkst Dich klug,
Leicht hat Dein Mund ein tadelnd Wort gefunden;
Doch sprich, ob nie ein Hoffen fehl Dir schlug?

Fragt wohl Dein Herz in neuen Hoffnungsstunden,
Ob sie nicht wieder, gleich den andern, Trug?
Es hofft — und die Erinn'rung ist entschwunden.

Der Strom.

Den Strom beneid' ich! Frisch durchs Leben eilen,
Welch köstlich Loos! Bald kühn die Bahn zu finden
Durch Klippen, bald durch Blumen sanft sich winden
Und Freud' und Leben ringsum auszuteilen.

Rasch weiß er, was am Ufer auch mag weilen,
Auf seinem Lauf sich liebend zu verbinden,
Kein Blümchen, noch so einfach, darf entschwinden,
Er grüßt es spiegelnd doch im Vorwärtseilen.

Und trübt ein plumper Stein voll Neid die Wellen,
Setzt er den Schlamm gar bald am Boden nieder
Und zeigt in klarer Flut den Himmel wieder.

So eilt er, fragend nicht zu welcher Stelle,
Bis daß vertrauensvoll an seinem Ziel,
Dem ew'gen Meer er an den Busen fiel.



Rudolf v. Gottschall.

Rudolf von Gottschall.

Geboren am 30. September 1823 in Breslau, studierte dort in Königsberg und Berlin die Rechte, promovierte zum Doktor juris, lebte dann aber in seiner Heimat, wie in Hamburg, Königsberg, Posen 2c., ausschließlich poetischen und litterarischen Schöpfungen und Bestrebungen. Seit 1864 weilt er in Leipzig, an des verstorbenen Hermann Marggraff Stelle Herausgeber der Brockhaus'schen „Blätter für litterarische Unterhaltung" der Monatsschrift: „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" und des Sammelwerkes: „Der neue deutsche Plutarch".

Einer derjenigen zeitgenössischen Poeten, welchen es in hervorragendem Maße beschieden war, neben der Gunst des Publikums, der Leserwelt, auch die Huld der Großen dieser Erde an sich zu erfahren. Seine Brust ist mit zahlreichen Orden geschmückt, der Großherzog von Weimar ernannte ihn zum Geheimen Hofrat, der deutsche Kaiser aber erhob ihn sogar in den erblichen Adelstand — die erste derartige Auszeichnung im „neuen Reich" und an Gottschall dem Diplom zufolge verliehen in spezieller Anerkennung seiner dichterischen und schriftstellerischen Verdienste. — Gottschall ist auch Präsident der „Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten", die in Leipzig domiziliert.

Werke: Die stattliche Zahl seiner Tragödien und Lustspiele sind seit 1861 gesammelt erschienen unter dem Titel: „Dramatische Werke von Rudolf Gottschall", bisher 12 Bände und haben namentlich das Lustspiel: „Pitt und Fox" und das Drama: „Katharina Howard" sich auf den Repertoires der deutschen Bühnen eingebürgert. Der immensen Arbeitskraft und geistigen Unermüdlichkeit unsers Autors verdanken wir ferner: „Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" (1855), eine „Gedankenharmonie aus Göthe und Schiller" (1856), das theroetische Werk: „Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik vom Standpunkt der Neuzeit" (1858), die „Reisebilder aus Italien" (1864), sowie die biographische Studie: „Napoleon III." (1859) und „Porträts und Studien" (4 Bde., 1870—71); auch gab Gottschall heraus: „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung", Leop. Schefers „Für Haus und Herz. Letzte Klänge" (1866) und „Chr. D. Grabbe's Sämmtliche Werke", 1. Gesamtausgabe (1870).

Lyrisches und Verwandtes: „Lieder der Gegenwart" (1842); „Zensurflüchtlinge" (1842); „Madonna und Magdalena" (2 Liebesdithyramben, 1845); „Barrikadenlieder" (12 Gedichte, 1848); „Wiener Immortellen" (6 Gedichte, 1848); „Gedichte" (1849); „Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe" (1852); „Carlo Zeno" (Dichtung, 1856); „Sebastopol" (Dichtungen, 1856); „Neue Gedichte" (1858); „Maja. Ein Lotosblumenkranz" (1863); „Kriegslieder" (1870); „König Pharao" (komisches Epos, 1872); „Janus. Friedens- und Kriegsgedichte" (1873); „Erzählende Dichtungen" (6. Gesamtausgabe, 1875).

Endlich bisher vier große Romane: „Welke Blätter", „Das goldene Kalb", „Im Bann des schwarzen Adlers" und „Das Erbteil des Blutes". Die inhaltlich sehr bedeutsamen Werke gehören insgesamt erst den letzten Jahren dieses, wie es scheint, noch in stetem Aufsteigen begriffenen und immer universeller sich bethätigenden Dichtergenius an.

Gewiß sind der Roman und die Dramatik diejenigen Gebiete, auf denen vor allem Gottschalls Lorbeeren blühen. Die Tiefe und der Schwung seiner Gedanken, die Wärme und Leidenschaftlichkeit seiner Empfindung, sowie seine Meisterschaft im Formellen, in der Behandlung der Sprache und des Verses, sicherten ihm indes auch auf dem Felde der Epik und der Lyrik bemerkenswerte Erfolge.

Was die von uns mitgeteilten Proben betrifft, so wird jeder Leser das Gedicht: „Ovid“ als ein durchaus eigentümliches, sein besonderes bedeutsames Gepräge tragendes kleines Meisterwerk erkennen. Ihm an die Seite wäre „Aspasia“ zu stellen (in der neuesten Auflage des „Blütenkranzes“). Bei einem Preisausschreiben in Bremen, betreffend eine „Bismarck-Hymne“ wurde seiner Zeit Gottschall poeta laureatus; nachzulesen ist dieser schwungvolle und echt deutschnationale Sang z. B. in Feodor v. Köppens „Bismarckbuch“. Wir selber teilen am Schluß noch das schöne Grabgedicht mit, welches der Vater seinem im blühenden Alter von 20 Jahren dahingeschiedenen Erstgebornen (aus seiner Ehe mit Marie Freiin v. Seherr-Thoß) geweiht hat.



Sonette an die deutsche Bühne.



Du, deutsche Bühne, spiegle die Geschichte!
Denn nur ein groß Geschick bewegt die Herzen,
Daß sie das kleine gern und leicht verschmerzen —
Trost weht aus dem begeisterten Gedichte.

O leuchte mit des Geistes ew'gem Lichte
Und nicht mit schnell erlosch'nen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, possenhaftes Scherzen,
Der Tag erschuf's, es wird mit ihm zunichte!

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone!

Zeig' uns, wie Cäsar zagt am Rubikone
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurlis und Eulalien schwanken!

II.

Auch laß die Klytämnestren und Medeen
In ihren Gräbern ruhn, die mörderischen!
Sie können nimmer diese Zeit erfrischen
Mit ihres Schicksals moderduftg'em Wehen!

Die Sonn' ist müd, die Gräuel anzusehen!
Uns soll nicht mehr die Schlangenbrut umzischen!
Zertrümmert ruhn die Bilder in den Nischen —
Laßt auch die Götter stumm zum Orkus gehen!

Ihr tischt ein Mahl auf aus zerstückten Gliedern!
Wie anders jene hochgepries'nen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von ihrer Zeit begeistern —
Das lernt, Ihr Dichter, von den großen Meistern!

III.

Auch folgt den Franken nicht! Gerechte Rüge
Trifft all ihr flüchtig Blitzen, lüstern Naschen,
Des Lustspielnetzes allzufeine Maschen —
Der geist'ge Kern ist hohl und eitel Lüge.

Und ob auch schicklich ihres Plans Gefüge
Und ob sie manchen Scherz im Spiel erhaschen —
Es ist ein Blitz nur aus gelad'nen Flaschen,
Kein Blitz des Himmels und der Adlerflüge.

Der Deutsche aber sieht den Äther leuchten
Und lacht mit seinem Aug', dem thränenfeuchten,
Herab auf all das bunte Spiel der Welt!

Und die Gestalten, sprudelnd, kraftgeschwellt,
Wie sie Thaliens heitre Kränze tragen,
So reich an Geist und wohligem Behagen!

IV.

Ein freies, großes Volk, das sah vor Zeiten
Des Äschylos und Sophokles Gestalten
Mit wilder Kraft, mit menschlich edlem Walten
Voll Jubel über seine Bühne schreiten.

O Dichterlos voll selt'ner Seligkeiten!
Ein einig Volk, von keinem Wahn gespalten,
Es bot die Kränze jenen großen Alten
Und eilte, im Triumph sie zu geleiten!

Ihr neuen Dichter hört's mit dumpfem Grollen!
O, was Euch hemmt in Thaten und Gedanken,
Wohl Schranken sind's, doch nicht olymp'sche Schranken!

Zerfahr'ner Sinn, zersplittert' Glauben, Wollen —
Doch wartet nicht auf freier Sonne Tagen!
Der Dichter soll voraus die Fahne tragen!

Eifersucht.

Noch ist Dein Haar so naß
Vom Kuß der Wellen!
Ich fühle wie von Haß
Den Busen schwellen.

Wie glücklich jene sind,
Die ganz Dich haben,
Die Dich, mein holdes Kind,
In Lust begraben.

Sie lösten allzuwild
Die schmucke Flechte,
Ich übe fromm und mild
Die gleichen Rechte.

Wie mich Dein Haar umwallt
In üpp'ger Fülle,
Der reizenden Gestalt
Die schönste Hülle!

Dem Meer, das um Dich wirbt,
Ich gern vergebe.
Die Woge küßt — und stirbt,
Ich küss' — und lebe.

In der Schenke.

Das sind die alten Räume wieder —
Mir wird um's Herz so wohl, so bang!
Hier schläft das Echo unsrer Lieder
Und wecken soll's ein Jubelsang.

Ja, treu bewahren noch die Tische
Den unverlöschten Namenszug!
Hier weht ein Hauch der Jugendfrische,
Die uns in alle Himmel trug.

Begeistert Wollen, froh Behagen,
Du edle, kühne Leidenschaft!
Auch wen des Lebens Sturm verschlagen,
Erprobt noch einmal eure Kraft!

So schlingt um mich den alten Reigen,
Den Becher kränzt mit heit'rem Scherz!
Doch wie? — Rings herrscht ein dumpfes Schweigen,
Der Trank ist trüb' und schwer das Herz.

Die Wand ist kahl, die Welt ist nüchtern,
Der Wein ist ohne Kraft und Glut
Und selbst die Dirne ist so schüchtern —
Die andre war voll Übermut.

Es schleicht der Wanduhr lahmer Weiser
Das Zifferblatt hinab, hinauf!
Sie krächzt die Stunden schläfrig heiser,
Die einst entfloh'n im Sturmeslauf.

O, wie die Thräne in den Becher
Mir wider Willen niederfällt!
Ein andrer ward der heit're Zecher
Und mit dem Becher seine Welt!

Ovid.

Ein Schneegewölk, vom Sturm getrieben,
Weht frostig über den Euxin;
In diesen Wolken steht's geschrieben:
So soll mein Leben arm an Lieben
Und arm an Glück vorüberziehn.
Die Wogen, die ans Ufer branden,
Sie kommen aus kimmer'scher Nacht,
Wo über unwirtbaren Landen
Der Stern am Pol verdrossen wacht;
O düst'rer Gruß der schwarzen Wellen,
Die hoffnungslos am Strand zerschellen!

Und wie der Pontus der Sarmaten,
Dehnt endlos grau die Steppe sich:
Da knistern keine goldnen Saaten,
Den ewig wandernden Penaten
Winkt keine Stätte heimatlich.
Da liegt die Öde unermessen
So schlummertrunken hingestreckt,
Als ob die Erde ganz vergessen,
Daß sie der Sonne Kuß geweckt:
So traumlos ohne Blütensegen
Gähnt mir ringsum die Welt entgegen.

O rauhe Pflicht für den Poeten,
Der stets nur Amor's Waffen trug;
Jetzt heißt es auf die Wälle treten;
Es nah'n die Schwärme wilder Geten,
Emporgescheucht wie Mottenflug.
Sie nah'n wie ein gespenst'ger Schrecken,
Ihr Pfeil ist spitz, ihr Schwert ist scharf;
Da gilt's sich mit dem Schild zu decken,
Den einst Horaz beiseite warf:
Den Dichtern, welche Ew'ges schaffen,
Ziemt andrer Ruhm und andre Waffen.

Doch wird das Herz mir schwer und bange,
Noch ist des Geistes Flug nicht matt.
Er trotzt des Schicksals dumpfem Zwange
Und preist mit letztem Schwanensange
Noch deinen Zauber, ew'ge Stadt.
O glüh'nde Bilder, selig Sinnen,
In das der Geist sich gern verliert;
Da mit dem Kranze der Corinnen
Seh' ich die heitre Stirn geziert;
Kein Cäsar darf dem Dichter wehren,
Der Liebe süße Kunst zu lehren.

Und meine duft'gen Blätter fliegen
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand;
Sie lehren euch in Amor's Kriegen
Zu nah'n, zu sehen und zu siegen,
Ob locker auch der Liebe Band.
Sie lehren euch, ein Glück zu schenken,
Das jeden feinen Sinn entzückt,
Des Gottes Pfeile leis zu lenken,
Daß ihrer Wunden Schmerz beglückt.
Mit seinem süßen Zwang versöhne
Der Witz der spielenden Camöne.

So wird mein Lied der Freuden Quelle,
Die herrlich in der Stille blühn:
Es lockt mich über manche Schwelle
Ein Flüsterwort mit Zauberschnelle,
Ein holdes feuriges Erglühn,
Ein Wort des Danks tönt mir entgegen,
Ein Wort der Liebe folgt ihm schnell,
Ein jeder Vers wird mir zum Segen,
Ein jeder Spruch der Freuden Quell.
Um solcher Weisheit Schatz zu mehren,
Vergess' ich lernend auf das Lehren.

Da naht ein Zug, beim Fackeltanze,
Im Venustempel dem Altar
Und über's Forum schweift im Tanze
Mit Thyrsusstab, im Epheukranze,
Im Mondlicht die Bacchantenschar.
Wie glühn die Blicke, die Gesichter
Vom Rausch, den Bacchus angefacht.
Wie sprühn die trunknen Fackellichter
Auf der enthüllten Reize Pracht!
Da rast des Pindus wildes Fieber
Durch die verschlafne Stadt am Tiber.

Voran, im üpp'gen Rausch sich wiegend,
Das Enkelkind Oktavian's:
Das Haar gelöst, im Winde fliegend,
An des Geliebten Brust sich schmiegend,
Stürmt sie dahin, die Braut Silan's.
Das Kapitol der alten Tugend,
Der neuen Herrschaft Palatin
Sehn grollend die berauschte Jugend
Im Reigentanz vorüberziehn.
Mich feiert sie als ihren Meister,
Mir huld'gen ihre Taumelgeister.

Mir ward das Lächeln der Mänade
Und ihre Gunst verhängnisvoll:
Zum Abgrund ging's auf jähem Pfade;
Es war mein Licht des Cäsar's Gnade
Und in die Nacht stieß mich sein Groll.
Nicht länger wand ich Blumenketten
Im Spiel der Liebe freudenreich;
Die mich umkost, die Amoretten,
Verfolgten mich, Lemuren gleich;
Das heitre Lächeln meiner Muse
Ward mir zum Antlitz der Meduse.

Und doch — Erinn'rung lebt im Herzen,
Vergangenheit wird Gegenwart.
Da leuchten die erloschnen Kerzen,
Da mischen Küsse sich mit Schmerzen,
Die Liebe winkt, die Liebe harrt!
Und wenn sich Glutenwolken ballen
Im Westen, wo die Sonne sinkt:
Ich seh den Purpurvorhang wallen,
Dahinter üpp'ge Schönheit winkt
Und in der endlos öden Steppe
Bau' ich mir zum Olymp die Treppe.

Und lehnt im Winkel Amor's Bogen
Und ist sein Köcher öd' und leer:
Von ihrer Tauben Flug umflogen,
Steigt Venus aus dem Schaum der Wogen,
Ambrosisch Licht entströmt dem Meer.
Wenn rings die dichten Flocken schwärmen,
Wenn eis'ger Panzer deckt die Flut,
Muß altes Lied mein Herz erwärmen
Und meiner Träume ros'ge Glut
Und wenn am Herd die Flammen knistern,
Hör' ich Corinna traulich flüstern.

Mein Lied hat keine Feuerzungen,
Kein Aar ist's, der zur Sonne schwebt:
Doch nimmer ist sein Klang verklungen,
Erworben bleibt, was ich errungen,
Es stirbt nicht mehr, was ich erlebt.
Und Du, im glänzenden Palaste,
Gefeiert als der Herr der Welt;
Ich, der Verbannte, der Verhaßte,
Der Wüste wildem Schwarm gesellt:
In einer Glorie der Flammen
Schmilzt einstens unser Bild zusammen!

Am Grabe meines Alfred.

So bist Du früh dahingegangen,
Den ewig Schlummernden gesellt,
Mit diesem glühenden Verlangen
Nach jedem höchsten Preis der Welt,
Mit diesem Streben unermessen,
Mit diesem Geist so scharf und klar . . .
Im Windhauch schauern die Cypressen . . .
Dahin, dahin auf immerdar!

Wie oft mit meinem Vatersegen
Erfleht' ich Dir ein hohes Glück
Und sah von späten Lebenswegen
Auf Deiner Jugend Lenz zurück.
Wohl durft' ich seinen Zauber hüten
Und mehren seiner Freuden Glanz;
Es wurden alle seine Blüten
Für mich ein jugendfrischer Kranz!

Da klang mir aus dem Neckarthale
Des frohen Sanges Wiederhall,
Das Hoch bei schäumendem Pokale
Und der gekreuzten Schläger Schall . . .
Und jetzt . . . nur Trauerlieder schwingen
Mit schwarzem Flug sich durch die Luft.
Noch einmal blitzen blanke Klingen:
Der Freunde Gruß an off'ner Gruft.

Jetzt bringt mir Wehmut jede Wonne,
Die schmerzlich das Geschick verklagt;
Mich mahnt der heit're Blick der Sonne
An alles nur, was Dir versagt.
Mein Gram umflort, was einst Dir teuer,
Seitdem Dein liebes Auge brach,
Aus dem der Jugend Mut und Feuer,
Der edlen Seele Zauber sprach.

Für alles Große, Gute, Schöne
War Dein begeistert Herz erglüht;
Es zog die Harmonie der Töne
Hell durch Dein innerstes Gemüt. —
Doch ach, die selbstgeschaff'nen Lieder,
Sie regten ihre Fitt'che kaum,
Da rollt die Scholle dumpf hernieder
Auf eines künft'gen Lorbeers Traum.

O, alles wächst dem Licht entgegen —
Selbst Deines Grabes Zier gedeiht!
Die junge Esche muß sich regen,
Bis sie dem Marmor Schatten leiht;
Die Zedern selbst zu dunkler Fülle
Entfalten sich von Jahr zu Jahr . . .
Starr ruhst Du in der Leichenhülle;
Dahin, dahin auf immerdar!

So ist von mir ein Freund geschieden,
Der fest an meinen Stern geglaubt!
Du fandest allzufrüh den Frieden,
Den scheidend Du mir selbst geraubt.
Um Deine Jugend ward ich ärmer,
Die mir ein doppelt Leben gab! . .
Der Abend sinkt . . ein Dämm'rungsschwärmer
Umschwebt mit müdem Flug Dein Grab.

Martin Greif

wurde am 18. Juni 1839 zu Speier a. Rh. geboren (sein eigentlicher Name ist Hermann Frey), verlebte dort seine Jugend und setzte in München seine Studien fort. Ins bayrische Heer eingetreten, ward er 1859 Offizier, ist seit 1867 aber in Pension und lebte dann in Neuburg an der Donau, sowie nun wieder in München.

Dramen: „Corfiz Ulfeld“, „Nero“, „Marino Falieri“, „Francesco da Rimini“, „Prinz Eugen“.

„Gedichte“ (1868); „Deutsche Gedenkblätter“ (Epische Gedichte, 1870).

Kalender-Frühling.

Heut', da Frühling werden sollte,
Ging ich trostvoll durch den Wald,
Aber nirgend noch der Holde
Sich dem Blick verraten wollte;
Doch da ich ihm fast schon grollte
Sang ein Vöglein leise: bald!

Falter und Rosen.

Sprach eine wilde Ros' am Zaun:
Bei mir waren alle Falter traun
Und alle Bienen und Immen
Mit ihren süßen Stimmen.

Sprach eine andere wilde Ros':
Nur einem bot ich meinen Schoß,
Einem jungen Schmetterlinge;
Vor ihm sind alle geringe.

Am Tag darauf war keine mehr,
Die Falter trieben hin und her
Fern von den blätterlosen;
Sie dachten an junge Rosen.

Fremd in der Heimat.

In der Heimat war ich wieder,
Alles hab' ich mir besehn.
Als ein Fremder auf und nieder
Mußt' ich in den Straßen gehn.

Nur im Friedhof fern alleine
Hab' ich manchen Freund erkannt
Und bei einem Leichensteine
Fühlt' ich eine leise Hand.

Hymnus an den Mond.

Auch Du bist wirkendes Licht,
Prangender Mond
Und Deinen Nächten gebietest Du
Froh als unbestrittener Herrscher.

Wenn Du voll heraufsteigst
Über die Kuppen des Gebirgs
Hoch in den kühlenden Äther,
Schwindet die Nacht vor Dir
Und Deine Strahlen reichen
Mächtigen Umfangs hinaus
Über alles Gefilde.

Fühlsames Leben durchschauerst Du;
Trunken schwärmt die Seele
Einsam dem Wandrer.
Vögel erweckst Du aus wiegendem Schlaf,
Freudenreich singt die Nachtigall
Aus den silbernen Zweigen.

Pflanzen hauchen stärker in Dir,
Ja selbst Felsen und tote Steine
Fühlen Dein atmendes Weben.
Leise zu schwingen dann
Scheint ihr starres Innre
Und wir erkennen erstaunt,
Daß edlerer Abkunft
Ihrer Ordnungen Sinn.

Tempel erbaust Du aus ihnen,
Welche machtvoll bestehen,
Während Du das Zepter führst,
Herrlicher nächtlicher Gott,
Bis sie des Morgens
Größere Helle
Wieder entführet.

Hermann Grieben.

Geboren am 8. Februar 1822 zu Köslin in Pommern, studierte Hermann Grieben von 1841—45 in Breslau Theologie und Philosophie, promovierte und wirkte dann 2 Jahre lang als Hauslehrer zu Laskowitz in Westpreußen. Seit 1848 hat er sich der journalistischen Laufbahn zugewendet und, nachdem er als Redakteur verschiedener Blätter in Lübeck, Stettin u. s. w. thätig gewesen war, ist er seit 1859 Mitglied der Redaktion der „Kölnischen Zeitung".

Werke: „Es ist zu spät" (Politisches Trauerspiel, 1848); „Drei Monate nach Dato" (Lustspiel, 1857); „Dante Alighieri" (Studie, 1865); „Zwei Tage an der Ahr" (Lyrisch-epischer Reisescherz, 1869); „Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter" (1871): „Durch Wald und Wasser" (Reisescherz, 1875).

Außerdem Gedichte in verschiedenen kleineren, verschieden benannten Sammlungen, die 1875 als „Gesammelte Gedichte" neu vereinigt erschienen. Eine ebenso zutreffende, als liebenswürdige Selbstkritik des besonders eben mit der Eigenschaft eines liebenswürdigen Naturells bedachten Poeten Grieben enthält das gereimte Vorwort dieser Gesamtausgabe:

„Kein Liederkönig oder Prinz,
Kein Dichterfürst von Gottes Gnaden
Hat hier zur Tafel Euch geladen;
Ich biete nur bescheid'nen Zins;
Statt eines großen Hauptgewinns
Empfangt Ihr, was auf meinen Pfaden
Ich sang in neun Olympiaden:
Gelegenheitsgedichte sind's.

Doch da so mancher Wanderspruch,
Den ich bald hier, bald dort verfaßte,
Gut Farbe hielt und nicht verblaßte:
So lad' ich gern auf dieses Buch
Die alten Freunde zum Besuch
Und bitt' auch neue mir zu Gaste".

Zentifolie.

Ach, das ist vom Mai der letzte?
Sind wir schon so weit gedieh'n?
Muß der seines Reich's entsetzte
Frühling nun von hinnen zieh'n?

Nein, der Sommer mag noch warten,
Bis der Juni-Mond verrann;
Denn nun geht in unserm Garten
Ja erst recht das Blühen an.

Nelken, Tulpen, Hyacinthen
Und Narzissen steh'n im Flor,
Zwischen Tausendschön dahinten
Schau'n Vergißmeinnicht hervor,
Wie aus Mondenschein gesponnen
Blüh'n die Lilien allesamt,
Doch wie aus dem Licht der Sonnen
Sind die Rosen aufgeflammt.

Welche Fülle, glanzumwoben,
Duftumflossen Beet an Beet!
Ja, den Frühling muß ich loben,
Der so reich in Blüten steht.
Allen möcht' ich Gunst erweisen,
Aber soll ich königlich
Hoch vor allen eine preisen:
Zentifolie, preis' ich Dich.

Hast Du doch die Nachtigallen,
Die so süß in lauer Nacht
Lob Dir singen, zu Vasallen
Deiner Schönheit Dir gemacht;
Wie denn sollt' auch ich nicht sagen,
Daß auch ich bezwungen bin!
Laß mich Deine Farbe tragen,
Schöne Rosenkönigin!

Waldeinsamkeit.

Ich hab' im Traum verwich'ner Nacht
Ein wunderliebes Bild gesehen
Und viel darüber nachgedacht,
Wie's meine Seele soll verstehen:
Ein Mädchen Blumen pflückend
Im Walde ganz allein;
Das muß so herzberückend
Mir irgend schon begegnet sein.

Mir ist, als hätt' ich irgendwo
Und irgend wann einmal erlebt,
Was schon den ganzen Tag mir so
Gar lieblich vor der Seele schwebt;
Als hätt' in deutschen Landen
Und Wäldern irgend wie
Vor Augen mir gestanden
Dies Wunderbild der Phantasie.

Gewiß, mir ist die holde Frau
Schon oft begegnet hier und da,
Doch wußt' ich bei dem sanften Blau
Der Augen nie, wie mir geschah;
Ich ging am Waldessaume
Vorüber still die Bahn,
Als hätte mir's im Traume
Ein süßer Zauber angethan.

Ich kenne Dich, Du liebe Fee,
Waldeinsamkeit im stillen Ried;
Auch wenn ich Dich im Bilde seh',
Erwacht in meiner Brust ein Lied.

So bist Du mir gekommen
Im Traum verwich'ner Nacht,
So sei denn auch Dir Frommen
Dies Lied der Liebe dargebracht.

Durch Wald und Wasser.

I.

Will Gott Dir Gunst erweisen,
So schickt er Dich auf Reisen
Und gibt Dir auch dazu die Kraft;
Dann ziehst Du, Gott zum Gruße,
Aus enger Haft
Hinaus mit leichtem Fuße
Zu froher Wanderschaft.

Ja, wandern sollst Du, wandern
Allein und auch mit andern,
So wie's die Stunde mit sich bringt;
Dann hebt sich Deine Seele
So leicht beschwingt,
Daß auch aus frischer Kehle
Ein heitres Lied erklingt.

Auch ich bin oft gegangen,
Wenn rings die Vögel sangen,
Durch Wald und Wasser, Feld und Ried
Und wo nur Gunst und Gnade
Mir Gott beschied,
Erklang auf meinem Pfade
Ein lust'ges Wanderlied.

II.

Wald und Wasser war vom Morgen
Unsre Kost den ganzen Tag;
Nun, der Abend soll besorgen,
Was uns recht erquicken mag.

Fern im Westen sinkt die Sonne,
Heda, Wirtschaft, bring' uns Wein!
Nicht vom Ufer der Garonne,
Nein, vom Rheine muß er sein.

Leise rauscht es durch die Laube,
Fern im Westen steigt der Mond;
Mit dem Saft der deutschen Traube
Wird der Wanderbursch belohnt.

Und so soll die große Frage
Allezeit erledigt sein:
Wasser schlürfe nur am Tage,
Doch am Abend trinke Wein!





Franz Grillparzer.

Franz Grillparzer

wurde am 15. Januar 1791 zu Wien geboren, studierte daselbst die Rechte und trat 1817 in den Staatsdienst, dem er in mannichfachen (zumeist spezifisch österreichisch betitelten) Stellungen vierzig Jahre treu blieb. 1856 nahm er als Archivdirektor bei der kaiserlichen Hofkammer seinen Abschied und starb, mit zahlreichen Ehren und Würden geschmückt, sowie noch in den letzten Tagen seines hohen Alters von dem gesamten inner- und außerösterreichischen deutschen Volke gefeiert, am 21. Januar 1872 in seiner Vaterstadt.

Von seinen berühmten Tragödien wäre hier wohl jedes Wort überflüssig. So, wie sie, gehören auch seine Novellen für immer der Litteraturgeschichte an. Eine Sammlung seiner früher nur in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten lyrischen Gedichte, veranstaltet und bevorwortet von Josef Weilen, liegt erst seit 1874 in dem 1. Bande der von Heinrich Laube besorgten Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ Grillparzers vor. Es sind darunter, wie das ja wohl von solchem Dichter von Gottes Gnaden nur zu erwarten, Perlen, deren Wert und Glanz unsrer Anthologie nicht verloren sein sollte, auch gesetzt, daß wir mit einigen der Proben hinter die Zeitgrenze jener zurückgehen.

Dezemberlied.

Harter Winter, streng und rauh,
Winter, sei willkommen!
Nimmst Du viel, so gibst Du auch,
Das heißt nicht genommen.

Zwar an Äußern übst Du Raub,
Zier scheint Dir geringe,
Eis Dein Schmuck, und fallend Laub
Deine Schmetterlinge.

Rabe Deine Nachtigall,
Schnee Dein Blütenstäuben,
Deine Blumen, traurig all'
Auf gefror'nen Scheiben.

Doch der Raub der Formenwelt
Kleidet das Gemüte;
Wenn das Äußere zerfällt,
Treibt das Inn're Blüte.

Die Gedanken, die der Mai
Locket in die Weite,
Flattern heimwärts, kältescheu,
Zu der Feuerseite.

Sammlung, jene Götterbraut,
Mutter alles Großen,
Steigt herab auf Deinen Laut
Segenübergossen.

Und der Busen fühlt ihr Weh'n,
Hebt sich ihr entgegen,
Läßt in Keim und Knospen seh'n,
Was sonst wüst gelegen.

Wer denn heißt Dich Würger nur?
Du flichtst Lebenskränze
Und die Winter der Natur
Sind der Geister Lenze.

Erklärung.

Fragt Ihr mich, was das Schöne sei?
Seht zu, ob ich's verfehle.
Ein Gleichnis beut die Liebe mir:
Es geht vom Körper aus, gleich ihr
Und endigt in der Seele.

Am Hügel.

O Hügel! Sanft von Steinen aufgeschichtet,
Die saftig Gras und Alpenmos umzieht,
Von Deinem Haupt ein Baum emporgerichtet,
An dem die Vogelbeere glüht;
Indes am Fuß in buntgemischter Reihe
Der Schwarzbeer' dunkle Frucht und helles Kraut
Hoch überragt von Weidrichs Veilchenbläue,
Dir einen Thron, sich eine Freistatt baut.
Wie schön blickst Du herab von Deiner Höhe,
Wie würdig stellst Du Dich dem Auge dar!
Der Wandrer steht entzückt in Deiner Nähe
Und sucht beinah nach Weihort und Altar.
Gewiß auch, rollten noch die alten Zeiten,
Da unentzweit der Gott und die Natur,
Ein Schutzgott würde hier sich Sitz bereiten,
Wo Gräser jetzt, hilflose Blumen nur.
Doch da ich solches kaum gewagt zu denken,
Straft Lügen mich ein schauerndes Gefühl;
Ich fühle Geister sich herniedersenken
Und mich umlispeln in der Winde Spiel.
Erinn'rung kommt, der stillvertraute Zeuge
Von dem, was einst das Glück mir hier verlieh
Und, wie geschloßnen Aug's ich mich hinüberbeuge,
An ihrer Hand die Poesie.

Ewige Nacht.

Nur einmal zögert's,
Stellt sich nicht ein,
Das helle Frühlicht,
Der Sonnenschein.

Das ist am Morgen
Zu jener Frist,
Da Nachts Du vorher
Gestorben bist.



Julius Grosse.

Geboren am 25. April 1828 in Erfurt, wollte er anfangs Architekt werden und arbeitete, nachdem er das Gymnasium verlassen, bis zum zwanzigsten Lebensjahre als Geometer, wandte sich dann dem Studieren zu, d. h. studierte in Halle die Rechte, begab sich hierauf aber nach München, um ein drittes Mal zu wechseln: er besuchte nämlich die dortige Malerakademie, ohne jedoch der Poesie und litterarischen Produktion zu entsagen, die er auch schon früher betrieben hatte. Endlich widmete er sich ihr gänzlich. Sein Aufenthaltsort blieb, abgerechnet eine Reise nach Italien und ein Verweilen in Leipzig, wo er sich an der Redaktion der „Illustrierten Zeitung" beteiligte, bis 1870 München, wo er die Feuilletons verschiedener Zeitungen redigierte und auch der Hoftheaterintendanz mit seinem Rat zur Seite stand. Dann folgte er einem Rufe nach Weimar als Generalsekretär der Schillerstiftung, mit welcher er 1874 nach Dresden und später wieder nach Weimar zurück übersiedelte.

Zahlreiche Tragödien (seit der ersten: „Cola di Rienzi" aus dem Jahre 1851); „Gesammelte dramatische Werke" erschienen in 7 Bänden 1870—71. Ferner zahlreiche Romane (Untreu aus Mitleid, Maria Mancini, Natürliche Magie, Der Stadtengel u. s. w.) und verschiedene Novellensammlungen („Offene Wunden" und „Auf dem Lande" z. B.; jede in 3 Bänden). Sodann: „Epische Dichtungen" (1860; darin sein vielleicht formpoetischstes, an Göthe erinnerndes Werk: „Das Mädchen von Capri"); „Gundel von Königssee" (Epische Dichtung aus dem bayrischen Hochlande in 7 Gesängen, (1864); „Erzählende Dichtungen" (6 Bde. 1870—71, darin auch wieder die „Epischen Dichtungen" von 1860); „Der Wasunger Not" (Tragi-komisches Heldengedicht aus dem 18. Jahrhundert, 1872); „Abdul Kazims Seelenwanderung" (Epische Dichtung in 12 Gesängen, 1872); „Die Abenteuer des Kalewiden" (Esthnisches Volksmärchen in 9 Gesängen, 1875). Endlich Lyrisches: „Gedichte" (1857); „Aus bewegten Tagen" (Neue Gedichte, 1869); „Wider Frankreich" (Altes und Neues in Gedichten, 1870); sowie „Gesammelte Gedichte" (1875).

Über die Bedeutung J. Große's speziell als lyrischer Dichter und seinen Platz innerhalb des Münchner Poetenkreises — weilt er auch jetzt in Weimar — sprechen wir in unsrer litterarhistorischen Einleitung.

Fiammetta.


Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen, dunklen Augen,
Weißt Du schon, wozu sie taugen
Und wie feucht die sanfte Pracht,
Wenn das Herz voll Scham und Sorgen,
Still verborgen,
An ein süßes Glück gedacht?

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen, weißen Händen,
Kennst Du schon die süßen Spenden:
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend schweifst Du,
Spielend greifst Du,
In die Lüfte unverwandt?

Süßes Mädchen, süßes Mädchen,
Immer laß Dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von Träumen zärtlich glüht!
Pries doch mancher schon verwegen
Liebessegen,
Der ihm selbst noch nie geblüht!

Aber plötzlich warum schweigst Du,
Thränentau ins Aug' ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl sein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstrahlen
Süßer Qualen,
Schon geküßt war dieser Mund!

Erste Liebe.

So hat noch niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaut' mir in die Seele
So unwiderstehlich, so tief hinein,
Als wollt' er schau'n, wo ein Fältelein
Ihm etwas noch verhehle.

So hat noch niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in ſeinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es ſelbſt noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendets wie Weihnachtskerzen.

So hat noch niemand mich geküßt!
Nicht Vater, noch Mutter beim heil'gen Chriſt
Nach all den bunten Geſchenken!
Doch alle nun geb' ich mit Lächeln hin,
So fröhlich iſt mir, ſo ſelig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Entſcheidung.

Voll ſteht des Lebens Becher vor mir, randgefüllt
Mit dunkler Flut, darin ſich ſpiegelt Sternenglanz
Und Deiner Mädchenaugen tiefer Liebesblick.
Wie Zauberduft anweht mich's aus dem Goldgefäß.
Doch ſind dem Trank auch aller Sorgen Schierlingsſaft
Und künft'ger Jahre Thränen reichlich beigemiſcht.
Halt' an und prüfe, eh' Du ihn zu ſchlürfen wagſt!
Mit einem Schlage löſcht er Dein Gedächtnis aus;
Verwandelt wirſt Du, andere Welten ſteigen auf
Und nimmer führt ein Pfad zurück zum Jugendland.

Du ſiehſt vielleicht in künft'ge reiche Sommerzeit,
Da Dir aus Schattenwipfeln fällt die eigne Frucht,
Da blüh'nde Töchter lüften Dir das Gartenhaus,
Da einſt ein Enkel kräftig Deinen Bogen ſpannt,
Indes Du langſam wandelſt in dem Abendrot,
Der Jugendzeit gedenkend, als ein lockig Haupt
Auf Deiner Schulter weinend lag im Mondesglanz.

Ein holdes Bild! Doch plötzlich rauscht ein andres auf
Aus dunklem Kelch, denn pfadlos ist und wandelbar
Des Dichters Los und Dornen trägt der Lorbeerkranz.
Siehst Du das Bild? Die Augen starren sorgenschwer
Hinaus vom dunklen Fenster in die Winternacht,
Wer kann entflieh'n dem Mangel, wer dem Mißgeschick?
Was wird aus uns? Dort fließt der Strom! Ist's männlicher,
Zu enden dieses Schmachtens lange Todesqual?

Wie? Oder ist es edler, auf dem Sklavenmarkt
Sich selber zu verkaufen schnödem Herrendienst
Und, bar der Ehr' und Freiheit, im verhaßten Joch
Den Genius opfern kleinmutvoll um Tageslohn,
Wie Iphigenia blutete um günst'gen Wind?
Denn viel verleugnen Menschen um des Lebens Not.

Doch Menschen will's auch ziemen, fromm emporzuschau'n,
Wenn sie das Herz zu reinem Ziel allmächtig treibt.
Und so getrost und freudig heb' ich auf den Kelch!
Was er mir beut, ob Liebesleben, Sorgennot,
Ob Lust, ob Qual — ich wag' es kühn im Gottvertrau'n!
Du, die ich liebe, hast den Kelch mir reich bekränzt,
Ich trinke draus: Gott segne mir den Zaubertrank!

Bei Dir.

Die Nächte stürmen, doch die Seele singt:
Du bist nun mein!
Ich habe Dich erworben
Und aller Jahre herbe Pein —
In diesem Herbst ist sie dahingestorben.

Die Stürme brausen, doch die Sehnsucht schweigt.
An Deiner Brust
Ist selig Ruh'n und Bleiben.
Die Rosen wilder Jugendlust —
Sie mögen welk in diesen Stürmen treiben.

Die Tage fliehen, doch die Treue bleibt;
Still steht die Zeit,
Wie auf sich selbst besonnen —
Bei Dir erlöst von Zeit und Leid
Atm' ich die Ewigkeit und ihre Wonnen!

Verschollenes Glück.

Ich weiß ein Märchen, daß ein Wandrer kam
Zum Waldesgrund, da läutet' es wie Glocken
Und eine Blume fand er wundersam
Und schmückte traumvoll seine braunen Locken.
Als er zurück zu Menschen kam voll Gram,
Bestaunten ihn die Leute fast erschrocken.
Die Welt war älter schon um hundert Jahre
Und Keiner kannt' ihn mit dem Kranz im Haare.

So bist Du meine Zauberblume auch
Und von des Traumes Bann bin ich umfangen,
Ich weiß nicht mehr, was bei den Menschen Brauch;
Mir ist, als wären hundert Jahr' vergangen.
Ein Fremdling bin ich worden, denn ein Hauch
Des Alters weht in dieser Welt, der bangen.
Nur ich bin jung und fremd im blütenvollen
Lenzschmuck des Glücks wie vor der Welt verschollen:
Drum kehr' ich nun auf immer heim zu Dir,
Ein Einsiedler des Glücks im Waldesgrunde;
Vergessen will ich sein. Mir sprudelt hier
Des Lebens Quell und Heil für jede Wunde:

Dein Auge feuchten Strahles über mir,
Ein Flüstern weggeküßt von Deinem Munde,
So mögen mir Jahrtausende verschwinden,
Zur Welt den Rückweg will ich nimmer finden.

Neuer Frühling.

Und wieder kommt der Frühling reich und golden
Und doch wie anders unter Blütendolden.
Gedenkst Du noch der fremden Jahre, da
Ich täglich Dich von ferne sah,
Da alles Glück nichts mehr, als schüchtern Hoffen —
Ein Traum, ein Bangen, stets vom Schreck betroffen?
Nun halt' ich Dich am Herzen warm und weich,
Wie fremd ward mir die Welt so schön und reich!
Mag brausen Wald und Flut in Wolkenstürmen,
Mir läutet's wie Festglockenklang von Türmen.
Mag kommen Winter und der Wälder Tod,
Mir leuchtet jeder Morgen frühlingsrot.
Einst waren jene Stürme mir Gefährten,
Die einzigen Freunde, die in Leid bewährten,
Vertraute, die mich jugendfrisch geheilt
Und meine stillen Freuden einst geteilt:
Was sind mir Stürme nun und Mondesnächte,
Als fremde Öden, blinde Riesenmächte,
Die unverstanden walten? Du allein
Bist mir der Frühling, Sturm und Mondenschein,
Du bist die Welt mir, strahlenhell voll Frieden,
Bist mir ein Jenseit, erdenabgeschieden;
Selbst dunkle Schattenwolken will ich kühn
Mit Dir durchwandern und sie werden blühn.



Klaus Groth.

Klaus Groth.

Dieser Chorführer und poeta laureatis der Dichter plattdeutscher Zunge in unsrer Zeit wurde am 24. April 1819 zu Heide in Holstein geboren und ist ein self-made man, soweit er immer gestrebt und soviel er, das Glück sich endlich unterthan machend, erreicht hat. Er begann 1834 als Schreiber des Kirchspielvogts in Heide, setzte nach einer ersten Weiterbildung im Seminar zu Tondern seine Laufbahn 1841 als Mädchenschullehrer seines Heimatsortes fort und nahm 1847 seine Entlassung in der Hoffnung, endlich studieren zu können. Doch hatte seine Gesundheit unter Überanstrengungen sehr gelitten; er mußte zunächst sechs Jahrelang bei einem Freund in dem einsamen Fehmarn nur seiner Herstellung leben. 1853 ging er nach Kiel, bereiste später Deutschland und die Schweiz und habilitierte sich 1858 an der Kieler Universität, nachdem ihn schon 1856 Bonn wegen seiner Verdienste um das Plattdeutsche zum Doktor promoviert hatte. 1863 lernte Groth England und Frankreich kennen, ward 1866 Professor und erhielt 1875 den Berliner Schillerpreis.

Auch als Erzähler („Vertolle", „Ut min Jungsparadies") und als Kinderliederdichter („Vor de Goern") bewährte sich Groth. Seine poetische That war die berühmte Sammlung: „Quickborn" (Volksleben in plattdeutschen Gedichten dittmarscher Mundart, 1852; 2. Teil, 1870); ihr zur Seite stehen patriotische Lieder verschiedener Art und die Dichtung: „Rotgeter Meister Lamp un sin Tochter" (1862) in Bezug auf den gleichen Dialekt; ihr zur Seite stehen aber auch in anderem Sinne die „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn" (1854) hochdeutsche Gedichte, mit denen wir es also hier einzig zu thun haben und über die der Verfasser sich in der Widmung an Professor Müllenhoff, seinen gelehrten Mitarbeiter bei Feststellung einer „plattdeutschen Orthographie", folgendermaßen aussprach: „Sie sind fast ohne Ausnahme gleichzeitig mit dem Quickborn entstanden, teils aus den allgemeinen Formstudien, die das Werk erheischte — und manches scheinbar einfache Stück wird vielleicht jetzt kaum verraten, welche Aufgabe ich mir dabei gestellt, — teils indem Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck suchten, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Rechte kommen konnten. Den reicheren Teil meines Stoffes zog natürlich der Quickborn an sich. Daher auch der Titel Paralipomena, was sie in der That sind. Bei den wenigsten habe ich von vornherein an eine Veröffentlichung gedacht, da es mir zunächst nur daran lag, einem persönlichen Bedürfnis zu genügen. Freunde des Quickborn haben indes weiter nach dem Dichter gefragt, der dort zurückhält und so möge diese Sammlung hingehen, in welcher der Dichter sich gibt, wie er damals dachte und empfand. Vielleicht wird sie auch die belehren, die den Quickborn wohl für eine Art Naturprodukt halten und meinen, er sei mir nur so aus der Hand gefallen . . ."

Zur Erläuterung fügen wir dem nur noch bei, daß die hier mitgeteilten Proben eben sämtlich dem Büchlein: „Paralipomena" entnommen sind mit Ausnahme des letzten: „Minnesänger". Dies Gedicht wurde, wie die besondere Anmerkung Groths besagt, „geschrieben nach Abschluß der ersten Auflage von Quickborn im Herbst 1852". Es ist in seiner altertümlichen sprachlichen Fassung ein poetisches Kuriosum und Meisterwerkchen.

Klage nicht.

Klage nicht, ob auch des Geschickes Mächte
Manche Gabe versagt in herber Laune!
Eine haben sie vor allen gewähret:
Süße Gesänge.

Wenn nun der Kummer Dir das Herz beenget,
Wenn die Schmerzen Dir in die Seele schneiden,
Gießest Du sie ein in bindende Reime —
Und sie verklingen.

Wie traulich war das Fleckchen.

Wie traulich war das Fleckchen,
Wo meine Wiege ging!
Kein Bäumchen war, kein Heckchen,
Das nicht voll Träume hing.

Wo nur ein Blümchen blühte,
Da blühten gleich sie mit
Und alles sang und glühte
Mir zu bei jedem Schritt.

Ich wäre nicht gegangen,
Nicht für die ganze Welt! —
Mein Sehnen, mein Verlangen,
Hier ruht's in Wald und Feld.

Ich sah als Knabe Blumen blühn.

Ich sah als Knabe Blumen blühn —
Ich weiß nicht mehr — was war es doch?
Ich sah die Sonne drüber glühn —
Mich dünkt, ich seh' es noch.

Es war ein Duft, es war ein Glanz,
Die Seele sog ihn durstend ein.
Ich pflückte sie zu einem Kranz —
Wo mag er blieben sein?

Ich such' an jedem Blümchen nach
Um jenen Schmelz, um jenes Licht,
Ich forsche jeden Sommertag —
Doch solche find' ich nicht.

Ich wußte nimmer, was ich trieb;
Ich suchte meinen alten Kranz:
Er war so frisch, so licht, so lieb —
Es war der Jugendglanz.

Ich trug am Leben gar zu schwer.

Ich trug am Leben gar zu schwer,
Es drückte mich darnieder.
Nun schütt' ich ab der Qualen Heer,
Ich lieb' und atme wieder!

Ich will in goldner Sonnenglut
Mein dunkles Weh versenken,
Ich will in frischer Liederflut
Mein trübes Weh ertränken.

Ja, Sommerluft und Märchenduft,
Die sollen mich umrauschen,
Es soll der Tote in der Gruft
Noch lebensselig lauschen.

Ich will die Lieder wie vom Baum
Die Blütenflocken schütteln,
Ich will euch wie ein süßer Traum
Und Wieg' und Schaukel rütteln.

Geforscht — genug und überg'nug!
Nun laßt, o laßt mich singen!
In leichtem frohen Ätherflug
Zur lichten Höhe dringen!

Da will ich aus dem Sternenlicht
Des Sanges Nektar saugen,
Daß Dir im Rosenangesicht
Erglänzen die Veilchenaugen!

Fanciulletta.

Wer lehrte Dich, Du liebes loses Mädchen,
— Ich kanns bei allem Denken nicht ersinnen —
Die schwere Kunst, Dir Herzen zu gewinnen
Und sie zu lenken, wie am Zauberdrähtchen?

Unschuldig=emsig sitzest Du am Rädchen,
Als gält es blos, den goldnen Flachs zu spinnen
Und dächtest nichts, als silberweißes Linnen . . .
Und boshaft drehst Du Ketten aus den Fädchen!

Ja nichts als schwere, goldne Zauberketten
Und feine Netze, Herzen zu verstricken,
So fein, so schwer, so gold wie Deine Flechten!

Und wem's gelingt, sich vor dem Haar zu retten
Und die Du nicht betäubst mit Deinen Blicken,
Die macht der süße Mund gewiß zu Knechten.

Atalante.

Bald bist Du wild und scheu, wie die Gazelle,
Bald gleichest Du dem frommen, stillen Lamme,
Bald schießt es Dir vom Aug' wie Blitzesflamme,
Bald leuchtets kühl und klar wie Mondeshelle.

Oft kannst Du kosen wie die Waldesquelle,
Die plätschernd spielt mit einem Eichenstamme
Und wieder stürmst Du, wie am Felsenkamme
Des Meeres schaumbedeckte tiefe Welle.

Wie Wasser wechselnd, anders bist Du stündlich,
Wie Flüsse flüchtig, immer nicht zu halten,
Wie Quellen klar, wie Meere unergründlich.

So magst Du mich entwurzeln oder spalten:
Das Streben, Dich zu fesseln, wäre sündlich;
Du bist zu schön im Wechsel der Gestalten.

Minnesänger.

Das Laub beginnet fallen
Und Winter naht mit Macht.
Ergeht an Dich die Frage:
Was hast Du für Dich bracht?

Hast Du der roten Äpfel?
Hast Du der süßen Birn.
Hast Du voll goldner Halme
Die Scheuern bis zur Firn?

Hast Hölzer auf dem Boden?
Im Keller süßen Trunk?
Dann fürcht Dich nicht zu sehre,
Fürrat hast Du genung.

Ich sah die Lilien blühen,
Dazu die Haideblum,
Die Nachtigall im Walde,
Die sang des Maien Ruhm.

Da blühte mein Gemüte
All auf aus schwerem Leid,
Gemahnte, mitzusingen
Des Maien Herrlichkeit.

Und sangen wir selbander,
Frau Nachtigall und ich,
Da nahm sie aber Flügel
Und flog zum Himmelrich.

Und flog zum blauen Himmel,
Sah fröhlich allumher
Und flog zu neuen Blumen
Gen Süden über Meer.

Nun stand ich fast betroffen
Und rief: Frau Muhme, halt!
Da stand ich ganz alleine
Zu singen in dem Wald.

Es fehlt mir sehr an Schwingen,
Sonst flög ich gerne mit,
Sonst flög ich mit gen Süden,
Wenn ich zwei Flügel hätt.

Ich habe schier versäumet,
Der Früchte einzufahn.
Doch der die Lilien kleidet,
Wird mich nicht dürfen lan.

Anastasius Grün.

Anastasius Grün war der Dichtername des Grafen Anton Alexander v. Auersperg, der, zuletzt Senior der Linie der Auersperge zu Thurn am Hart, am 11. April 1806 in Laibach geboren wurde und zwar später den Kammerherrnschlüssel annahm, doch sonst nicht in den Staatsdienst trat, sondern als reicher Privatmann sich stets seine Unabhängigkeit und die erwünschte Muse zu poetischen Arbeiten bewahrte, wofür er seit seiner Jugend schon lebhafte Neigung gezeigt hatte. 1848 war er für Laibach Deputierter in Frankfurt, spielte aber hier nicht die hervorragende Rolle, zu der er nachmals im österreichischen Reichsrat gelangte. Vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede desselben ernannt, gehörte er zu den Koryphäen der konstitutionell-liberalen Partei und war Verfasser mehrerer glänzend stilisierten und im Inhalt bedeutenden Adressen des Reichsrates an den Kaiser. Wien hatte ihn zuletzt zum Ehrenbürger, die dortige Universität zum Ehrendoktor und Franz Josef zum Geheimrat gemacht. Er starb am 12. September 1876 in Gratz. — Werke: „Der letzte Ritter" (1830, Romanzencyklus), „Blätter der Liebe" (1831, eine erste Sammlung einzelner Gedichte), sodann die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831), „Schutt" (1835, eine zweite Sammlung von Gedichten), „Gedichte" (1843, dritte Sammlung, worin zugleich ein Wiederabdruck der „Blätter der Liebe"), ferner „Nibelungen im Frack" (1843, eine Satire), „Der Pfaff von Kahlenberg" (1850, Epos), „Volkslieder aus Krain" (1858, Uebersetzungen), „Robin Hood" (1864; Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern), endlich „Auf der Veranda" (Neue Gedichte, 1876). Die „Gesammelten Werke" (1877) gab L. A. Frankl heraus. — Wenn die faktische Teilnahme des Grafen an den Reformbestrebungen der vierziger Jahre unerheblicher war, als seine Teilnahme an denjenigen der fünfziger Jahre, so hat er doch mittelbar dieselben durch seine Dichtungen sehr gefördert, vielleicht, was speziell Österreich anlangt, sogar zuerst geweckt. A. Grün muß als Chorführer der damaligen politischen Lyriker im Kaiserstaate gelten. Erinnere man sich doch nur, welches Aufsehen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" machten! Einzelne Gedichte daraus klangen alsbald in den entferntesten Teilen Deutschlands wieder. Zum ersten Male ertönte die Stimme der Freiheit auch aus den österreichischen Bergen, aus dem Lande, welches vor allen unter dem Druck engherziger Institutionen seufzte und diese mächtig erschallende Stimme gewann sich überall, wo sie gehört wurde, die wärmsten Sympathien, da aus dem, was sie sang, edle Reinheit des Gemütes und ein unverdorbener und lauterer Idealismus der Gesinnung ansprechend heraus klang. — Es war aber unserem Dichter vergönnt, nicht blos durch das Hineintragen liberaler Tendenzen in die Lyrik, sondern auch durch die Manier seines Gesanges epochemachend und bahnbrechend zu wirken, wenigstens was sein engeres Vaterland anlangte und er wurde mit Lenau das Haupt einer großen und weitverzweigten Schule in der deutschen Lyrik, der österreichischen, auf deren einzelne Glieder, soviel ihrer auch sind, allenthalben das zuerst von den beiden gegebene Beispiel nachwirkte. Der Geschmack an Bildern und Gleichnissen, die Lust an poetischen Metaphern — eine Eigentümlichkeit der Grün'schen Poesie, die sich bei ihr (wie bei Lenau) auch schon hier und da im Übermaß geltend macht — wurde von den Nachahmern des Dichters erst recht ins Extrem getrieben, wogegen neben diesen Äußerlichkeiten die mehr innerlichen, tieferliegenden Vorzüge A. Grün's viel weniger Gemeingut der Schule wurden. Wir meinen besonders den leichten, fröhlichen Sinn und den gesunden, tüchtigen Schlag eines für alles Schöne und Gute empfänglichen Herzens, sowie die feine Organisation einer



Anastasius Grün.

Seele, welche die Fähigkeit besitzt, sich in den Geist der Natur zu versenken und aus allen Erscheinungen der großen und kleinen Welt eine höhere Bedeutung herauszulesen. — Der Liederherbst A. Grüns war nur karg an Früchten und so konnte auch diese Auswahl aus dem, was er (seit 1850) noch gezeitigt hat, nur spärlich ausfallen.

Der erste Zeichner.

I.

Zwei Hirtenkinder, Knab' und Mädchen, spielen
Am Felsen bei erlosch'ner Feuerstelle,
Die glatte Steinwand zeigt in Sonnenhelle
Die Schatten von zwei kindlichen Profilen.

Der Schwester Anmut fesselt den Gespielen
Im Dunkelbilde selbst. Daß es zu schnelle
Nicht fliehe mit des Lichtes flücht'ger Welle,
Erkürt er sich der Kohlen Rest zu Kielen.

Mit schwarzem Stift verfolgt er die Konturen,
Die auf der Wand zur hold'sten Form sich schlingen
Und schmückt mit Lieblichkeit die Felsenwildnis.

Aus rauhem Steine, dunklen Kohlenspuren
Und düst'ren Schatten — traun, unschönen Dingen —
Erstand durch Kindes Hand der Schönheit Bildnis!

II.

Von dieses Kindes erstem Künstlerlallen
Bis zu den Harmonie'n, die von den Schwingen
Des Seraphs Raphael in Wonne klingen,
Welch unermeß'ner Flug, welch Steigen, Fallen!

Von diesem Fels bis zu den Bilderhallen
Des Vatikans und Pitti's Wunderdingen,
Durch Dorn und Lorbeer welch ein Müh'n und Ringen;
Welch weite Bahnen muß die Kunst durchwallen!

Ob sie am Arno siedle oder Elbe,
In Farben dichte oder mal' in Tönen,
Ihr Geist bleibt einer doch, ihr Ziel dasselbe:

Rauheit zu sänft'gen, Schatten zu versöhnen,
In holdem Bann die Schönheit festzuhalten,
Ihr Sterbliches zu Ew'gem zu gestalten.

Dunkle Stunden.

Dunkeln muß der Himmel rings im Runde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zu Tage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und Klaren.

Einsam.

Den Sieg gewann das tapfre Heer gemeinsam,
Den Schlachtenplan entwarf der Feldherr einsam;
Zum Garbenschnitt wetteifert die Gemeine,
Der Sämann ging saatstreuend ganz alleine;
Den Dichtersang, vererbt von Mund zu Munde,
Gebar der Einsamkeit geweihte Stunde;

Der Leiden Quellen fluten allerwegen,
Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen;
Genuß und Leid des Alltags ist gemeinsam,
Der höchste Stolz, der tiefste Schmerz bleibt einsam.

Spruch.

Ein Pfennig, in den Opferstock gerückt,
Wird lauten Klangs Dein Loblied singen;
Ein Goldstück, in die Bettlerhand gedrückt,
Wird nur beglücken, doch nicht klingen.

Knospen.

Sonnenglanz und Rosenduft,
Nachtigallgeschmetter!
Doch verwirrt in Frühlingsluft
Flattern dürre Blätter.

Haben an den Zweigen lieb
Noch vom Herbst gehalten,
Doch der jungen Knospen Trieb
Drängt vom Platz die alten.

Junges Volk bei Tanz und Spiel
Jauchzt in grünen Hagen,
Doch ich seh' auch ihrer viel
Trauerflore tragen.

Denn wie hier in Frühlingsluft
Welke Blätter stieben,
Sah ihr eigner Lenz zur Gruft
Welken teure Lieben.

Knospen sind sie selber auch!
Ohn' es selbst zu ahnen,
Drängen sie nach Knospenbrauch
Welkes aus den Bahnen.

Daß ihr eigner Lebensmai
Oben sich entfalte,
Daß er blüh' und klinge frei,
Muß hinab das Alte.

Und wie dürren Laubes dringt
Mir durchs Mark ein Knistern,
Zu der Seele Tiefen ringt
Sein unheimlich Flüstern.

Rings von Knospen weich und sacht
Fühl' ich leises Drängen:
„Lebewohl!" und „Raum gemacht!"
Tönt's aus Lenzgesängen.

Sonnenglanz und Rosenduft,
Nachtigallgeschmetter!
Und in solcher Frühlingsluft
Irren dürre Blätter!

Ja, mein Los ist ihrem gleich,
Da wir erdwärts sinken,
Während ringsum freudenreich
Neue Lenze winken.

Sei ihr Trost der meine auch:
Daß im Niederwallen
Wir gewiegt vom Frühlingshauch
Nur in Blüten fallen!

Emanuel Gurlitt.

Ein Verwandter des bekannten Landschaftsmalers. Wurde am 24. Januar 1826 in Altona geboren und schlug die industrielle Karriere ein. Machte den Schleswig-Holsteinischen Krieg in der nationalen Armee mit, erhielt in der Schlacht bei Idstedt eine schwere Verwundung, versuchte nach dem Friedensschluß sich ein eigenes Geschäft zu gründen, wurde aber 1873 zum Bürgermeister von Husum befördert, welcher angenehmen Stellung er natürlich treu geblieben ist.

„Weinsprossen“ (Lieder und Sprüche, 1875).

Die Weinschenke.

Ich weiß ein Wirtshaus still und klein,
Liegt draußen vor dem Thore,
Da gibt es unverfälschten Wein,
Da zecht's sich con amore.

Die Gläser sind so blank und klar,
Die Flaschen sind so trübe,
Der Wein erglänzt so wunderbar,
Ein Trio wie ichs liebe.

Da sitz' in Andacht ich allein
In grünumrankter Laube,
Entfloh'n des Lebens Alltagsjein,
Entrückt dem Erdenstaube. —

Wenn dann die Flasche still geleert,
Kehr' ich zum Städtchen wieder
Und, was der Wein mich hat gelehrt,
Das schreib' als Lied ich nieder!

Das Weinglas.

Ein Weinglas darf nicht groß, nicht klein,
Muß wie ein zierlich Fräulein sein;
So klar, so glänzend wie Kristall,
Durchsichtig wie ein Wasserfall,
Von edler klassischer Gestalt,
Muß klingen, wie ein Glöcklein schallt;
Ein solches Glas ziemt edlem Wein,
Wie goldnes Kleid dem Edelstein!

Weinflaschen lieb' ich nicht zu klein,
Die müssen nicht zu zierlich sein,
Bei Leibe nicht klar wie Kristall,
Durchsichtig nicht wie Wasserfall;
Nein, Flaschen trübe, ohne Schein
Und staubbedeckt liebt edler Wein;
Der bleibt im schlechten Kleide groß,
Der Perle gleich im Mutterschoß.

Füll' den Becher mir —

Füll' den Becher mir, Du Holde,
Bis zum Rand mit edlem Wein,
Doch vom besten muß es sein,
Daß die Welt er mir vergolde.

Alles soll er mir vergolden,
Thal und Hügel, Wald und Flur,
Knosp' und Blume, alles, nur
Nicht die Augen meiner Holden!

Denn die Augen meiner Holden
Sind ja selber echtes Gold,
Strahlen gold'nen Minnesold; —
Wer wird Gold denn noch vergolden?

Die Milchstraße.

Wie ist am Himmel alles schön! —
Man kann dort nicht mal irre gehn,
Kommt man auch schräg vom Wein zu Haus, —
Die Sternlein gehen nimmer aus,
Sie leuchten ewig ungeputzt,
Wie's schwerbeladnen Wandrern nutzt. —
Weiß man trotzdem nicht aus noch ein,
Dann schlägt man die Milchstraße ein;
Die ist so hell, die ist so breit,
Ein Heimweg höchster Seligkeit!

Die Verführung.

Es ist so leicht nicht, Maß zu halten,
Wenn der Verführung Lichtgestalten,
Wie sie der Phantasie entspringen,
Den vollen Becher selber bringen!
Wenn blendend Witzesfunken sprühen,
Die Augen immer heller glühen,
Die Pulse immer schneller jagen,
Die Herzen immer lauter schlagen,
Wenn frohe Lieder jubelnd tönen,
Wenn gar die Lippen einer Schönen
Von Fleisch und Blut — und welche Lippen! —
Aus Deinem vollen Becher nippen!

Karl Gutzkow.

Geboren am 27. März 1811 in Berlin, gestorben am 26. Dezember 1878 in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

Wir glauben kaum, daß es hier weiterer biographischer Notizen bedarf.

Gutzkow, den Dramatiker, den Romandichter und Novellisten, den Essayisten und kritischen Kulturphilosoph kennt jeder Gebildete — aber Gutzkow der Lyriker? Er ist seinem deutschen Volke zum ersten Male an die Hand gegeben und zum Herzen geführt durch die Costenoble'sche erste vollständige Gesamtausgabe der Werke des seitdem Dahingeschiedenen. In dem Anfangsbande findet sich nämlich auch eine lyrische Blumenlese: „Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen".

Freilich sang Gutzkow niemals sozusagen auf lautem Markt und ebensowenig mit wohlgeübter, weil häufig geübter Zunge; er rang sich seine lyrischen Produkte immer nur schwer und einer inneren Notwendigkeit gleichsam nur gezwungene Folge leistend ab. Es ist deshalb auch etwas Schweres und Herbes in seiner lyrischen Muse, aber um so reifer, um so inhaltvoller und empfundener sind ihre Gaben und wenn ihre Sprache nicht die schmeichelnd beredteste und poetisch glatteste ist, so zieht uns um so mehr das tiefe, schwermütige Auge an, das uns wie trauernd, wie klagend daraus entgegenblickt.

Thronrede des Frühlings.

Seh' ich denn wieder euch beisammen,
Ihr, meines Reiches Stände?
Ihr bringt die alten Liebesflammen?
Ich schüttle euch die Hände!

Ihr Bäume, Vögel, Blumen, Lüfte,
Vasallen meiner Krone,
Vom Heroldsamt ihr Veilchendüfte,
Willkommen meinem Throne!

Verändert hat sich nichts im Lande,
Es blieb im alten Gleise:
Das Storchenbein im alten Stande,
Wie auch des Kukuks Weise.

Im Walde hör' ich wohl ein Rauschen,
Ein Murmeln und ein Flüstern,
Der Zwergbaum möchte gerne tauschen
Mit himmelhohen Rüstern.

Die Vögel machen ein Geleier,
Der Specht zieht blank vom Degen,
Der Gutzegauch will seine Eier
In fremde Nester legen.

Doch denk' ich, alles Mißvergnügen,
Die Rebellion im Haine
Mit Sturm und Blitzen zu besiegen,
Hilft's nicht, mit Sonnenscheine.

Dafür verheiß' ich anzuknüpfen,
Daß meine Macht sich mehre,
Mit manches Busens süßem Hüpfen,
Mit mancher Liebeszähre!

Im Übrigen in Huld und Minnen
Soll es beim Alten bleiben,
Die Flüsse sollen thalwärts rinnen,
Die Blüten Früchte treiben.

Landmarschall Sonne, nimm den Hammer,
Das Eis zerklopf' und glühe!
Geöffnet ist die Ständekammer —
Nun web' es, wog' es, blühe!

Des Mädchens Los.

Du Mann des Ungefährs! Von Deinem Worte bebt
Melodisch das Gesaite meiner Seele!
Wie ich so trunken Dir vom Munde stehle,
Was alles groß und edel in der Brust Dir lebt!

O fremder Mann, gleich einem Frühlingsstrahle
Taust Du von meiner Brust die spröde Hülle
Und so gelöset steigt in Wonnefülle
Empor die Zauberwelt der stillen Ideale!

Du scheidest? Ach, wo ist Dein Dach? Es drängen
Dich andre Bande? Nie kehrst Du zurück?
So bleibt an mir nur noch Dein Abschiedsblick,
Ein Sommerfaden an der Trauerweide, hängen!

Sehnsucht.

O könnt' ich jene Töne wiedergeben
Und jene purpurroten Farben malen
Von Abendglocken und von Abendstrahlen
Aus meiner Jugend erstem Liebeleben!

O könnt' ich wieder durch die Gärten schweben —
Die Abendnebel dampfen aus den Thalen
Und einen Bund, beglückt von süßen Qualen,
Umspinnen Elfen, die im Mondschein weben.

Ich höre manchmal wie aus weiter Ferne
Ein Glöcklein wieder mit bekanntem Schalle
Und märchenhafter glüh'n die Abendsterne —

Dann sag' ich wild, von innrer Kraft gedrungen:
Ich will euch wieder, ihr Erinnerungen!
Sie zucken wohl, doch bald verstummen alle.

Glück.

Nimmer ist es zu erjagen,
Was Du suchst, das wahre Glück!
Willst die Blume Du befragen,
Hebt zum Sterne sie den Blick —
Und der Stern, er wird Dir sagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück.

Bei Basel.

Ach, der geliebte Strom,
Rauscht er dort nicht
Von dem Riesensturze her?
Und die Alpennähe!
Und drüben im Sonnengold
Schon selig winkend
Die deutsche Traube!

Das Dampfschiff.

Majestätisch
Wallt der Rauch aus der glühenden Esse —
Mit Simsonsstärke
Stemmt sich der feurige Riese —
Und trägt uns Zwerge
Über des Daseins
Unbedeutendheit,
Über den lächelnden Strom hinweg!

Friedrich Halm.

Friedrich Halm ist der Dichtername von Eligius Franz Joseph Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der in Krakau am 2. April 1806 geboren ward. Nach Vollendung philosophischer und juristischer Studien an der Wiener Universität, erhielt er 1840 die Ernennung zum niederösterreichischen Regierungsrat, sowie 1845 zum Hofrat und ersten Kustos an der kaiserlichen Bibliothek. Seit 1852 war er Mitglied der Akademie, seit 1861 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. 1867 endlich wurde er Geheimrat, Präses der Hofbibliothek und General-Intendant der kaiserlichen Hoftheater, auf welches Amt er jedoch schon 1870 wieder verzichtete. Er starb am 22. Juni 1878 in Wien. Vermählt war er mit Freiin Sophie v. Schloißnigg († 1874), aus welcher Ehe ihm nur eine Tochter, Felicia Freiin v. Hornstein überlebt. — Berühmt geworden ist der Autorname Friedrich Halm vor Allem durch die Dramen: „Griseldis“, „Sohn der Wildnis“, „Fechter von Ravenna“, „Wildfeuer“ u. s. w. Doch gab unser Poet 1850 auch eine Sammlung seiner „Gedichte“, sowie 1864 „Neue Gedichte“ heraus und bewies sich darin als Lyriker der (eben auch durch ihn mit gebildeten) österreichischen Schule, deren bilderreiche Sprache z. B. in seiner Phantasie „Italien“ ein sehr glänzendes Beispiel gefunden hat. Es ist aber noch mehr, als diese Schönheit und Pracht des Äußeren, was in Halm's Gedichten die Herzen aller Leser, selbst derer, die sich mit dem Raffinement seiner dramatischen Poesie niemals recht befreunden konnten, unwiderstehlich gewinnen muß — es ist das sinnige und innige, warm und tief empfindende, an allen Erscheinungen des Lebens treu Teil nehmende Gemüt des durch die Jahre gereiften und von jeglicher Exzentrizität freien Mannes, was seinen Gedichten die eigentliche Weihe gibt und ihnen einen dauernden Wert verleiht. Die „Neuen Gedichte“ bilden den 7. und die „Neueste Gedichte“ (aus dem Nachlasse, 1872) den 9. Band von Halms gesammelten „Werken“.

Das taube Mütterlein.


er öffnet leise Thür und Thor?
Wer schleicht ins Haus hinein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört' ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann.
Da tritt er grüßend vor sie hin
Und spricht sie: Mutter! an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick.

Sie thut die Arme weit ihm auf
Und er drückt sich hinein,
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

Im Münster.

Im hochgewölbten Münster
Bei mattem Ampelschein,
Da sah ein Weib ich knieen
Vor einem Heil'genschrein!

Des Auges blauer Himmel
War aufwärts zum Bild gewandt
Und Thränen der Andacht hingen
Wie Perlen an seinem Rand.

Die Wangen leis' gerötet,
Die Lippen leis' bewegt,
Die Hände fromm gefaltet
Aufs pochende Herz gelegt. —

So lag sie hingegossen,
Begeistert und entzückt,
Ein Engel im Pilgerkleide,
Der nach der Heimat blickt.

Mich aber, wie Duft aus Eden,
Weht diese Mahnung an:
„Wie muß sie lieben können,
Sie, die so beten kann!“

Im Kloster.

Sie stand im dunklen Kreuzgang,
Im blütenweißen Kleid,
Ein Mönch in brauner Kutte
Ernst sinnend ihr zur Seit'.

Es blüht auf ihren Wangen
Wie heller Frühlingsschein,
Der Mönch mit weißem Barte
Sieht wie der Winter drein.

Hell funkeln ihre Augen
Voll Jugendlust und Glück;
Es glimmt kein Strahl der Freude
Mehr in des Mönches Blick.

Sie stürmt in heitre Zukunft
Ein lächelnd Kind hinaus,
Er sehnt aus des Lebens Wüste
Sich todesmüd nach Haus.

Jetzt sinkt vor dem Greis sie nieder
Und küßt sein rauh Gewand
Und auf dem blonden Scheitel
Ruht segnend seine Hand! —

Es war ein Bild zum Malen.
Mich aber macht' es bang:
Sie stehen doch nah beisammen,
Aufgang und Niedergang!

Frucht und Blüte.

Früchte hat der Baum getragen
Und du schaust sie mit Behagen;
Aber zuckt dir durch den Sinn
Nicht ein schmerzliches Beklagen,
Nicht ein hoffnungsloses Fragen:
„Ach, wo sind die Blüten hin?“

Vertrau' Dich, Herz, der Liebe.

Vertrau' Dich, Herz, der Liebe!
Was immer Dich bewegt,
Mitteilend auf die Schultern
Der Liebe sei's gelegt!
Ihr zeig' Dein ganzes Leben,
Wo's strahlt im hellsten Licht
Und wo mit nächt'gen Wolken
Es Wahn und Schuld umflicht!

Was immer Du verbrochen,
Gesteh' ihr's, sie vergibt:
Gerecht, das sind gar viele,
Doch mild ist nur, wer liebt!

Und fielst Du, ruf' zur Liebe
Empor aus der Tiefe Grab,
Sie reicht Dir in den Abgrund
Die starke Hand hinab.

Sie führt Dich zu den Höhen
Und wankt und bricht Dein Mut,
Sie küßt Dir Glut ins Auge
Und Flammen Dir ins Blut!
„Auf, spricht sie, Du wirst siegen,
Denn Liebe traut Dir's zu.
Und Liebe kennt Dich besser
Und liebt Dich mehr, als Du!"

Die lieben Gäste.

Habt ihr von meinen Gästen schon vernommen,
Die zwar mich nur besuchen, wenn sie müssen,
Doch mild versöhnend immer mich begrüßen,
Die Trost mir bringen, hält mich Gram beklommen;

Die, jauchz' ich auf in Freude wild entglommen,
Mir fromme Demut in die Seele küssen!
Kennt ihr sie nicht, die Lieb' und Leid versüßen
Und wären sie nicht auch zu euch gekommen?

Ihr kennt sie wohl, die stumm sind und doch sprechen,
Die, mild wie Tau, doch gleichen Flammenbächen,
Die herb sind und doch Honig bittrem Sehnen;

Ihr kennt sie wohl, der Menschheit Kronjuwelen,
Die echten Herzensfesten niemals fehlen,
Ihr kennt sie wohl, die lieben Gäste — Thränen!

Stammbuchsblatt.

Die Rose glüht und duftet
Und welket und verblüht:
Laß nicht der Rose gleichen
Dein jugendlich Gemüt.
Gleich' Du der Apfelblüte:
Laß flücht'ger Reize Schein
Die Bürgschaft innern Wertes,
Den Herold von Früchten sein.

Und gleiche nicht dem Springquell,
Der rauschend steigt und fällt;
Bewahr' Dir stät die Seele
Im wirren Drang der Welt.
Gleich' Du dem tiefen Meere:
Es birgt in dunkler Flut
Die schimmernde Koralle,
Der Perle köstlich Gut.

Nicht weichem Wachse gleiche
Leichtflüssig Dein junges Herz;
Pass' nicht in alle Formen,
Schmelz' nicht in jedem Schmerz!
Des edlen Stahles Härtung
Sei Vorbild Deinem Sinn:
Aufschnellend unter'm Drucke
Leb' Deine Tage hin!

Einem jungen Mädchen.

Da liegt sie fahl, bestäubt, verblichen,
Die Puppe, die Dir einst weithin —
Nur wenig Jahre sind verstrichen —
Das höchste Gut der Erde schien.

Ich seh' Dich noch ans Herz sie drücken,
Wenn schläfrig Du zu Bette gingst;
Ich seh' es noch, wie mit Entzücken,
Erwachend kaum, Du sie empfingst!

Dein Frühstück teilte sie am Morgen
Und saß mit Dir beim Mittagsmahl
Und wachsam stets mit Muttersorgen
Umwob sie Deines Blickes Strahl!

Was gabst Du ihr für Schmeichelnamen!
Nur Goldkind, Sternchen hieß sie Dir
Und wenn des Lernens Stunden kamen,
Wie schmerzlich schiedest Du von ihr!

Du suchtest nicht nach Spielgenossen;
War Lottchens Kopfputz wohlbestellt
Und saß ihr Kleid wie angegossen,
Was lag Dir weiter an der Welt?

Und jetzt — da mit der Kindheit Tagen
Der Traum der Kindheit Dir versank,
Jetzt liegt sie, der Dein Herz geschlagen,
Bestäubt, verblichen hier im Schrank!

Und Rührung fühl' ich mich bestechen
Und Wehmut hält mich festgebannt
Und diese Worte muß ich sprechen,
Im Geiste still zu Dir gewandt:

Du wirst noch viele Puppen finden
Und für sie schwärmen, ach wie sehr
Und legst wohl in der Jahre Schwinden
Noch manche in den Schrank hierher;

O, mögst Du alle nur, wie jene,
Wenn ihre Stunde einmal kam,
Bei Seite legen ohne Thräne
Und ohne Reue, ohne Scham!

Und möge mit der Jahre Reifen
So froh begeistert Dein Gemüt
Das Große, Schöne auch ergreifen,
Wie's für die Puppe einst geglüht!

Und mögst Du reifend in den Jahren
Stets weiser in der Wahl Dich nur
Und treuer zeigen im Bewahren,
Als jene Puppe einst erfuhr!

Und wählst Du einst für's ganze Leben,
O denk' an Deine Puppe dann
Und denk', wie oft Du aufgegeben,
Was kaum Dein ganzes Herz gewann.

O wähle klug und wähl' bedächtig,
Vorzügen nicht, noch Fehlern blind!
Bedenke, wie die Zeit so mächtig,
Wie schnell verblichen Puppen sind!

Robert Hamerling.

Geboren am 24. März 1830 als Kind armer, im dienenden Stande ihr Leben fristenden Eltern in Niederösterreich zu Kirchberg am Walde, anfangs nur Schüler der Dorfschule, dann, unterstützt von einigen Gönnern, Autodidakt, studierte in Wien Philosophie und Philologie und lebte dann als Gymnasialprofessor in Triest, bis er Ende 66 diese Stellung wegen Kränklichkeit aufgab. Vom Kaiser von Österreich bezieht er nun seiner poetischen Leistungen wegen einen jährlichen Gnadengehalt. Gleichzeitig hat eine edle, ihm persönlich ganz fernstehende Matrone in Wien dem Dichter eine großmütige Schenkung zu teil werden lassen, die es ihm ermöglicht, in unabhängiger Stellung seinen schöngeistigen Bestrebungen zu leben. Er hat seinen Wohnsitz in Graz. Gleich durch das Liederheftchen: „Ein Sangesgruß von der Adria“ (1857) und das allegorische Gedicht „Venus im Exil“ (1858), womit er zuerst vors Publikum trat, erwarb sich Hamerling einen guten Namen, obgleich man die mystische Haltung des Ganzen und seine romantisch unklare Grundidee als schwer ins Gewicht fallende Fehler bezeichnen mußte. Als „Poet des Gedankens“, wie ihn ein Kritiker nannte, der trotz mancher Überschwenglichkeiten der österreichischen Schule, nach Bedeutsamkeit des Inhalts ringt, bewährte er sich auch in den beiden Gedichtsammlungen: „Sinnen und Minnen“ (ein Jugendleben in Liedern, 1860) und „Ein Schwanenlied der Romantik“ (mit einem Anhang von Hymnen, 1862). Die Bilderpracht dieser Lieder ist eine ungewöhnliche, sie erheben sich oft zu dithyrambischem Schwung und der Autor zeigt sich als Meister in den verschiedensten Rythmen und Formen. Er ergeht sich in Sonneten, antik geformten Oden, Elegien, fast immer aber weiß er in die Form auch einen anziehenden und gefälligen Inhalt zu gießen. Die erotische Lyrik ist seine beste und originellste Seite. Kühnen und glücklichen Aufschwung zum Epos nahm er dann in seiner Kanzone: „Germanenzug“ (1863), in „Ahasverus in Rom“ (1866), „Der König von Sion“ (1868) und in der Kantate: „Die sieben Todsünden“ (1872). Alle diese Dichtungen sind in zahlreicher Auflage erschienen. Eigentliche Epen sind davon wohl nur der Ahasver und der König von Sion und diese beiden bezeichnen bisher überhaupt den Gipfelpunkt von Hamerlings poetischen Schaffen. Sein „Künstler- und Liebesroman aus dem alten Hellas: Aspasia“ (3 Bde., 1876) hat ebenfalls berechtigtes Aufsehen gemacht. Weniger Beachtung fand das Drama: „Danton und Robespierre“ (1872), das Scherzspiel: „Teut“ (1873), und das Lustspiel: „Lord Lucifer“ (1880).

Auch gab Hamerling eine Übersetzung der Leopardischen Dichtungen heraus.

Um Mitternacht.



Du liebes Kind! Komm, lege das schöne Haupt
An meine Brust! Sieh, selber der Sterne Glanz
Erstarb, der Mond wich, Mitternacht zog
Zwischen der Welt nun und uns den Schleier!



Robert Hamerling.

Des Tages Last, Leid, quälende Sorge liegt
Nun hinter uns. Nein — ganz in den Schoß der Nacht
Versanken Raum, Zeit, Welt und Schicksal,
Rollten hinab in des Todes Abgrund!

O Liebste, sag' mir's, gab es denn eine Welt?
Ein leerer Traum war's! Ach und nur wir allein,
Wir leben, wir nur lebten, träumten,
Schufen im Traume die bunte Welt uns.

Wozu auch wär' sie? Ist doch ein liebend Paar
Schon ganz die Welt, löst ganz schon des höchsten Seins
Geheimnis. Wenn wir Herz an Herz ruh'n,
Ist er geschlossen, der Ring des Lebens!

Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet.
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hingab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch Dir nun schenk' ich dies gesamte Prangen,
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!"

Flatternde Locken.

O knüpfe los die langen, goldnen Flechten
Und laß sie lieblich flatternd niederhangen!
Viel süßer ist's, mit wild umlockten Wangen
Der Küsse holden Wettkampf auszufechten!

Du zürnst? Wie magst Du mit dem Freunde rechten
Um eine Schleife, weichend aufgegangen?
Des Haares Schleifen sind nicht Gürtelspangen
Und läßt die Locke sich nicht wieder flechten?

O sieh, wie schön Du bist — wie reizend fliegen
Die Locken jetzt um Deine Liliengliever
Um sich zuletzt in Deinen Schoß zu schmiegen!

Die Liebesgötter nah'n im Glanzgefieder,
Auf diesen goldnen Seilen sich zu wiegen
Und klettern lustig spielend auf und nieder!

Nähe der Nacht.

Herauf, Du ewig milde, sanft strahlende Mutter Nacht!
Was soll den gelben Zinnen die grelle Tagespracht?
Stirb in der Welle des Westens, o Sonne, den Opfertod
Und schminke mir diese Ruinen mit Deinem Blute, dem Abendrot!

Auf's Sonnengrab, das nasse, das glüht wie strömend Gold,
Feurig erglühend nieder wie Goldlawinen rollt,
Ihr Wolken, ein feurig Denkmal; still um Land und Meer
Schlingt, heil'ge Dämmerungen, den sterngestickten Schleier her!

Wie mit hüpfenden Lichtern spielt wundersam die Nacht!
Traumflüsternde Wellen plätschern um Marmorschwellen sacht;
Schmeichelnde Lebenshauche, wer weiß von wannen, weh'n,
Die mir so süß verlockend, so mild an Herz und Seele gehn!

Das ist die Segensstunde, wo die Rosen blüh'n
Der Dichtung, wo der Liebe Sterne golden glüh'n,
Wo lauschend wohl die Sehnsucht verscholl'ne Klänge weckt
Und sich um's graue Leben ein Schein der alten Schöne legt!

Wohlauf, es lockt zu wandern in's lispelnde Dunkel hinaus;
Laß die Piazetta hüten das wirbelnde Menschengebraus!
Am Strande harrt die Gondel, da wiegt sich's hold und weich:
Auf, Gondelier und rudre mich in der Woge blankes Reich!

Rollende Räder.

O Nacht, so lang und bange! —
Horch, fegt mit Sturmesdrange
Die Straßen jetzt der Wind?
Nein — es beginnt zu tagen:
Das Rollen ist's der Wagen,
Die heim vom Feste tragen
Manch blühendschönes Kind.

's ist Karneval. Isolde,
Umwallt von Lockengolde,
Kehrt heim zu dieser Stund' . . .
Im Glanz der goldnen Spangen,
O zauberhaftes Prangen!
Wie leuchten ihre Wangen,
Wie selig blüht ihr Mund!

Ich glaube Dir, Du Schöne!
Wie thöricht ist die Thräne,
Belächelnswert das Weh!
Hei, Deines Wagens Rollen
Klingt in mein dumpfes Grollen
Gleich eines Fastnachtstollen,
Lustfreud'gem Evoë!

Die Welt war schön, Du Schöne,
Als dort im Braus der Töne
Dein Haar im Tanze flog,
Indes ein armer Frager,
Kleinmütiger Verzager,
Auf seinem Schmerzenslager
Das Leid der Welt erwog.

Menschenleben.

Heut lallen an der Mutterbrust, der weichen,
Zu Rosse morgen ziehn in stolzem Trabe
Und übermorgen dann als müder Knabe
Mit grauen Haaren an der Krücke schleichen;
Das Glück erspähn und nimmer es erreichen,
Sich hundert Mal als einzig süße Labe
Den Tod erflehn und schaudern vor dem Grabe,
Das Sein verwünschen, vor dem Nichts erbleichen;

In langer Weil', in Weinen oder Lachen,
In Sehnen, Sinnen, Hoffen und Erbeben
Den Tag verträumen und die Nacht durchwachen,
Dazu die Frage schmerzlich oft erheben,
Was all das soll: — das ist in tausend Sprachen
Ein altes Lied, betitelt Menschenleben.

Aus dem „Schwanenlied der Romantik.“

I.

Hör' an, Du sinnender Träumer, merk' auf das junge Licht,
Vor dessen Dämmergrauen schnöde zusammenbricht
Das Wolkenschloß der Dichtung. Einsam hinzuknien
Laß ab vor wüsten Altären, wo längst verstummt die Psalmodien!

Hinfahre des Schönen Zauber, uns bleibt des Wissens Macht!
Weiche der Fackel des Tages, traumberauschte Nacht!
Nicht länger wird genügen der Künste Gaukelspiel:
Es locken neue Bahnen, es winkt ein frischgestecktes Ziel!

Was soll uns noch des Orpheus tierzähmende Melodie?
Wir zähmen der Erde Kräfte mit stärkerer Magie;
Alle Schleier lüftend, auf kühn entdeckter Spur
Dringen wir erobernd bis in Dein tiefstes Herz, Natur!

Wir türmen keine Dome mehr ins Himmelblau,
Doch der Gesittung wölben wir einen Wunderbau,
Riesenhaft und prächtig; in tausendjähr'gem Frohn
Mühn sich der Erde Geschlechter um dieses junge Babylon.

Wegspotte der Sinne Orakel, der Herzen Urweltstraum,
Vom Weine des Gedankens schwinde der Fabel Schaum;
Die Dämmerung verzehrend, hoch auf die Zinne gestellt,
Enthülle des Geistes Leuchte mit tageshellem Schein die Welt!

II.

Folgt Ihr dem Götzen des Mammons in Eurer Seele Drang:
Ich singe der ew'gen Schönheit meinen Hochgesang;
Das ist das Licht, das süße, das in der Wüste glimmt,
Das ist die Himmelsrose, die hell auf grauen Wassern schwimmt.

Ihr sing' ich den feurigsten Hymnus: Mag sie hold empor
Schweben als Silberwolke, mag im Rosenflor
Sie blühen oder schweben in Klängen, oder mild
Sich auf sich selbst besinnen in einem süßen Frauenbild!

Es wendet wie meine Seele sich das ganze All
Nach ihr; im dunkelsten Abgrund horcht noch der Kristall
Auf ihr Gesetz und fügt sich freudig ihrer Norm:
In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form!

Und wer sie schaut, ihn fesselt ihr unerklärter Bann:
Tiger und wilde Löwen ziehen ihr Gespann,
Meeresungeheuer folgen ihr, berückt
Sänke vor ihr der Mordstahl, auch von der Hölle selbst gezückt.

Sie trifft mit ihrem Zauber manches Herz allein
Aus schönen Frauenaugen; mich trifft ihr goldner Schein
Mit tausend Liebespfeilen aus Berg, Flur, Wald und Flut,
Mit tausend süßen Flammen schürt sie meines Herzens Glut.

So ward ich denn ihr Sklave; seit mein Sinn erwacht,
Träumt und siehet ewig mein Aug' nur ihre Pracht,
Herz und Seele gab ich freudig ihr dahin:
Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Wert und Sinn!



Julius Hammer.

Geboren in Dresden am 7. Juni 1810, studierte in Leipzig Philosophie und schöne Wissenschaften und lebte dann als Litterat zuerst in letztgenannter Stadt, von 1845 an in seiner Heimat, von 1856—62 auch in Nürnberg. Den Sommer verweilte er stets in einem ländlichen Besitztum zu Pillnitz und hier starb er auch am 23. August 1862. Werke: Aus früherer Zeit einige kleine Lustspiele und Novellen, aus späterer auch ein Drama (die Brüder) und ein Roman (Einkehr und Umkehr), besonders aber verschiedene zahlreich aufgelegte Spruchgedichtsammlungen: „Schau um dich und schau in dich“ (1851), „Zu allen guten Stunden“ (1854), „Fester Grund“ (1857), „Auf stillen Wegen“ (1859), sowie schließlich „Lerne, liebe, lebe“ (1862). Eine sehr bemerkenswerte poetische Gabe bildete auch „Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch“. Erwähnen wollen wir schließlich Hammers mehrjährigen redaktionellen Anteil an der in Dresden erschienenen „Constitutionellen Zeitung“, worin er unter anderen zur Begründung der „deutschen Schillerstiftung“ anregte. Zu stetem Andenken hieran ist ihm in Pillnitz ein Denkmal errichtet worden. — Durch „Schau um dich und schau in dich“ erwarb Hammer Ruf in den weitesten Kreisen. Er ist in der Spruchpoesie ein Nachfolger Rückert's, Leopold Schefer's und Sallet's und seine durch schöne Form und Sinnigkeit charakterisierten Leistungen in diesem Fache geben den Eindruck einer sittlich reinen und begabten Individualität, der es mit der Bildung des Geistes und Herzens Ernst ist und die sich „still und bewegt“ in die Geheimnisse der Welt einlebt. Jedenfalls war „Schau um dich und schau in dich“, wie die erste, so auch die bedeutendste von allen Hammer'schen Spruchgedichtsammlungen. Eine eigene Betrachtung verdient ,,Unter dem Halbmonde''. Wir erhalten in diesem ,,osmanischen Liederbuche'' nicht Übertragungen, sondern Nachbildungen, nicht sowohl osmanische Gedichte in deutschen Lauten, als vielmehr deutsche Lieder mit osmanischer Färbung. So ist, was er uns bietet, nicht Übersetzung vorhandener Originale, sondern allerliebste, künstliche Anempfindungspoesie, nach vielen Vorgängen (z. B. Göthe's Divan, Rückert's orientalischen Prachtgesängen, Bodenstedt's Liedern des Myrza-Schaffy ꝛc.), ein freilich nicht zum ersten Mal vernommenes, aber im Vergleich mit jenen sogar kaum abgeschwächtes Echo aus dem morgenländischen Dichterhain, im Einzelnen sehr schön in der Musik der Verse und neu in Inhalt und Wendung.

Aus „Schau um Dich und Schau in Dich“.

I.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Lust sie herzt;
Ihr Weh' schmerzt sie nicht minder,
Als Dich das deine schmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Des Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos Du verwischt
Den Tropfen Tau, der labend
Am Morgen sie erfrischt.

II.

Die Raupe ringt, ein Bild der Mühe,
Von einem Blatt zum andern sich
Und wie ich jugendlich noch glühe,
Mahnt sie an meine Zukunft mich.

Du glücklich Tierchen, darfst dem Alter
Den schweren Zoll im Voraus weih'n
Und wiegst verjüngt, ein leichter Falter,
Auf Blumen einst zum Tod Dich ein.

III.

Lenztreiben ist der Jugend leichter Sinn,
Er streut die Blumen ungezählt dahin:
Da mag, wer Lust hat, sie am Wege finden
Und, eh' sie welken, sie zum Strauße binden.

Die Hand, die rasch vom Strauch die Rose brach,
Hat's nicht geachtet, ob ein Dorn sie stach.
Wohl seufzet, durch getrübte Gläser lugend,
Das Alter oft: „Ach, Jugend hat nicht Tugend!"

Doch seufzend lächelt es und denkt dabei,
Wie süß das Irren einst gewesen sei
Und lächelnd fühlt es noch des Lenzes Wehn
In eigner Brust und freut sich zu gestehn,

Daß jeden durch des Lebens dunkle Wirren
Zum Grab begleite ein geliebtes Irren
Und daß nicht höh're Weisheit zu erringen,
Als rastlos sich durch Liebe zu verjüngen.

IV.

Vertraue Dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht Dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind Dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh'.
Und hast Du Thränen noch, so weine,
O weine satt Dich ungesehn,
Doch vor dem Aug' der Menschen scheine,
Als wär' Dir nie ein Leid geschehn.

Verdammt die Welt Dich in Verblendung,
So such' auf stillem Waldespfad
Dir neuen Mut für Deine Sendung,
Für starke Treu' und freie That;
Um vor Dir selber zu bestehen,
Trägst Du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf Du kämpfen mußt.

Ist Dir ein schönes Werk gelungen,
So sei's zu neuem Dir ein Ruf,
Hast Du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott Dir schuf!
Wenn Deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O, nicht den Neid des Menschen wähle
Zum Zeugen, daß Du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie Dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh' mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demütig wirf in nächt'ger Stille
Vor Deinem Gott Dich auf das Knie
Und bete: „Es gescheh' Dein Wille“,
Doch vor dem Menschen beug' Dich nie.

Und wenn Dir Gottes Ratschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast Du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und Dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob Dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

Aus „Fester Grund“.

Siehst Du den Schlaf auf einem Augenlide,
O stör' ihn nicht, denn heilig ist der Friede,
Mit dem er eine Menschenbrust begnadet!

O stör' ihn nicht, wenn Deinen Feind er auch
Umweht mit seinem sanften Balsamhauch,
In des Vergessens Wunderquelle badet!

Achtsamen Herzens hemme Deine Schritte!
Verscheuch' mich nicht — mit dieser frommen Bitte
Spricht jeder Atemzug des Schlafs Dich an;
Leis auf den Zehen schleich' an ihm vorüber
Und wünsch' ihm, daß kein Traum, kein banger, trüber,
Sich neidisch möge seinem Frieden nah'n.

Bei jedem Schlafe hält ein Engel Wacht,
Der legt den Finger auf die Lippen sacht
Und winket schweigend Dir: Sei stille! zu;
Auch selbst bei dem entschlaf'nen Missethäter
Wacht er, ein ernst versöhnungsvoller Beter
Um Frieden für die Seele ohne Ruh'.

Ja heilig ist der Schlaf, wie die Natur,
Wie das geheime Wachstum auf der Flur,
Das leise webt im Blatt und in der Blüte;
So ist auch er ein still geheimes Weben,
Und keine Waff' ist ihm zum Schutz gegeben,
Hegst Du vor ihm nicht Ehrfurcht im Gemüte!

Aus dem „Osmanischen Liederbuch."

I.

Weißt Du, warum, Du reizendes Wesen,
Sich meine Brauen krümmen in Bogen?
Weil sie im Buche der Schönheit lesen,
In tiefe Betrachtung zusammengezogen.

Auf Deinen Wangen, den Rosenblättern,
In Deiner Augen schwarzen Sternen
Kann ich aus wunderbaren Lettern
Das Unaussprechliche deuten lernen.

Ein Garten zur Blütenzeit beim Sternenlicht
Ist, süßes Mädchen, Dein holdes Angesicht.

Dein schwarzes Lockenhaar in ernster Pracht,
Erfüllt von Wohlgerüchen, ist die Nacht.

Und in der Nacht zwei leuchtende Wundersterne,
Schöner als alle Gestirne der Himmelsferne.

Wie die Terrasse schimmert im Mondesscheine,
So schimmert die Stirn Dir, die sanft umschattete, reine.

Platanen neigen sich gegeneinander in Bogen:
Sie sahen die Linien Deiner Brau'n gezogen.

In ihrem Schatten erhebet stolz und mild
Sich eines Hügels schön geformtes Bild.

Dem frischerblüten Rosengeheg am Teich,
Wo Schwäne ruhn, sind Deine Wangen gleich.

Wie zwischen Granatglut schimmert der springende Quell,
So blinkt es von Perlen, wenn Du lächelst, hell.

Doch süßer, als Paradiesesblütenduft,
Würzt Deines Purpurmundes Hauch die Luft.

Und wo das lieblichste Plätzchen im Garten sei
Für glücklich verschwiegene Liebeständelei?

O, könnt' ich berühren nur einmal Dein schelmisches Kinn
Und, Mädchen, Dir sagen, wie heiß ich von Liebe bin!

II.

Kalt ist's nun, Kinder;
Auf, laßt uns denn beim vollen Becher schwärmen!
Das wird nicht minder,
Als Zobel uns und Hermelin, erwärmen.

Sterngucker, trüber,
Komm, himmlische Erleuchtung Dir zu schlucken,
Zu uns herüber!
Das Weinglas ist das beste Glas zum Gucken!

III.

Es sprach zu mir der Gram und Schmerz:
Wir wollen bei Dir bleiben;
Du hast uns eben das rechte Herz,
Das uns wird nicht vertreiben.

Du holst vom Weltmarkt uns zum Dank
Tagtäglich unsre Nahrung
Und willig kredenzest Du uns den Trank
Vom Wermut Deiner Erfahrung.

Kommt auch die Freud' einmal zu Dir,
Was ganz nicht zu vermeiden,
Sie hat nicht Muße, das Quartier
Zu teilen mit uns beiden.

Geh' aus dem Haus, wir gehen mit,
Wohin Du willst, ins Weite;
Wir halten mit Dir gesellig Schritt
An Deines Herzens Seite.

Auf Deinem Lager in der Nacht
Wir schlummern leise, leise;
Du rührst Dich kaum, wir sind erwacht
Und summen Dir unsre Weise.

Wir halten an Dir bei Ja und Nein
In Treuen, Du Getreuer
Und wärmen uns jahraus, jahrein
An Deines Herdes Feuer.



Moritz Hartmann.

Geboren am 15. Oktober 1821 im Dorfe Duschnick bei Prag, studierte in letztgenannter Stadt und in Wien, bereiste Italien und die Schweiz, um sodann in der Kaiserstadt Erzieher der Kinder einer adeligen Familie zu werden. Schon 1844 aber gab er diese Stelle wieder auf, um seine erste Gedichtsammlung: „Kelch und Schwert" ohne Gefahr veröffentlichen zu können. Sie hatte einen glänzenden, unerwarteten Erfolg, machte den bisher unbekannten Mann schnell zu einer dichterischen Berühmtheit, einer Größe des Tages und gab ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Lyrikern jener Zeit. Zu den Freiheitssängern des eigentlichen Deutschland gesellten sich außer A. Grün nun in Karl Beck und M. Hartmann noch zwei Männer österreichischen Stammes. Die polizeilichen Nachstellungen, die auf letzteren seitdem gemacht wurden, fanden ihr Ende in der Revolution von 1848, in welchem Jahre er sich zu Prag an die Spitze der deutschen Partei stellte. Leitmeritz sandte ihn nach Frankfurt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit Blum und Fröbel ging er im Oktober nach Wien, doch gelang es ihm, von da zu entfliehen, war noch Mitglied des Rumpfparlaments, beteiligte sich am Badener Aufstand und nun folgte jahrelang ein unstätes Wanderleben im Exil, mit längerem Aufenthalt nur in Paris. Im Krimkriege ernannte ihn die „Kölnische Zeitung" zu ihrem Korrespondenten und er verweilte deshalb auf dem Kriegsschauplatz. Seit 1860 hatte er sich in Genf als Lehrer an verschiedenen höheren Bildungsanstalten niedergelassen, 1863 siedelte er nach Stuttgart, endlich 1868 wieder nach Wien über, wo er am 13. Mai 1872 starb. — Werke: „Kelch und Schwert" (1845), „Neuere Gedichte" (1847), „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1848), „Adam und Eva" (Idyll) und „Schatten" (poetische Erzählungen, 1851), endlich „Zeitlosen" (1858, eine letzte Gedichtsammlung). Eine „Neue Auswahl" seiner Gedichte ist dann noch nach seinem Tode, 1875 veranstaltet worden. Außerdem verschiedene Reisewerke, Novellen und Romane, zwei Lustspielchen, ein Operntext und Übersetzungen Petöfi's, bretonischer Volkslieder u. s. w. — Von Hartmann's politischen Gedichten und seiner Stellung im Kreise der Freiheitssänger, die in den vierziger Jahren so viel von sich reden machten, sprachen wir schon oben. Seine früher so ungestüme politische Lyrik spitzte sich zuletzt, freilich sonderbar und unerwartet genug, in die wohlfeilen Späße des Pfaffen Mauritius zusammen. Dagegen trug seine erotische Lyrik noch auch zuletzt die Physiognomie von damals. Es ist das ein sehr ernstes, schwermütiges Gesicht mit dunkelleuchtenden Augen, auf deren Hintergrunde wie verhaltene Thränen schimmern; aber zugeben muß man, daß dieser Gesichtsausdruck der Muse Hartmann's gerade reizend steht. Er ist übrigens schwerlich nur Maske, sondern hervorgerufen durch eine gewisse melancholisch brütende Grundstimmnng seiner Seele. Jedenfalls ist Hartmann einer der tiefst- und wahrstfühlenden, von Heuchelei und Koketterie am meisten freien Dichter der sogenannten Weltschmerzperiode gewesen.

Das Haus im Walde.

Ich kam vorbei auf nächtlichen Wegen
An einem Haus still abgelegen.

Es liegt im brütenden Wald versteckt,
Von Epheu und hundert Kräutern bedeckt.

Hier wohnen die sel'gen Erinnerungen,
Die traurig aus meinem Liede geklungen.

Hier hat in blühender Jugendzeit
Mein Glück gewohnt, mein Glück und Leid.

Das Leid ist verblichen, das Glück verdorben,
Die grünende Hütte ist ausgestorben.

So öd' ist's hier — die Föhre saust;
Wer weiß, wer jetzt in der Hütte haust.

Ich möchte gern um Einlaß flehen
Und fürchte, fremde Gesichter zu sehen.

Nicht Trug befürcht' ich oder Verrat,
Wo einmal die Liebe gewohnet hat.

Ich bette mich hin auf die moosige Schwelle,
Aufzieht des Mondes liebliche Helle

Und wo ich einst die Nächte verbracht,
Hier will ich verträumen auch diese Nacht.

Ich schließe die Augen — die glücklichen Stunden
Zieh'n stille vorüber und zeigen die Wunden.

Die blutenden Wunden auf ihrer Brust —
Ich selber schlug sie und hab's nicht gewußt.

Doch vom Himmel hernieder ruft es und tönet:
O schlaf' in Frieden, wir sind versöhnet!

Ihr Blick.

Ich kenn' ein Aug' und einen Blick,
Die sind so lieb und hold und gut;
Wie dankbar segn' ich mein Geschick,
Daß solch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht!

O wüßte sie, wie wohl er thut,
Wie er zerstreuet jedes Leid,
Wie er mir höhet Herz und Mut —
Sie ist so gut,
Sie säh' mich an zu jeder Zeit!

Er tauchet nicht in Trunkenheit,
Wie alter oder neuer Wein,
Er gibt so stille Freudigkeit,
Wie Maienzeit,
Wie Blumenduft, wie Sonnenschein.

Und alles scheint ein Wahn zu sein,
Was bis zur Stunde Unglück hieß;
Du blickst in dieses Aug' hinein
Und kehrest ein
In dein verlor'nes Paradies.

O daß mein Leben, holder Blick,
Hinflösse stets in deiner Hut!
Doch dankbar segn' ich mein Geschick,
Daß solch ein Blick
Manchmal in Gnaden auf mir ruht!

Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist mir eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben;
Denn über meines Herzens Riß
Fühl' ich ein ew'ges Leben schweben,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, bin ich stolz und kühn:
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was sind mir fürder alle Müh'n?
Was gibt es ferner noch zu wagen,
Seit sie gestorben?

Seit sie gestorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligsten Verklärung,
Bin ich ein Baum, der für und für
Die Heil'ge schützet vor Zerstörung,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist ein fester Wall
Der Einsamkeit um mich gezogen;
Vergebens ist der Überfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, hat die tiefste Ruh'
Sich heimisch in mein Herz gesenket;
Die Seele schließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als sie denket.
Seit sie gestorben.

Schweigen.

Kein Wort und keinen Hauch —
Wir wollen schweigen.
Die Trauerweiden, die sich neigen
Auf Leichensteinen, schweigen auch.

Sie neigen sich und lesen,
Wie ich auf Deinen Wangen:
Es ist ein Glück gewesen
Und ist vorbeigegangen.

Betrachtung.

Ich hörte oder las in einem Buche
Daß, wer einmal das Wandern auserkoren,
Wenn er vom Schuh ein Näglein nur verloren,
Es ewig dann und ohne Ruhe suche.

So irrt er fort und fort im dunklen Fluche
Und weil er suchet, geht dem armen Thoren
Ein zweites, drittes Näglein noch verloren —
Ein tiefer Sinn verbirgt sich in dem Spruche.

So geht es Dir und mir und geht es allen:
Verscherztes und Verspieltes neu erschwingen,
Das füllet unser ganzes Erdenwollen.

Du eilst, Verprasstes Dir zurückzukaufen,
Aus tiefem Fall Dich wieder aufzuringen
Und läufst, bis Du die Schuhe durchgelaufen!

Friedrich Hebbel.

Geboren am 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, ein Autodidakt, der nach zweiundzwanzig in der Öde und Enge seines Heimatsdorfes verbrachten Jahren das Joch niederen Schreibertums abwarf, nach Hamburg aufbrach und hier sich privatim gelehrten Studien hingab. Dann studierte er in Heidelberg und promovierte in München. Nach Hamburg zurückgekehrt, schrieb er hier 1841 sein Erstlingwerk: „Judith"; bald darauf begab er sich nach Kopenhagen, erhielt vom König von Dänemark ein Reisestipendium und besuchte nun Frankreich und Italien. Später ließ er sich in Wien nieder, wo er als Gatte einer an der Hofburg engagirten Künstlerin (Christine Enghaus) bis zu seinem Tode am 13. Dezember 1863 lebte, auch nachdem ihm der Großherzog von Weimar Titel und Gehalt eines Hofbibliothekars verliehen hatte. — Werke: eine Reihe sehr berühmter Dramen, auch zwei — sogenannte — Lustspiele, mehrere Novellen in Taschenbüchern, das Epos: „Mutter und Kind", sowie lyrische Gedichte, die seit 1857 in einer stark vermehrten Gesamtausgabe vorliegen. Die „Sämtlichen Werke", herausgegeben von Emil Kuh, erschienen in 12 Bänden, 1865—68. — Berühmt geworden ist Hebbel vor allem als Repräsentant des von Litterarhistorikern so benannten „originellen Kraftdramas" in unseren Tagen und er schließt sich somit der Zeit nach an Grabbe an, dessen gewaltiges Genie, aber auch dessen Zügellosigkeiten und barocke Einfälle sich bei ihm wiederholen. Gervinus nannte ihn wohl mit Recht den „Baum unter dem Gestrüpp jüngerer Dramatiker", nur daß dieser Baum keinen einfach schönen, zum Himmel strebenden Wuchs zeigt, sondern knorrig und voller Auswüchse ist. Desto bemerkenswerter scheint es, daß in Hebbel's Lyrik zwar ebenfalls kraftvolle, trotzige, selbstbewußte Männlichkeit und ein von aller Sentimentalität freier, überhaupt nicht in gegenstandlosen, subjektiven Stimmungen befangener Charakter sich offenbart, dagegen aber auch Maß, Klarheit und Schönheit nicht fehlen, mit anderen Worten: daß der Poet sich hier nirgends reckenhaft, titanisch, übermenschlich geberdet, sondern rein menschlich fühlt und empfindet. Besonders vorwiegend ist in Hebbel auch das didaktische Element.

Herbstlied.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Das Mädchen im Kampf mit sich selbst.

I.

Schweigend sinkt die Nacht hernieder
Und in tiefster Dunkelheit
Lös't das Mädchen ihre Glieder
Aus dem engen Sonntagskleid.
Aber ihre Hände irren
Bei den Locken dann und wann
Und, um diese zu entwirren,
Zündet sie ihr Lämpchen an.

Schüchtern nun bei seinem Strahle
Schaut sie in des Spiegels Rund
Und ihr thut zum ersten Male
Ihrer Schönheit Macht sich kund.
Tief errötend, dennoch zaudernd
Blickt sie fort und fort hinein;
Dann, wie vor sich selbst erschaudernd,
Löscht sie schnell der Lampe Schein.

Leise in sich selbst versinkend
Und aus eig'nen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
Ist sie still und selig ganz.
Doch sie will die Lust bezwingen,
Weil sie aus ihr selber quillt:
Da verklärt dies holde Ringen
Mailich süß ihr frommes Bild.

Und sie sieht's mit halbem Bangen,
Daß, je mehr sie sich verdammt,
Ihr's von Stirn und Mund und Wangen
Immer sternenhafter flammt.

Gottes eig'ner Finger leuchtet
Golden durch ihr Angesicht
Und, so wie ihr Blick sich feuchtet,
Löscht ihr Hauch zugleich das Licht.

II.

Doch zu nie erschöpftem Segen
Wird dies heilige Empfinden
Auch ihr Innerstes erregen
Und im Maß der Schönheit binden.

Aug' in Aug' mit sich im Spiegel,
Feite sie sich selbst auf immer;
Unzerbrechlich ist das Siegel,
Wie auch lockt der Erde Schimmer.

Diese wunderbaren Formen,
Die des Leibes Bau ihr schmücken,
Werden die verwandten Normen
Auch in ihre Seele drücken;

Und so wird ihr inn'res Leben
All die Harmonie erwiedern,
Die sie mit geheimem Beben
Angeschaut in Leib und Gliedern.

Der Baum in der Wüste.

Es steht ein Baum im Wüstensand,
Der einzige, der dort gedieh;
Die Sonne hat ihn fast verbrannt,
Der Regen tränkt den durst'gen nie.

In seiner falben Krone hängt
Gewürzig eine Frucht voll Saft,
Er hat sein Mark hineingedrängt,
Sein Leben, seine höchste Kraft.

Die Stunde, wo sie, überschwer,
Zu Boden fallen muß, ist nah, —
Es zieht kein Wanderer daher
Und für ihn selbst ist sie nicht da.

Der Sonnenjüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum ersten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,
Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blüh'n schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilie aufgegangen;
Beim dritten Mal sieht er die Rose prangen.
Nun muß er rastlos blicken, ohne Wahl.

Und ach, je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet!

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Die Unschuld.

Sie ist nicht, daß sie ewig lebe,
Sie soll nur einen Tod erwerben,
Der sie mit Glorie umgebe, —
Drum muß sie an der Liebe sterben!

Geht stumm an Dir vorbei die Welt.

Geht stumm an Dir vorbei die Welt,
So fühle stolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch für Gott bestellt,
Der ihn allein erquicken soll!

An den Tragiker.

Packe den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert;
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Marktruf.

Tummelt Euch, Freunde, und bringt Euch im Leben zur Geltung! Dem Toten
Reicht zwar das Volk noch den Kranz, aber der Fürst nicht den Stern.



Heinrich Heine.

Heinrich Heine.

Geboren am 13. Dezember 1799 in Düsseldorf, gestorben nach 11jährigem Schmerzenslager in Paris am 17. Februar 1856.

Werke: „Gedichte“ (1822), „Tragödien nebst lyrischen Intermezzo“ (1823), „Buch der Lieder“ (1827), „Reisebilder“ (1826—31), „Französische Zustände“, „Der Salon“, „Dramatische Schule“ u. s. w., „Neue Gedichte“ (1844), „Deutschland. Ein Wintermärchen“ (1844), „Atta Troll“ (1847). Seine nach 1850 erschienenen Gedichte: „Romanzero“ (1851), „Doktor Faust. Ein Tanzpoem“ (1851), „Letzte Gedichte“ (meist im 1. Band der „Vermischten Schriften“, 1854, zuerst erschienen) und „Nachlaß-Gedichte“ (in den „Letzten Gedichten und Gedanken“, 1869) sind in den „Sämtlichen Werken“ (1876) als „Dichtungen, vierter Teil“ vereinigt.

Uns berührt hier besonders der nach ihrem vorwiegenden Inhalt „Romanzero“ betitelte Gedichtsammlung und wir citieren über dieselbe einige Worte Gustav Kühne's, die das Beste sein dürften, was überhaupt in Betreff dieses Buches gesagt werden kann. „Daß Heine seinen heiligsten Rausch durch Katzenjammergefühle schändete, ist eine alte Geschichte; daß er auf die Erhitzung seiner Phantasie einen Eimer kalt Wasser goß, um, wo er Engel und Cherubim feierte, zugleich den lachenden Spottgeburten der Unterwelt ein kitzelig Späßchen zu bereiten, daran litt seine gesamte Poesie. Der alte Liebling Amors streut noch immer in diesem Romanzero manche schöne Rose hin, die sich in ihren eigenen Dornen verblutet. Oft aber tritt die feile Gier des Kitzels ganz nackt heraus; in manchen dieser Gedichte spreizen sich alte Faune mit dem Rest ihrer Reize und der Spott über die Vertierung des Menschenwesens weidet sich am Moderduft der letzten Fäulnis. Echt poetisch ist er nur noch, wo er sich selbst besingt; er ist in seiner Wemut der Phönix, der sich selbst verbrennt, aber in seinen Flammen schwelgt. Wo er sich im Sumpfe wälzt, verließen ihn die guten Götter. Auf Momente aber zuckt Licht vom Himmel über seine verstörte Gestalt und im Anblick der irren Verlorenheit seiner eigenen Natur beschleicht ihn Gott Apoll zum letzten Male“.

Motto.

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar Dir von der Stirne
Und küßt Dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu Dir ans Bett und strickt.

Böses Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! Die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft;
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schau'n bis in der Seele Grund
Und alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist ihr Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet
Und heimlich bebend küss' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirate mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie Du und glücklich sei.

Was sie zur Antwort gab, ich weiß es nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr.

Altes Lied.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist Dein Augenlicht,
Erblichen ist Dein rotes Mündchen
Und Du bist todt mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich Dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Dort wiederholt die Litanei;
Die Tannen in Trauermäntel vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüberging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings,
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschau'n mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu Deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab,
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen
Und in der Ferne die Glocken tönen.

Autodafé.

Welke Veilchen, stäub'ge Locken,
Ein verblichen blaues Band,
Halbzerrissene Billette,
Längst vergeßnen Herzenstand,

In die Flammen des Kamines
Werf' ich sie verdroßnen Blicks,
Ängstlich knistern diese Trümmer
Meines Glücks und Mißgeschicks.

Liebesschwüre flatterhafte,
Falsche Eide, in den Schlot
Fliegen sie hinauf, es kichert
Unsichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz ich träumend und ich seh',
Wie die Fünkchen in der Asche
Still verglühn — Gut' Nacht — Ade!

Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, Deine Sippschaft"!

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

Ein Wetterstrahl —

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief:
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück ist, wie tief entsetzlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl!
Dich, die in meines Lebens Wildnis
So schweigsam standest wie ein Bildnis,
So marmorschön und marmorkühl.

O Gott, wie muß ich elend sein!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch Du erbarm' Dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende,
Die schreckliche Tragödia.



Hans Herrig

wurde am 10. Dezember 1845 in Braunschweig geboren und nach dem frühen Tode des Vaters von seinem Oheim, dem Professor Ludwig Herrig in Berlin, erzogen. Er studierte hier und in Göttingen die Rechte, machte auch in Berlin das juristische Doktorexamen und arbeitete eine Zeitlang am Kgl. Stadtgericht, widmete sich dann aber der Belletristik und Journalistik. Gegenwärtig ist er Mitredakteur des „Deutschen Tageblatts".

Dramen: „Alexander", „Kaiser Friedrich der Rotbart", „Jerusalem", „Der Kurprinz". — „Die Schweine" (humoristisches Gedicht, 1876). „Mären und Geschichten" (gesammelte kleinere Dichtungen, 1878).

Adam.

Wie oft durchmaß ich doch mit müdem Schritt
Das Paradies bis hin zu seinen Schranken,
Jedwedem Ding erzählten, was ich litt,
In meinem Mund die klingenden Gedanken!

Die stolze Sonne wußte keinen Rat
Und Mond und Sterne gingen ihre Wege,
Die Wolke schwamm davon auf blauem Pfad,
Der Wind entschwand im Hain auf grünem Stege.

An den Gewässern hab' ich oft geruht
Und, wenn die Wellen mir vorüberrannen,
Sucht' ich mein Bildnis in der klaren Flut,
Daß ich mich selbst mir deute, festzubannen.

Und wieder hab' die Blumen ich geküßt,
Ich sprach: Habt ihr von mir nicht eure Namen?
Sagt, bunte Lippen, wie mein Name ist,
Wie der sich nennt, von dem die euren kamen!

Kein Mund ward aufgethan. Ich schlich mich fort;
Und unter Bäumen lauscht' ich den Gesängen
Der Nachtigall, ob das geheime Wort
Verborgen sei in ihren süßen Klängen.

Doch sinnlos schien gar bald der holde Laut,
Sinnlos, was mir des Waldes Tiere sagten,
Verwundert haben sie mich angeschaut
Und ahnten nicht, was mich für Schmerzen plagten.

Da warf ich traurig mich zur Erde hin:
Jegliches Ding nannt' ich nach seiner Weise —
Ich aber, ach! Ich weiß nicht, wer ich bin,
Ich aber, ach! Ich weiß nicht, wie ich heiße!

Und als ich weinend lag in solcher Not,
Umschattete mich plötzlich tiefer Schlummer
Und eines Traumes Wonnezauber bot
Ein endlich Labsal meinem herben Kummer.

Wie lang' ich da geschlafen, weiß ich nicht!
Mein Aug' erschrak, als ich vom Schlaf erwachte,
Als aus den Lüften mir ein Angesicht,
Des meinen Spiegelbild, entgegenlachte.

Nur lieblicher und freundlicher zu sehn,
Von einem ew'gen Morgenrot umflogen
Das Wangenpaar, die Lippen rosenschön,
Der Atem hob zwei lilienweiße Wogen.

Und ich umfing und nannte diesen Leib —
Da, Wunder, durft' ich endlich Dich erleben,
In meiner eignen Sprache hat das Weib
Die heißgewünschte Antwort mir gegeben!

Gestillt ward meiner Seele durst'ger Harm
Und ich vergaß die einsam langen Stunden:
Umschlungen liebend von des Weibes Arm,
Hat seinen Namen auch der Mann gefunden.

Die Adlerwitwe.

Mein Gatte starb. Ein Aar, gleich ihm,
War niemals im Gebirge;
Bis zu der Sonne Reich empor
Hob ihn sein breiter Fittich.

Schaut' er von dort im tiefsten Thal
Die Beute, stürzt' er nieder
Und trug hinauf zum Horste sie
Als Atzung für die Kleinen!

So schwebt' er in den Lüften einst,
Da flog ein scharfes Krachen,
Da traf's ihn mitten in die Brust,
Ein Blutstrahl kam geschossen.

Und in die Tiefe sank er hin,
Gleich einem Meteore,
Das ausgebrannt zur Erde fällt
Und nur noch toter Stein ist.

Ich weiß nicht, was mit ihm geschah;
Der Schütz' ist fortgeschlichen,
Am Hut steckt eine Feder ihm! —
Ich aber bin jetzt Witwe.

Einsam im stillen Horste nun
Verträum' ich meine Tage;
Der Tannenbaum zu seiner Seit'
Ist einzig mir befreundet.

Der ist verdorrt seit langer Zeit,
Steht ohne Kleid von Borke
Entgrünt und traurig da; deshalb
Mag ich so gern ihn leiden!

Fliegt überm Haupt bisweilen mir
Fort eine schwarze Wolke,
So denk' ich, meines Gatten Geist
Ging hoch am Himmel spuken.

Drei Söhne krochen aus dem Ei,
Es sind jetzt wackre Aare,
Sie haben einen eignen Horst
Und einen eignen Hausstand.

Ein jeder nahm sich eine Frau,
Die sitzen jetzt und brüten!
Ich werde niemals brüten mehr:
Mein Gatte ist gestorben!

Nach blut'gem Futter flieg' ich aus
Und trag' es mir zum Horste
Und wenn ich mich gesättigt' hab',
Was übrig bleibt, muß faulen.

Denn keine Junge hab' ich mehr
Mit kleinen offnen Schnäbeln:
Es schrein mir keine Junge zu,
Daß ich sie möge füttern.

Ich weiß nicht, ob ein Adler lebt,
Der mich zum Weibe möchte;
Eins aber weiß ich ganz gewiß:
Ich möcht' ihn nicht zum Gatten.

Im Horst, wo der Gestorb'ne saß
Mit seinen breiten Flügeln,
Da mag ich keinen andern sehn,
Wär' er auch noch so trefflich.

Ich aber auch mag nicht daran
Und einen neuen bauen:
In meines toten Gatten Horst,
In dem Horst will ich sterben.

Wilhelm Hertz.

Geboren am 24. September 1835 in Stuttgart, sollte anfangs Landwirt werden, studierte später (1855—58) in Tübingen Philosophie und altdeutsche Litteratur, promovierte ebenda mit einer Abhandlung über: „Die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter", bereiste England und Frankreich, namentlich Studien in dortigen Bibliotheken machend und ging sodann nach München, wo er sich auf Grund seiner Abhandlung: „Der Werwolf" (Beitrag zur Sagengeschichte, 1862) an der Universität habilitierte und seit 1869 als Professor der Litteraturgeschichte am neuen Polytechnikum thätig ist.

Werke: „Gedichte" (1859); die epischen Gedichte: „Lanzelot und Ginevra" (1860); „Hugdietrichs Brautfahrt" (1863); „Heinrich von Schwaben" (1867); ein (nicht veröffentliches) Drama: „Ezzelin"; Übersetzungen altfranzösischer Poesien: „Das Rolandslied" (das älteste französische Epos, 1861), ,,Marie de France'' (Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen, 1862) und „Auccassin und Nicolette" (altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert, 1865); endlich „Deutsche Sagen im Elsaß" (1872). Die Abhandlung: ,,Der Werwolf" war 1862 apart erschienen. Auch Uhland schätzte den Gelehrten W. Hertz, dessen jüngste Arbeiten zwei Monographien: ,,Die Nibelungensage'' und ,,Die Sage vom Parzival und vom Gral'' sind, als Germanisten.

Der Poet W. Hertz dürfte mit zu den hervorragendsten unter unseren deutschen Lyrikern gehören. Es ist schöne Wärme, Zartheit und Innigkeit der Empfindung in ihm. Namentlich die Schilderung der Liebe gelingt ihm — auch in seinen erzählenden Gedichten — auf ungemein reizvolle Weise; es hauchen die Verse dann oft einen berauschenden Duft, es erklingen Töne voll des süßesten Schmelzes. Wir bemerken noch, daß ,,Hugdietrichs Brautfahrt — vielleicht die Krone des poetischen Schaffens von Hertz — zuerst im ,,Münchner Dichterbuch'' (1862) erschien, dann aber auch in Separatausgabe, sowie mit Illustrationen von A. v. Werner.

Brief aufs Land.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte aufs Land, ich mein' ihn zu sehen,
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht;
Lieder des Landmanns singt er und ungelehrige Weisen
Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein.

Und wo weilest nun Du, mein Liebchen, im fernen Gelände,
Während des Tages Glut leise am Himmel verglimmt?
Gingst Du hinaus mit dem Mädchen, zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das den belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Herde herüber
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrst Du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.
Oder weilst Du am Quell unfern dem dämmernden Garten?
Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst Du den Krug, die Blumen zu tränken,
Die Dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblühn.
Längst schon überstrudelt der Krug, Du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug' in den verrinnenden Bach.
Wüßt' ich doch, wessen Du denkst! Und käm' ich, ein staubiger Wandrer,
Unter dem Mantel versteckt, leise die Straße herauf!
Neben Dir setzt' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
Und vom heimlichen Traum führ'st Du erschrocken empor.
Warte nur, schelmisches Kind! Der Weg ist mir lange zu weit nicht
Und in strengere Haft führ' ich den Flüchtling zurück.
Nein, ich störe Dich nicht! Doch kehrst Du mir wieder, so sollst Du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße ersteh'n.

Die Verlassene.

Ob er in der Welt so weit
Noch manchmal mein gedenkt,
Wenn ihn in Liebesseligkeit
Sein holdes Weib umfängt?

Wenn sie ihm nach des Tages Drang
Sein Kind entgegenhält,
Umweht ihn nicht ein sanfter Klang
Aus ferner Blumenwelt?

O könnt' ich leicht, wie Wolkenschaum,
Durch seinen Schlummer wehn
Und wie ein alter schöner Traum
Ins liebe Herz ihm gehn!

Ich wollt' ihm, wie ein Engel, leis
Weghauchen Reu' und Schmerz —
Und eine Thräne still und heiß
Hinweinen auf sein Herz.

Am Sarge eines jungen Mädchens.

Myrtenlaub im goldnen Haare,
Unter Lilien kühl und mild,
Liegst Du lächelnd auf der Bahre,
Stummes, engelkeusches Bild!

Nie hat eines Jünglings Kosen
Diesen zarten Mund berührt,
Selbst der Tod hat seine Rosen
Nur in scheuem Kuß entführt.

Ach, Dein Leben floß in Frieden,
Ohne Leid und ohne Haß —
Leis' bist Du hinweggeschieden,
Wenig Augen werden naß.

Und wie dieser Glocke Schwingen,
Das zum frühen Grab Dich ruft,
Wird Dein Name bald verklingen
Spurlos in des Himmels Luft.

Deines reinen Leibes Bette
Zeichnet kein Gedächtnisstein,
Gras umwallt die öde Stätte
Und die Winde säuseln drein.

Ach, das Holde fern dem Ruhme
Stirbt wie Frühlingsmorgenrot
Und des Lebens zart'ste Blume
Blühet stille in den Tod.

Liedesgruß.

Es dehnt in weiter Runde
Der Abendnebel sich;
Dies ist die holde Stunde,
In der ich zu ihr schlich.
Die Fenster wurden helle,
Es dunkelte der Platz,
Da lauschte auf der Schwelle
Mein allerliebster Schatz.

Durch froher Menschen Menge
Die Gassen aus und ein —
Wir waren im Gedränge
Doch erst so recht allein.

Du schrittest ohne Bangen
Geschmiegt an meinen Arm,
Der Schnee kühlt' uns die Wangen,
Die Herzen blieben warm.

Und eh' wir uns besannen,
Wir waren vor dem Thor,
Da stieg aus Bergestannen
Der volle Mond empor
Und Aug' in Aug' versunken
Und Herz am Herzen dicht,
So küßt' ich wonnetrunken
Dein klares Angesicht.

Nach Deinem lieben Munde,
Wie sehn' ich mich von hier!
Es schlägt die liebe Stunde —
O wär' ich doch bei Dir!
Nun sitzt mit müden Sinnen
Mein Kind in Einsamkeit,
Die Nadel stockt im Linnen,
So traurig fließt die Zeit.

O könnt' ich Zauber weben,
Wie schnell wär' ich Dir nah!
Dein Köpflein wollt' ich heben
Und sagen: Ich bin da.
Das Lied nur kann ich singen
Als Gruß und Trost für Dich;
Du hörst im Ohr ein Klingen
Und sprichst: Er denkt an mich.

Herbsthimmel.

Du herbstlich frisches Himmelsblau,
  Wie weckst Du mich zu ernstem Sinnen,
Wenn sich durch die entlaubte Au
  Die bleichen Silbernebel spinnen!

Auf Höh'n und Fluren siehest Du
  All' Deine bunten Freuden sterben,
Du aber strahlst in stolzer Ruh'
  Hoch über Wechsel und Verderben.

Noch sitz' ich an des Lebens Schmaus,
  Ein durstig ungestillter Zecher
Und strecke kühn die Hände aus
  Nach jedem vollen Freudenbecher.

Doch gib mir, heil'ges Himmelslicht,
  Nach meines Glückes Blütentagen
Solch kühlen Glanz aufs Angesicht,
  Ins Herz solch heiteres Entsagen!

Georg Herwegh

wurde am 31. Mai 1817 in Stuttgart geboren, war eine Zeitlang im Tübinger Theologenstift, wandte sich indessen der Journalistik zu. Wegen eines Ehrenhandels mit einem Offizier mußte er sein Vaterland verlassen und gab nun in der Schweiz seine „Gedichte eines Lebendigen" heraus, worauf er (1842) einen wahren Triumphzug durch Deutschland machte. Die schon sich ihm zugewendete Gunst Friedrich Wilhelms IV. wieder verscherzend, nahm er von neuem unfreiwilligen Aufenthalt in der Schweiz (Kanton Baselland), lebte dann in Paris und trat 1848 nochmals in die Öffentlichkeit. Er wurde im badischen Insurgentenkriege an der Spitze einer Arbeiterschar bei Schopfheim geschlagen und nur der Mut seiner Gattin, die ihn zu verbergen wußte, rettete ihn. Von da an lebte er zurückgezogen, erst wieder in Paris, dann in Zürich und zuletzt in Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er am 7. April 1873 starb.

„Gedichte eines Lebendigen" (1841 — Zweiter Band derselben 1844); „Zwei Preußenlieder" (1848); „Neue Gedichte" (herausgegeben nach seinem Tode von der Witwe, 1877).

Wie der stürmischste und leidenschaftlichste aller unsrer „Freiheitssänger und Parteigänger" der vierziger Jahre, so ist er nachmals auch der unversöhnlichste, verblendetste von ihnen geblieben, ein wahrer deutscher „Intransigeant", der seinen verstockten Groll nie aufgab und auch für das wiedererrichtete deutsche Reich nichts empfand, als Haß und nichts auf seiner Lyra hatte, als die Saiten des Hohns und Ingrimms, denen unter anderen im März 1870 der freche Refrain entquoll: „Dies neue Deutschland bleib' mir fern — Und zähle mich zu seinen Toten!"

Über diesen Herwegh gehen wir selbstverständlich hier weg und entlehnen seinem Nachlaß nur einige unpolitische Sachen, teils einfach schön und rührend zugleich, teils originell zum wenigsten, obschon auch keineswegs uns sympathisch. Im ganzen enthält dieser Herwegh'sche Nachlaß neben zahlreichen „politischen" Gedichten, auf die recht eigentlich Göthes Wort paßt: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied", nicht mehr, als wohlgezählte zwanzig „vermischte" Gedichte.

Zwei Lieder.

1868.

I.

Die Liebe ist ein Edelstein,
Sie brennt jahraus, sie brennt jahrein
Und kann sich nicht verzehren;
Sie brennt, so lang noch Himmelslicht
In eines Menschen Aug' sich bricht,
Um drin sich zu verklären.

Und Liebe hat der Sterne Macht,
Kreist siegend über Tod und Nacht,
Kein Sturm, der sie vertriebe!
Und blitzt der Haß die Welt entlang,
Sie wandelt sicher den alten Gang,
Hoch über den Wolken, die Liebe!

II.

Es sprach zum Tropfen Tau die Welle:
„Komm, folge mir auf meiner Bahn!
Ich will Dich tragen, wandre schnelle
Mit mir hinab zum Ozean.“

So sprach der Tau: „Dank für die Ehre!
Mir ist viel wohler hier allein —
Soll ich ein Tropfen in dem Meere
Von Millionen Tropfen sein?

Zieh hin, in Bitterkeit zu enden!
Ich sterb' in einer Blumen Schoß,
Die heute in geliebten Händen
Verwelken darf — o selig Los!

Lock' mich nicht über diese Schwelle!
Hier ist mein Glück, denn Glück ist Ruh“.
Und weiter klatschend floß die Welle
Dem Meere der Vernichtung zu.

Fromme Wünsche.

Juli 1864.

Herr, Dein Himmel hängt voll Geigen;
Überm Sirius, da hat's
Auch für mich im Sternenreigen
Beim Konzert noch einen Platz.

Statt der schlechten Musikanten
Und der guten Menschen hier,
Spielen droben die brillanten
Seraphim das Weltklavier.

Keine Kleider, keine Falten,
Feigenblätter nicht einmal
Tragen dort die Lichtgestalten,
Brauchen weder Hut noch Shawl.

Doch was hilft's mir, zu erklären:
Kind! Wir haben ein Billet
Für die Harmonie der Sphären —
Wenn sie Lust zur Oper hätt',

Lust zum irdischen Soupieren,
Auch zum Trinken dann und wann,
Was ich schwerlich mit Papieren
Auf ein Jenseits zahlen kann?

Herr im Himmel, den ich preise,
Sieh, Du hast bei mir Kredit
Mehr, als Salomo, der weise
Banquier in der rue Lafitte.

Seit in Deinem Urgehirne
Aufgewacht der Schöpfungstrieb,
Eh' Dein Finger auf die Stirne
Eva's ipse feci schrieb —

Unversiegbar strömt der Bronnen
Deines Reichtums immerzu
Und die schönste Deiner Sonnen
Gilt vor Dir nicht einen Sou.

Deine Kraft wird nicht erschlaffen,
Deine Firma nicht bankrott,
Gabst Du manchmal auch den Pfaffen
Die Prokura, lieber Gott.

Schuldig bleiben wirst Du keinen
Wechsel, den sie ausgestellt;
Dennoch hätt' ich lieber einen
Auf ein Haus in dieser Welt.

Sind die Juden Dir zuwider,
Findet sich wohl auch ein Christ
Unter ihnen, der so bieder,
Wie Pereire und Rothschild ist.

Bis ich droben, neugeboren,
Mich erquickt am ew'gen Lenz —
Willst Du mich auf Erden schmoren
Lassen wie den Sankt Lorenz?

Vorgezogen hab' ich immer
Einem Heilgen auf den Rost
Ein profanes Frauenzimmer
Und trichinenfreie Kost.

Pflücken möcht' ich mir die Rose
Meines Glücks auf Erden schon
Und nicht warten auf die große
Letzte Liquidation.

Ihr noch nie genug geehrten —

Ihr noch nie genug geehrten
Schriftsteller und Schriftgelehrten,
Ihr Dichter
Und andres Gelichter,
Ihr schöpferischen Geister,
Der Tonwelt Kenner und Meister,
Ihr anderen auch in der Künste Glanz,
Im Bühnenspiel, im Gesang und Tanz,
Ihr Künstler mit Pinsel und Meisel,
Getrieben von des Ruhmes Geißel,
Die ihr kämpfen müsset und ringen
Mit Kummer und Not
Und feilschen müsset und dingen
Um's tägliche Brod —
Wehe jeglicher Stunde,
Wenn ihr suchen und finden wollt
In der Philister Munde
Jemals Ruhmes- und Ehrensold!

Kommt, ich will den Weg euch zeigen,
Wo euch beides wird zu eigen:
Hier ist die Quelle des Ruhmes, hier!
Trinkt aus diesem Borne mit mir!
Bei jedem Trunke windet sich
Der Lorbeer von selber um's Haupt,
Daß jeder Trinker am Ende sich
Unsterblich glaubt.

Stoßet an, Mann für Mann!
Lasset die Gläser fröhlich ertönen!
Verkörpert hat sich in diesem Kristall
Die Idee des Schönen
In Bild und Farbe, Wort und Schall.

Stoßt an! Stoßt an!
Im Weine ruhet in lieblicher Reinheit
Der Künste wunderseltene Einheit:
Dies eine macht euch zum Eigentum,
Dann habt ihr alles! Glück und Ruhm,
Jeder Tropfen köstlichen Weins
Ist ein Beweis unsterblichen Seins.
Eure Launen und Grillen,
Eure Sorgen, eure Beschwerden
Werden so ganz im Stillen
Schüchtern und ehrerbietig werden,
Wie beglückte hochentzückte
Hof- und andere Räte von fern
Harren auf den Wink des gnädigen Herrn,
Werden nie wieder erscheinen wollen,
Wenn sie nicht wieder erscheinen sollen.

Wer wagt es, in Zweifel sich zu ergießen,
Wenn des Weines Wahrheiten uns durchfließen,
Uns mit dem Leben versöhnen,
Unsere Welt verschönen,
Uns auf Regenbogenbrücken
In den Himmel entrücken!

Willst Du noch unsterblicher sein?
Trinket aus! Schenket ein!

Friedrich (Fritz) Hofmann.

Geboren am 18. April 1813 in Koburg, studierte in Jena, trat 1840 in die Redaktion des Meyerschen Konversationslexikons in Hildburghausen ein — hier geschah die Gründung seines bekannten „Weihnachtsbaumes für arme Kinder" (1844—66) — verlebte das Jahr 1855—56 in Oberitalien und Steiermark, führte dann die Leitung von Meyers „Universum" und siedelte 1858 nach Leipzig über, wo er erst Pegau's „Panorama" und „Glocke" redigierte, um 1861 von Ernst Keil dem ständigen Personal seiner „Gartenlaube" eingereiht zu werden. In dieser Stellung wirkt er noch heute.

Von ihm erschienen u. a. „Kinderfeste" (1840), „Koburger Quackbrünnle" (1857), „Fröhliche Heldengedichte, Nr. 8: Die Eselsjagd" (1872), „Die Harfe im Sturm" (1872), „Die beiden Brüder" (Erzählung aus dem Leben, 1872). Auch einiges Dramatisches, der von Neßler komponierte Operntext: „Der Rattenfänger von Hameln" (nach Jul. Wolff) u. a. m.

Neben Albert Träger (s. d.) ist Fritz Hofmann der ständige „Dichter der Gartenlaube" in deren Blütezeit gewesen, ersterer mehr als der allgemeine Stimmungspoet, letzterer als der spezielle Zeit- und Gelegenheitspoet. Neben ihm wäre als solcher freilich auch noch Emil Rittershaus zu nennen. Viktor Blüthgen und Ernst Ziel traten erst später hinzu. So ist denn Fritz Hofmann, auch ohne besondere und wiederholte Sammlungen und Auflagen seiner Lyrik schon durch das Blatt, für das er sie schuf, weit und breit bekannt geworden.

Töchterleins erstes Lächeln.

Mein Kindlein hat mich angelacht!
Gottlob, die Seele ist erwacht,
Sein Herz — es hat gesprochen,
Wie's aus dem Aug' der Mutter spricht! —
Gottlob, heut' ist sein Morgenlicht
Des Geistes angebrochen!

Sie lagen wie in stillem Bann
Kein Lächeln that's dem Mündlein an,
Dem Augenpaar kein Scherzen —
Da ward in stiller heil'ger Nacht
Der Gottheit Wunder neu vollbracht
Für dreier Menschen Herzen.

Nun bist Du erst recht auf der Welt,
Nun bist Du ganz uns beigesellt,
Dein zweites Fest ist heute!
Jetzt ist der Bund erst festgeknüpft,
Nun auch in Deinem Herzchen hüpft
Der Eltern Lust und Freude!

Da liegt's und weiß nichts von dem Bund!
Wie's strampelt mit den Beinchen rund,
Wie sich die Ärmchen strecken!
Die lieben kleinen Fingerlein!
Die Wänglein — und schon Grübchen drein!
Was die für Lust erwecken!

So liegst Du da — nun selber schon
Der frohen Mutter Stolz und Lohn!
Das ist das schönste Wunder:
Die tausend Sorgen, Leid und Schmerz —
Du lächelst und das Mutterherz
Jauchzt auf — sie gehen unter!

Mütterleins Feldpostpaket.

„Gepackt, gesiegelt! Nun geh' hin,
Erfreue meinen Herzensjungen!
Wär' ich so jung, wie alt ich bin,
Ich wär' der Feldpost nachgesprungen;
Gelaufen wär' ich Tag und Nacht,
Hätt' ihm das Päcklein selbst gebracht.

Denn alles, was ich denk und thu'
Vom Morgen- bis zum Abendsegen,
Eilt meinem Sohn, dem einz'gen, zu;
Der ist mein alles allerwegen
Und was ich für ihn thu' und sinn',
Das steckt in diesem Päcklein drin.

Die Jacke und die warmen Socken,
Die strickt' ich bei des Lämpchens Licht:
Das war des Kindes erst Frohlocken,
Die Augenlust vergess' ich nicht —
Jetzt siegl' ich bei demselben Schein
Dem Kriegsmann seine Gabe ein.

Ein Päckchen Tabak und dazu
Ein Dütchen Kaffee, fein gemahlen,
O wenn er das erblickt! Im Nu
Wird ihm die Freud' im Auge strahlen —
Gewiß, im Geiste sitzt er hier
Am trauten Tische neben mir.

Das Geld, das ich für ihn gespart,
Wird seinen Blick zum Wandschrank wenden,
Wo schon der Vater aufbewahrt,
Was er erschwang mit harten Händen.
Jetzt ist's der Witwe karger Lohn,
Den spart die Liebe für den Sohn.

Und ganz zu unterst, fast versteckt,
Liegt, was die Liebste ihm geschrieben.
Warum? Daß er es erst entdeckt,
Wenn meiner Lieb' der Sieg geblieben,
Daß ich ihm doch am nächsten steh' —
Wenn's anders wär', das thät mir weh!"

So hat das Mütterlein bewegt
Ihr Werk vollbracht in stillem Sehnen;
Ob auch der Mutterstolz sich regt,
Aufs Siegel fallen heiße Thränen
Und zitternd preßt das Herz die Hand:
Du forderst viel, o Vaterland!

Karl v. Holtei.

Geboren am 24. Januar 1797 in Breslau, gestorben ebenda am 12. Februar 1882.

Der allbekannte schlesische Volks- und Dialektdichter, der eminent populäre Bühnenschriftsteller und unvergeßliche liebenswürdige „Vagabund" der deutschen Litteratur und Erzählung hatte seit 1850 auf lyrischem Gebiete freilich nur noch höchst selten, außer bei bestimmten Gelegenheiten, sich hören lassen. Man wird uns aber zugestehen, daß das Gedicht „Gäste und Kinder" — irren wir nicht, aus dem Jahre 1855 oder 56 — noch ein ganz köstliches Pröbchen Holtei'scher Poesie darbietet. Es ist dem Buche: „An Grabes Rande" (Blätter und Blüten, auf langer Wanderschaft gesammelt, 1876) entnommen.

Gäste und Kinder.

Der Chinese sagt — und ich schwöre drauf,
Sein Ausspruch gilt für uns nicht minder:
„Nimm Deine Gedanken wie Gäste auf,
Doch Deine Wünsche behandle wie Kinder".

Welch tiefes Wort! Wie reich an Sinn!
Gedanken sind nur Gäste auf Erden,
Sie bleiben des Geistes ew'ger Gewinn,
Sie sollen mit Ehrfurcht empfangen werden.

Drum ordne die Seele ihr irdisch Haus;
Sie säubre sorglich vom Erdenstaube
Und schmücke die niedern Räume aus,
Daß der Gedanke sich heimisch glaube.

Sie zünd' ihm helles Herdfeuer an
Als wohlgefällige Opferflamme,
Daß er behaglich gedeihe dran,
Wie wenn er aus diesen Sphären stamme.

Sie diene ihm und gehorche ihm auch,
Sie widme ihm Liebe und lass' ihn schalten,
Denn der Gedanke ist Gottes Hauch,
Er hat des Ewigen Wort zu verwalten.

Und wenn die Wünsche wie Kinder schrei'n,
Mit kindischen Bitten dazwischen lärmen,
Dann soll die Seele Mutter sein,
Sich um der Kinder Thränen nicht härmen.

Versagen soll sie zur rechten Zeit,
Soll widerstehn dem heißen Begehren,
In Ordnung nun halten die Häuslichkeit,
Dem hohen Gast, dem Gedanken, zu Ehren.

Es lernen die Kinder sich fügen dereinst,
Sich unterwerfen in festen Schranken
Und geht es glücklich — eh' Du es meinst,
Erheben sie selbst sich wohl zu Gedanken.

Da sinnt ein Greis mit grauem Haar . . .
In seinen Augen steht zu lesen:
Als ich ein thörichter Jüngling war,
Sind meine Gedanken — auch Wünsche gewesen.

Hans Hopfen.

Geboren am 3. Januar 1835 in München, studierte Hans Hopfen 1853 bis 58 daselbst die Rechte und trat in nahe Beziehung zum Münchner Dichterbunde. Nach Absolvierung des Staatsexamens entsagte er der Jurisprudenz und wandte sich der Litteratur zu, in welche ihn Geibel einführte. Hopfen promovierte später in Tübingen, bereiste 1862 Italien, verlebte das folgende Jahr in Paris und ging 1864 nach Wien, wo er 1865—66 Generalsekretär der Schillerstiftung war. Dann ließ er sich in Berlin nieder, unterbrach indes den dortigen Aufenthalt noch durch vielfache Reisen, z. B. erneute Ausflüge nach Italien, auf deren einem ihm vor drei Jahren in Rom seine Gattin Auguste v. Wehli aus Wien (Tochter des Geh. Rats Freiherrn v. Wehli im österr. Ministerium des Innern) durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde.

Die Schauspiele: „Aschenbrödel in Böhmen" und „In der Mark". Die Romane: „Peregretta" (1865), „Verdorben in Paris" (1867), „Arge Sitten" (1869), „Der graue Freund" (1874); dazwischen: „Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte" (epische Dichtung, 1868); dann: „Jusch- und Tagebuch eines Schauspielers" (1875), „Streitfragen und Erinnerungen" (Sammlung journalistischer Aufsätze, 1876), „Kleine Leute" (3 Novellen, 1877), „Die Geschichten des Majors" (3 Erzählungen, 1879), „Mein Onkel Don Juan" (Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, 1881).

Eine Sammlung der lyrischen Gedichte Hopfens steht endlich bevor; eine erste Auswahl derselben (überhaupt seiner Zeit das erste Gedruckte dieses Poeten) brachte 1862 das von Geibel herausgegebene „Münchner Dichterbuch". Die „Vagabunden erschienen in „Über Land und Meer". Die letzte von uns mitgeteilte Nummer ist das Widmungsgedicht an die gestorbene Gattin, welches Hopfen den „Geschichten des Majors" beigegeben hat. Über die hohe Schönheit dieses Poems herrschte zur Zeit seines Bekanntwerdens nur eine bewundernde Stimme. Seitdem ist Hans Hopfen ein neues Eheband eingegangen.



Wenn Du verraten mich am Tage.



Wenn Du verraten mich am Tage
Und wenn Du nimmer mein gedacht,
Was kommst Du weinend dann, o sage,
Im Traume zu mir jede Nacht?
Was streichst Du mit den kleinen Händen
Mir durch das Haar wie dazumal,
Als Deiner Augen süßes Blenden
Mein Herz, mein Glück, mein Leben stahl?

Wenn's wahr, was Deine Briefe stammeln,
Daß Du mich lassen kannst und mußt,
Warum aufs Haupt mir Dornen sammeln
Und Kohlen auf die wunde Brust?
Laß mich in meinem Gram versinken,
Laß mich in meinem Schmerz vergehn!
Laß ab, ans Ufer mir zu winken,
Wo meiner Hoffnung Gräber stehn.

Und doch, wenn dieses Scheinbilds Flehen
Herüberschwebt in meinen Traum,
Dünkt mir's wie goldner Schleier Wehen
Und meine Sehnsucht zwing' ich kaum.
Dann hör' ich's, wie aus feuchten Kissen
Ein bitter weinend Nachtgebet,
Von sehnsuchtsvollem Gram zerrissen,
Nach meiner Ferne wandern geht;

Dann kommt das Licht der alten Zeiten
Und fließt um Dich wie Glorienschein,
Wie Glockentöne klingts von weiten
Und in mein Herz zieht Frieden ein.
Wenn Du verraten mich am Tage
Und wenn Du nimmer mein gedacht —
Wie käm' Dein Denken dann, o sage,
Dein Sehnen zu mir jede Nacht?

Erinnerung.

Zuweilen dünkt es mich, als hört'
Ich eures Hofhunds heiseres Gebelle,
Den ich so oft des Nachts aus seinem Schlaf gestört,
Wenn ich durchs tauige Gras zur wohlbekannten Stelle
Mich schlich, von süßem Wahn bethört.

Wie trieb im Wind der Pappelbaum sein Spiel,
Daß Blatt um Blatt gespenstisch rauschte,
Wenn ich empor zu Deinem Fenster lauschte,
Aus dem das Lispelwort der Liebe fiel!
Wir lachten, seufzten, lachten wieder;
Ein Blumenstrauß, den Du am Tag gepflückt,
Ein Handschuh, drauf Du einen Kuß gedrückt,
Flog unversehens in den Kies hernieder.
Nach oben schaut' ich unverrückt
Und doch ich sah Dich nicht, undeutlich nur
Hob sich das weiße Nachtkleid aus dem Dunkeln,
Derweil hoch überm Dach durch der Augustnacht Funkeln
Ein Wetterleuchten um das andre fuhr —
Just wie geheimes Sehnen sich verrät,
Aufblitzt und schweigt und wiederkommt und geht.

Wer bringt uns nun in ferner Einsamkeit
Ein Stündlein nur zurück aus jener schönen Zeit?
Mir ist es just, als seist auch Du erwacht
Und sähst hinab zum Garten in die Nacht.
Der Hofhund bellt, warum? Es regt sich nichts —
Nur übers lange Gras im Glanz des Mondenlichts
Schwebt elfenhaft vom Säuselwind getragen
Ein Traum von Lieb' und Glück aus halb verscholl'nen Tagen.

An Sie.

Hörbar und faulen Ganges schleicht die Zeit
Dahin in meinem stillen Krankenzimmer;
Wie sehn' ich mich aus meiner Einsamkeit
Nach Deiner Augen zauberischem Schimmer!

Als ich zuletzt Dich sah — 's ist lange her —
Bin trotz'gen Sinnes ich hinweggegangen;
Seitdem lag ich darnieder lang' und schwer,
Sehnsucht nach Dir nahm all mein Sein gefangen.

Und weil ich nun nach mancher Leidensnacht
Genesung fühle durch die Adern rinnen,
So wähnt mein Herz, Du habest mein gedacht,
Aus Zufall nur, doch in geneigtem Sinnen.

Denn alles Erdenglück und jede Lust
Scheint mir von Dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Brust
Nur Deiner freundlichen Erinnrung danke.

Ja, tritt dereinst der Tod an mich heran,
Fürwahr, ich werd' es anders nicht ermessen,
Als daß ich nun nicht länger leben kann,
Dieweil Du meiner ganz und gar vergessen.

Vagabunden.

In der Schenke des Morgens fruh
Geht's wahrhaftig schon lehrreich zu.
Drinnen schafft das dralle Gesinde,
Draußen schwankt im Frühlingswinde
Hoch in den Straßen ein Bündel Stroh
Und die Fuhrleut', Hoiahoh!
Grüßen den Weiser schon aus der Ferne.
Ei, wie trinkt sich so gut und so gerne
Irgend ein Schöpplein in aller Ruh'
In der Schenke des Morgens fruh.

In der Schenke des Morgens früh
Horch' ich dem bunten Gerede zu.
Handwerksburschen mit gähnenden Taschen,
Fahrende Schüler in feinen Kamaschen,
Brauner Zigeuner verschüchterte Brut,
Kecke Rekruten, den Strauß auf dem Hut,
Etliche wandernde Komödianten,
Dann von der Kirchweih' die Musikanten —
Also wechselts in einem Nu
In der Schenke des Morgens früh.

In der Schenke des Morgens früh
Trank ich mit manchem auf Du und Du,
Den ich des Nachts, die Faust am Kragen,
Unter den eichenen Tisch geschlagen;
Mancher zog in die Welt hindann,
Den ich hier inniglich liebgewann,
Manchen ließ ich, er konnte nicht zahlen,
Mir in die eigene Rechnung malen —
Täglich nimmt die Erfahrung zu
In der Schenke des Morgens früh.

In der Schenke des Morgens früh
Kam ein Paar auf zergangenem Schuh,
Alle beide geflickt und zerrissen.
Sie trug ein Kindlein in ärmlichen Kissen
Und noch eh' ich die Hand ihr bot,
Ward sie über und über rot.
Suchten sich beide vor mir zu verstecken —
Mir, mir wollte kein Tropfen mehr schmecken,
Aber die Fuhrleut' sangen dazu
In der Schenke des Morgens früh.

In der Schenke des Morgens früh
Sangen sie laut und mit Herz-Atout

Stachen sie Grün und Eichel und Schelle —
Und ich stahl mich hinaus vor die Schwelle,
Über die Straße sah ich ihr nach,
Bis mir ein Thränlein im Auge zerbrach.
Schau, es war Dein eigener Wille!
Sprach ich zu ihr in des Herzens Stille,
Dann sah ich wieder dem Karteln zu
In der Schenke des Morgens fruh.

Zueignung an die verstorbene Gattin.

Das erste Buch, das ohne Dich entstand,
Das erste Buch, das nicht in Deiner Hand
Geruht, das nicht Dein sichrer Blick, Auguste,
Geweiht, lang' eh ein dritter darum wüßte!
Die Erde deckt die kleine traute Hand,
Die erst der Tod der meinigen entwand;
Das Auge, das in Leidenschaft und Ruh
An meinem hing, die Erde deckt es zu.
Ach, Monde wechseln, Jahr vergeht um Jahr,
Die Sehnsucht bleibt dieselbe, die sie war.
All', was ich hab' und denke, kann und bin,
Für einen Tag gäb' ich es gerne hin,
Für einen Tag, wie wir zwölf Jahre hatten,
Für Deiner Stimme Klang, für Deinen Schatten.
Wüßt' ich nur, wo Dein Schatten zu umfangen,
Ich wäre lange schon nach ihm gegangen.

Ich weiß es nicht . . . und hab' so manche Nacht
An meiner Kinder Bette nachgedacht
Und meine Qual erkannt und meine Pflicht
Und hab's erprobt; nicht wahr ist's, wenn sie sagen,
Die Zeit verring're großen Gram's Gewicht —
Wir lernen mit der Zeit nur eben tragen.

Wir werden uns nur deutlicher bewußt,
Unwiederbringlich bleibe der Verlust.
Denn anfangs, da sie war von mir genommen,
Meint' ich, sie müsse, müsse wiederkommen.
Nun weiß ich's lange, nimmer kehrt zurück,
Was einst so treu mir war, mein blondes Glück,
Nie mehr tritt neben mir den gleichen Pfad
Mein kluger, tapf'rer Lebenskamerad.

Doch nicht umsonst bist Du mit mir gegangen,
Ich hab' so viel von Dir in Lieb' empfangen,
Daß, was ich thun mag, was ich kann und wähle,
Ein Duft verblieb von Deiner schönen Seele;
Durchtränkt von Deinem Sinn und Deinem Lieben . . .
Ist all mein Denken und mein Sinn geblieben;
Bei allem, was geschieht, frag' ich im Geist,
Ob, Gusti, Du mit mir zufrieden seist.

Wir irren all', im Leben wie im Dichten,
Nach unsrem Können nur soll man uns richten.
Was immer ich gekonnt, gewollt, gemußt,
Kein Mensch hat es so gut wie Du gewußt.
Nach andren fragt' ich wenig und mein Spiel
Galt mir gelungen, wenn es Dir gefiel.
Nun kann ich nicht mehr hingeh'n und Dich fragen
Und doch heißt's weiter leben, schaffen, wagen! . . .
Wohlan, ich will! Von neuem setz ich ein.

Doch wie's auch fallen mag, ich denke Dein
Und auf Dein Grab, wo unter Ahorns Grün
Von meinem Aug' betaute Blumen blüh'n,
Leg' ich geliebtes Weib, mit treuer Hand,
Das erste Buch, das ohne Dich entstand.



Moritz Horn.

Geboren am 14. November 1814 in Chemnitz, studierte seit 1833 in Leipzig die Rechte, wurde 1841 in seiner Vaterstadt Aktuar und 1857 als Gerichtsassessor nach Zittau versetzt, wo er am 24. August 1874 als Gerichtsrat gestorben ist. — Werke: „Die Pilgerfahrt der Rose" (1851, komponiert von R. Schumann), sodann die erzählenden Dichtungen: „Die Lilie vom See" (1853), „Magdala" (1857), „Die Dorfgroßmutter" (1866), „Der Köhler von Burg" (1857), „Neue Dichtungen" (1858) und seitdem noch eine ganze Anzahl Novellen und Romane (Dämonen u. s. w.) außer der Dichtung: „Göthe in Straßburg und Sesenheim" (1875). Das an zweiter Stelle mitgeteilte „Waldlied" ist aus „der Rose Pilgerfahrt" genommen.

Großmütterchen am Wege.

Sieh dort am blüh'nden Weißdornzaune
Das Mütterchen, es sitzt gebückt,
Am Lebensabend vor dem Dörfchen
Auf seinen Krückenstock gedrückt.

Ein Kind mit großen, blauen Augen,
Mit Wangen rot wie Morgenlicht
Und blondem Haar, das wie zum Kranze
Ums Haupt die Ringellöckchen flicht,

Pflückt mit den runden, kleinen Händen
Sich Himmelschlüssel, Tausendschön,
Die unabsehbar reich in Menge
Im Anger bei einander stehn.

Jetzt kommt es wie ein Reh gesprungen,
Zum Auge lacht die Lust heraus,
Großmütterchen am Gartenzaune
Erhält den Himmelschlüsselstrauß.

Du schönes Bild! Des Himmels Schlüssel
Bringt einem Leben, das vergeht,
Ein Engel, dem des Lebens Morgen
Aufs junge Haupt noch Blüten weht!

Wohin sind Deiner Jugend Tage,
Wohin ist Deine Mädchenlust?
Wie Nonnen lebt Dein Herz, geschieden
Von Lust und Welt in stiller Brust.

Kein Schmeichelwort der Liebe währet,
Die einst für Dich so heiß geglüht,
Sie ist gegangen und geschieden,
Als Deine Wange abgeblüht;

Wohl niemand blieb am Lebensabend
Zur Seite Dir nur als das Kind
Und die Erinnrung, die am Grabe
Gestorbner Freuden mit uns sinnt.

Ich sah an Deiner Wimper zittern
Die Thräne, die Du still zerdrückt,
Als Dich das Kind, das ahnungslose,
Mit seinem Blumenstrauß geschmückt.

Als froh es in die Händchen klatschte,
Weil's ihm nach vieler Müh' gelang,
Daß es kaum zwei der kleinen Blumen
Dir in das Band der Haube zwang.

Du legtest auf der Enk'lin Locke
Die faltenreiche, hag're Hand
Und hast zum Himmel ungesprochen
Gebete für das Kind gesandt! —

Gott grüß' Euch, rief ich tief ergriffen,
Als ich am Zaun vorüberbog
Und meinen Hut, wie nie so gerne,
Vor'm Mütterchen herunterzog.

Waldlied.

Bist Du im Wald gewandelt, wenn's drin so heimlich rauscht,
Wenn aus den hohen Büschen das Wild aufhorchend lauscht?
Bist Du im Wald gewandelt, wenn drin das Frühlicht geht
Und purpurrot die Tanne im Morgenscheine steht?
Hast Du dann recht verstanden des Waldes zaub'risch Grün,
Sein heimlich süßes Rauschen und seine Melodien?
O Herz, wenn Dir die Erde nicht hält, was sie versprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre in arger Falschheit brach,
Dann komm, ruft's aus dem Walde, komm her in meine Ruh',
Mein leises, kühles Rauschen küßt Deine Wunden zu.

Bist Du im Wald geblieben, wenn's still zum Abend wird,
Nur durch die dunklen Tannen der letzte Lichtstrahl irrt?
Bist Du im Wald geblieben, wenn sich das Mondenlicht
Wie eine Silberbinde um jedes Bäumchen flicht?
Hast Du da, an dem Herzen des Waldes angedrückt,
Nicht selig froh zum Himmel Dein Nachtgebet geschickt?
O Herz, wenn Dich die Menschen verwunden bis zum Tod,
Dann klage Du dem Walde vertrauend Deine Not:
Dann wird aus seinem Dunkel, aus seinem Wundergrün
Beseligend zum Herzen des Trostes Engel ziehn.

Bist Du im Wald geblieben, wenn Dir ein süßes Bild
Mit Kummer und mit Sehnen die ganze Seele füllt?

Wenn wirre Träume sprechen von Tod und Grabesruh,
Dazwischen Stimmen rufen: Wie reich beglückt bist Du?
Hast Du dann recht verstanden am schattig kühlen Ort
Für Deine bange Seele ein leis gerauschtes Wort?
Es rauschen's alle Bäume und jeder Vogel singt's,
Es blüht aus jeder Blume, aus jedem Blättchen klingt's:
„Nach bangem Winterharren sind wir zur Freud' erwacht;
O Herz, gib Dich zufrieden, licht wird auch Deine Nacht!"



Julius Hübner.

Der Maler Rudolf Julius Benno Hübner ist ein Schlesier. Er wurde am 27. Januar 1806 in Öls geboren, war Schüler der Berliner Akademie seit 1821, folgte 1826 Schadow nach Düsseldorf, ging 1829 nach Rom, 1831 nach Berlin zurück und 1834 wieder nach Düsseldorf, von wo er 1839 dauernd nach Dresden übersiedelte. Seine Stellung und Bedeutung als Maler kann hier uns freilich nicht beschäftigen; nur soviel sich in der biographischen Grenze Haltendes:

Hübner ist Kgl. Professor, Doktor der Philosophie, war Lehrer an der Dresdener Akademie und ist Mitglied der Akademieen von Dresden, Berlin, Philadelphia. 1839 wurde ihm in Brüssel die goldene Medaille verliehen für seine liebliche Knabengruppe: „Das goldene Zeitalter“ (im Besitz der Dresdener Galerie, eine Wiederholung in der Berliner Nationalgalerie). 1871 trat Hübner an Julius v. Schnorr's Stelle als Direktor der Kgl. Gemäldegalerie, deren neueste, verbesserte Aufstellung, sowie deren trefflichen, bei jeder neuen Auflage revidierten Katalog man ihm dankt. Wir erinnern an die beiden „Madonnenzimmer“ jener Sammlung, an den „Tempel“ — nicht anders wird man sagen können — der Sixtina einer- und der Holbeinischen Mutter Gottes andrerseits. Auch diese zwei künstlerisch hochfeinen und vollendet geschmackvollen, sinnreichen Arrangements sind Hübners Werk.

Gleichzeitig trat derselbe wiederholt mit kunstgeschichtlichen und kritischen Berichten, welche an die Erwerbungen der Dresdener Galerie anknüpfen, sowie mit lyrischen Dichtungen an die Öffentlichkeit. Am 21. Mai 1879 hat der Altmeister seine goldene Hochzeit nach 50jähriger beglückter Künstlerehe mit der Schwester seines Jugendfreundes und Berufsgenossen Eduard Bendemann gefeiert. Und soeben erst, im Sommer 1882, hat er von seiner Lehrer- und Direktor-Thätigkeit Entlassung begehrt und selbstverständlich unter wärmster Anerkennung seiner Verdienste bewilligt erhalten.

„Hundert ausgewählte Sonette Petrarka's“ (übersetzt 1868); „Helldunkel. Aus dem poetischen Tagebuch eines Malers. Sonette und Lieder“ 1871—72, sowie davon eine „Neue Folge“ 1876, worin der schöne, des „Maler-Poeten“ echt würdige Sonettenkranz: „Madonna Sixtina“; „Zeitspiegel. Des deutschen Reiches Krieg, Sieg und Frieden. Sonette und Lieder“ (1878).

Vornehm, wie der Genius des Malers Julius Hübner, ist auch der Genius des Dichters — wir glauben, gerade dies Prädikat der Vornehmheit, der geistigen und seelischen im Inhalt, der äußerlichen in der gewählten und ausgezeichnet durchgebildeten Form, sei das zutreffende für diesen verehrten und liebenswürdigen, im Greisenalter heute noch „Göthisch jung“ fühlenden Poeten. Die von uns mitgeteilten Proben stammen, abgesehen von der „Gardinenpredigt“ (1873), aus der Mitte der fünfziger Jahre. Speziell „Das hohe Lied“ entstand 1856; es wird nicht leicht eine zugleich feurigere und zartere Huldigung der Frauenschönheit geben. Die Zeitbestimmung ist hier nicht unwesentlich; das ist nicht Jugendpoesie, sondern die echte, aus der Fülle innerer Beseligung quellende, doch auf dem Gipfel verführerischer Beredtsamkeit sich goldene Schranken auferlegende Poesie des Mannesalters.

Knabe und Mädchen.

1857.

I.

Knabe.

Glückliches Mädchen! Ja zu Hause bleiben
Darf sie und ich, ich muß zur Schule fort!
Musik und Zeichnen darf sie täglich treiben,
Latein und Griechisch lernt sie nicht ein Wort.

Romane lesen, etwas Stricken, Nähen
Und, wenn Mama zufällig 'mal verreist,
Darf sie zur Wäsche, nach der Küche sehen,
Befiehlt den Mägden und dem Diener dreist.

Dann in Gesellschaft geh'n — das sind die Pflichten;
Die jungen Herr'n verneigen sich ihr tief,
Erzählen ihr die artigsten Geschichten,
Wir sitzen uns bei Büchern krumm und schief.

Ach, wenn ich nur erst einmal älter wäre!
Ob jeder sagt: „Beneidenswertes Kind",
Ich danke herzlich für das Glück, die Ehre:
Ja, wüßtet Ihr nur, wie geplagt wir sind!

II.

Mädchen.

Glücklicher Knabe! Wie ich ihn beneide!
So ungeniert geht er, wohin er will,
Schwimmt, turnt und reitet Pferde auf die Weide;
Ich sitze immer nur zu Hause still.

Und alles lernt er, alles darf er wissen
Und mit dem Lernen wächst des Wissens Lust;
Was ich nicht weiß, ich darf es nicht vermissen,
Nicht einmal sagen, was ich gern gewußt.

Bald schweift er fort in ungemessne Weiten,
Die Erde lernt er kennen, jeden Ort
Und die Prinzessin darf er sich erstreiten,
Er löst den Zauber, führt sie siegreich fort.

Und ich — verzaubert selber, muß ich warten:
Kommt wohl der Prinz zu meinem stillen Garten?
Ja, sagt mir nur: „Beneidenswertes Kind!“
Ach, keiner weiß, wie so geplagt wir sind!

Sonetten-Rezept.

1856.

Bist Du geübt, wirds fast ein Zeitvertreib,
Gedanken in Sonettenform zu schreiben,
Der Reime Wechselklang sie einverleiben,
Wie Reigentanz in Paaren, Mann und Weib.

Und wie die Seele formt sie ihren Leib,
So wächst das Ding, wird Blatt und Blüten treiben;
Gelang so viel, wird ungelöst nichts bleiben,
So zeige Dich als Dichter nun und schreib'!

Das Schwerste ist gethan, nur noch sechs Zeilen,
Verschränkt gesetzlich, doch nach freier Wahl;
Du magst die Form jetzt zierlich glätten, feilen,

Den Inhalt kritisch prüfen noch einmal.
Dann frisch zum Schluß, gib ihn mit feinem Witze,
Zeig' uns des Epigrammes scharfe Spitze!

Gardinenpredigt.

1878.

I.

Wo Du als helle Sonne sonst geschienen,
An Deine Strahlen meinen Blick gebannt,
Wenn sich mein Gang nach Deinem Haus gewandt,
Die Fenster sind verhängt jetzt mit Gardinen.

Denn Du wohnst heute nicht mehr hinter ihnen,
Du weilst in Deinem schönen Vaterland,
Dort an der blauen Donau heit'rem Strand,
Wo Lenz und Leben doppelt blüh'n und grünen.

Vergessen hast Du Deinen Hofpoeten,
Der ohne Gegenstand nach Reimen sucht
Und schweigend sieht der Lenzestage Flucht;

Du fandest and're g'nug, Dich anzubeten,
Entzückt an Deinen Reizen sich zu weiden —
Und mir bleibt nur, sie tödlich zu beneiden.

II.

Die Augen Deines Hauses sind geschlossen
Und schlafen, träge, mit betrübten Mienen;
Befranzte Augenlieder, die Gardinen,
Sie heben sich nur dann und wann verdrossen.

Als jüngst ein Regenschauer sich ergossen,
Da hat es mir wahrhaftig schier geschienen,
Als ob die schweren Thränentropfen ihnen
Vor tiefem Gram hinab zur Straße flossen.

Ach, wenn Dich tote Dinge so beweinen,
Daß sie in Thränen stehen um Dein Scheiden,
Was muß ein lebend, liebend Herze leiden?

Darf es sich übertroffen seh'n von Steinen?
Nicht Thränen löschen seiner Schmerzen Gluten,
Er muß an bitt'rer Trennung Leid verbluten.

Das hohe Lied.

1856.

Wie königlich des schönen Hauptes Krone,
Das Haar, dem hohen Scheitel reich entquillt
Und in zwei Strömen von des Geistes Throne
Zu beiden Seiten voll in Wellen fällt!

Die klare Stirn bekränzen Augenbrauen,
Aus deren schattig überwölbtem Rand
Zwei unergründlich dunkle Sonnen schauen,
Der Seele Spiegel, ewig unerkannt.

Der Nase schön geschwungenem Profile
Schließt sich der Wangen Fülle reizend an,
In edler Griechen Götterbilderstile,
Daß sich mein Auge satt nicht sehen kann.

Schalk Amor's Bogen lebt im Rosenmunde;
Weh, wenn der Lippe süßer Pfeil entschwirrt —
Doch Götterwahnsinn krönt die goldne Stunde,
Wenn heiß Dein Kuß die Sinne mir verwirrt!

Der Odem unentweihter Jugendfrische
Aus Perlenzähnen süß balsamisch weht,
Wie Duft der vollerblühten Rosenbüsche,
Würzhauch von einem jungen Veilchenbeet.

Schlank wie der Schaft der weißen Marmorsäule,
Stolz trägt der Hals das hohe Götterhaupt,
An beiden Seiten her zu gleichem Teile
Von dunkler Lockenfülle dicht umlaubt.

Ach, aber dann — von Göttern selbst beneidet,
Das zarte, milchweiß sanfte Zwillingspaar,
Das unter Lilien und Rosen weidet,
Sich atmend hebt und senket wunderbar,

Bedeckt von des Gewandes zarter Hülle,
Gehalten von des Gürtels keuschem Band —
Bis in der Brautnacht süßgeheimer Stille
Es einzig löset Hymens Götterhand.

Und, wenn die Fülle dieser schönen Glieder
Von keinem Auge heute noch erreicht,
Dann von dem Gürtel bis zur Sohle nieder
Die Götterpracht verstohlen doch mir zeigt . . .

Halt ein, mein Lied! Den Finger auf dem Munde,
Winkt mir die Holde, meine Muse, zu
Und mit den keuschen Grazien im Bunde
Bringt sie mein stürmisch klopfend Herz zur Ruh!



Helene v. Hülsen.

Diese anfänglich nur mit ihrem Vornamen, erst später mit ihrem vollen Frauennamen in die Öffentlichkeit getretene lyrische Dichterin und begabte Novellistin, aus deren feingezeichneten und vornehm gestimmten Bildern und Schilderungen unsre jungen Komtessen und Baronessen, für die dieselben in besonderem Sinne geschaffen, in der Fräuleinzeit zwischen Pension und Vermählung nicht nur poetische Anregung, sondern auch ethische Nahrung und Bildung erhalten, ist die am 16. Februar 1829 geborene Gräfin Helene Dorothea Wilhelmine Marie von Häseler, Tochter des 1879 verstorbenen Kgl. Preuß. Kammerherrn, Rittmeisters a. D. und Vize-Ober-Schloßhauptmanns Grafen Eduard v. Häseler auf Blankenfelde in der Mark und seiner (noch lebenden) Gattin Adolfine von dem Knesebeck. Komtesse Helene Häseler vermählte sich am 6. August 1849 mit dem damaligen Leutnant Botho von Hülsen, jetzt Kgl. Preuß. Kammerherrn, Major a. D. und General-Intendanten der Kgl. Schauspiele zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden.

„Aus Herz und Leben" (Gedichte, 1867); „Novellen und Skizzen" (1869); „Ungesucht gefunden" (Erzählungen und Skizzen, 1870); „Aus alter und neuer Zeit" (Novellen und Skizzen, 1873); „Traum und Wahrheit" (Roman, 1875).

Heimwärts.

Ziehet heimwärts, ihr Gedanken,
Folget frei der Sehnsucht Zug,
Seht die vollen Ähren schwanken,
Unbelauscht der Schwalben Flug.
Hört den Käfer lustig schwirren,
Atmet voll der Rose Duft —
Ach, wie aus der Städte Wirren
Doch das Herz zur Heimat ruft.

Oftmals gleichsam traumumfangen,
Kehrt mir heim die Kinderzeit
Und es regt sich leises Bangen,
Denn sie schwand nur allzuweit
Und doch seh' ich noch die Räume,
Welche einst mein Fuß durchflog,
Wenn, den Sinn voll bunter Träume,
Ich um jene Hecke bog.

Klar erscheint die grüne Laube,
Wo ich spielend oft geruht,
Eilend brach die Purpurtraube,
Lechzend in der Sonne Glut.
Ja — aus nebeldichten Fernen
Taucht nun auch das Pfarrhaus auf;
Mild umglänzt von lichten Sternen,
Schaut der Vollmond hell herauf.

Selbst die Glocken hör' ich klingen
In bekannter Melodie,
Was sie klagen, was sie singen,
Ist mir tiefe Poesie.
Rausche um mich, Weltgetümmel,
Du erreichst ja nur das Ohr —
Aus dem Herzen steigt der Himmel
Der Vergangenheit empor.

Auf dem Wasser.

Durch die stillen Fluten gleiten
Wir in leichter Barke hin,
Eine Fahrt aus alten Zeiten
Kommt dabei mir in den Sinn.
Drüben, in des Kirchleins Schatten,
Seh' ich noch mich harrend stehn,
Fröhlich dann am Arm des Gatten
Um die Inselspitze gehn.

Alles noch an alter Stelle,
Ruhig blühend still beschränkt,
Selbst der Mond, der silberhelle,
Droben ew'ge Bahnen lenkt.

Du allein hast Dich erneuert,
Stilles Leben meiner Brust;
Was sich fremdem Blick verschleiert,
Bleibt mir selbst doch klar bewußt.

Längst ist alter Harm vergessen,
Alte Lust ist längst verrauscht,
O, wer wagt wohl zu ermessen,
Was der Stunden Wechsel lauscht,
Eines nur ist treu geblieben,
Unverändert, wie es war,
Meiner Seele frisches Lieben,
Dir, o Ew'ger, bring' ichs dar.

Morgenempfindung.

Es säuselt der Lenzwind, die Knospen, sie schwellen,
Es strömen zu Flüssen die rieselnden Quellen,
So will denn auch ich mich der Gotteswelt freun
Und in ihr und mit ihr mein Streben erneun.

Wie fruchtreich die Felder, wie üppig die Aue
Und über dem allen der Himmel, der blaue,
Hinauf, mit der Lerche helljubelnder Sang,
Schwingt froh sich der Seele begeisterter Dank.

O Düfte, o Klänge, o rastloses Leben!
Wie bin ich von wonniger Ahnung umgeben!
Hat schon das Vergängliche solch' einen Schein,
Wie muß erst das ewig Unsterbliche sein!

Wilhelm Jensen

wurde am 18. Februar 1837 zu Heiligenhafen in Holstein geboren und studierte in Kiel, Würzburg und München Medizin, sowie Geschichte und Litteratur. 1860 promovierte er als Doktor der Philosophie. Dann ging er für einige Jahre zurück nach Kiel und später auf Geibels Veranlassung nach München, von wo er sich als Redakteur der „Schwäbischen Volkszeitung" erst nach Stuttgart und hierauf als Redakteur der „Flensburger Norddeutschen Zeitung" nach Flensburg wandte. Er leitete das letztere Blatt von 1868—72. Seitdem widmete sich der Dichter allein seinem poetischen Schaffen in Kiel, bis er 1881 nach Freiburg in Br. übergesiedelt ist.

Jensen hat, wie sein Landsmann Theodor Storm, sich besonders durch feingesinnte und feinstilisierte Novellen nach Paul Heyse'schem Muster berühmt gemacht. Dieselben sind in verschiedenen Sammlungen oder auch einzeln erschienen. Größere Erzählungen resp. Romane Jensens sind z. B. „Die Juden von Köln", „Das Erbteil des Blutes", „Die Namenlosen", „Flut und Ebbe", „Nirwana", „Nach Sonnenuntergang" u. s. w. Aus der großen Zahl der Novellen greifen wir namentlich heraus: „Die braune Erika", „Im Pfarrdorf", „Unter heißer Sonne", „Nymphäa", „Eudystone", „Karin von Schweden" u. a. m. Ferner „Die Insel" (Epos); „Holzwegtraum" (Ein Sommernachtsgedicht); „Dido" und „Juana von Kastilien" (Dramen); endlich: „Gedichte" (1869), „Lieder aus Frankreich" (1870), „Um meines Lebens Mittag" (Terzinen, 1875), „Aus wechselnden Tagen" (1878) und „Stimmen des Lebens" (1881).

Marie.

I.

Lieder kommen wie die Rosen,
Wenn die Maienlüfte kosen,
Gestern träumend noch umfangen
Von der Knospe herbem Schacht.
Heute prangend aufgegangen —
Wie das Lächeln über Wangen,
Die der Kummer bleich gemacht —
Wie das Glück nach bangen Schmerzen,
Wie die Lieb im leeren Herzen —
Wie das Schönste, was erdacht,
Kommen Lieder über Nacht.

II.

Es war ein Tag im jungen Mai, am weißen Strande saßen wir
Und träumerisch mit stummen Blick die Abendfernen maßen wir;
Die Sterne zogen langsam auf, die Augen irrten mächtig ab
Und fanden sich und hielten sich und Welt und Stern vergaßen wir.

III.

Du riefst mich im Traume
In dunkler Nacht,
Von Deinem Ruf
Bin ich erwacht.

Ich küßte die Lippe,
Die mich rief,
Bis ich im Traum
Mit ihr entschlief.

O süßes Ruhen,
O holde Rast,
Wenn Traum bei Traum
Also zu Gast.

Aus „Frau Venus“.

I.

In der Menge fremdem Kreise
Laß mich harren vor den Thüren.
Wenn Du nahst im Festgewand;
Einmal nur verstohlner Weise
Laß mich rühren

Deine kleine weiße Hand —
Einen Hauch nur süß und leise
Laß mich spüren,
Streifend meiner Schläfe Rand.

Dann mit mitternächtigem Schweigen
Dunkler, winteröder Bäume
Harrend ferne will ich stehn,
Durch den lauten Festesreigen
Lichter Räume
Deinen Schatten schweben sehn,
Daß aus reifumstarrten Zweigen
Frühlingsträume
Süß durch meine Seele gehn.

II.

O holdes Vergehn
Des dämmernden Tages;
Still lauschend zu stehn
In der Blätter Wehn
Und zu harren des summenden Glockenschlages.

Da rauscht Dein Gewand —
O wonnige Stunde!
Am Treppenrand
Auf die kleine Hand
Neig' ich mich nieder mit seligem Munde.

Kein Laut, als nur
Des Regens Tropfen,
Als vom dunklen Flur
Das Ticken der Uhr
Und deines Herzens hastiges Klopfen.

Im letzten Schein
Ein weißer Schimmer
Des Armes allein,
Doch leuchten darein
Zwei Augen wie zitternder Sterne Geflimmer.

Da redets und lacht,
Da kommt es gegangen —
Nun flüstert es sacht:
Gute Nacht! — Gute Nacht! —
Und der Regen umbraust mir die glühenden Wangen.

Du bist eine Hexe.

Du bist eine Hexe. Verstohlen gähnen
Sah ich Dich während der heiligen Messe;
Vom Haar bis zum Halse, vom Zeh zu den Zähnen
Stammt alles von Dir aus der höllischen Esse.

Du bist eine Hexe. Es stimmen die Zeichen
Der größten Gottes- und Teufelsgelehrten:
Ich fühl' es wie Gift nach dem Herzen schleichen,
Sobald Deine Blicke sich zu mir kehrten.

Du bist eine Hexe. Kaum selbst zu bestreiten
Versucht es Dein Lachen — o Worte benennen
Nicht solchen Wechsel der gottlosen Zeiten:
Du bist eine Hexe und — ich muß verbrennen.

Zuletzt.

Was hohen Trachtens den Verstand
Und heißen Schlag's das Herz bewegt,
Das alles wird zum Possentand,
Wenn sich der Mensch zum Sterben legt.

Zu schnödem Unrat schmilzt das Gold,
Der Würfel bricht, das Glas zerschellt;
Es stockt die Zeit, die Sonne rollt
Als kalte Schlacke durch die Welt.

Verdienst und Ehre, Stolz und Kraft
Zerstieben wie vergelbtes Laub,
Die Schönheit und die Wissenschaft,
Vermodert liegen sie im Staub.

Die Liebe nur, das arme Ding,
Hält bis zuletzt am Bett noch aus
Und schleicht erst, wenn der Atem ging,
Verwaist sich aus dem Sterbehaus.

Fern hinüber.

O meine Wiege, meine wilde Wiege Du,
Die mit salzigem Mohn mich umsprüht!
Dann fielen umdunkelt die Wimpern mir zu
Und Dein Atem küßte mich müd'.
Weiß tanzte Dein Reigen im Schlummer mich ein
Und Dein uraltes Ammenlied brauste darein —
O meine wildwogende Wiege Du,
Gedenkst Du noch mein?

O meine Mutter, meine milde Mutter Du,
Die auf schimmernden Armen mich trug!
Dann ging an der weichen Brust zur Ruh',
Was stürmisch in meiner schlug.
Blau strahlte Dein Blick mir wie Edelgestein
Und Du lachtest mit perlenden Zähnen darein —
O meine mildmagdliche Mutter Du,
Gedenkst Du noch mein?

O meine Träume, meine trauten Träume Ihr,
Die über dem dämmernden See
Mit nebelnden Schleiern die Stirne mir
Umfangen zu wonnigem Weh!
Aus den flutenden Tiefen verschollener Zeit
Klang auf Eure Stimme von Glück und von Leid —
O meine trauttrüben Träume Ihr,
Wie seid Ihr so weit?



Max Kalbeck

wurde am 4. Januar 1850 in Breslau geboren und studierte ebenda die Rechte nebst Philologie und Philosophie. Auf Veranlassung P. Heyses ging er 1872 nach München und trat hier in den Kreis von Dichtern ein, welche die bekannte Gesellschaft der „Krokodile“ bilden. Eine Zeitlang bekleidete er eine Hofmeisterstelle im Hause des (neuerdings auch als Dramatiker bekannt gewordenen) kgl. bayr. Kämmerers und Oberstzeremonienmeisters Grafen Carl Moy du Sons. Jetzt lebt er in München lediglich seinen litterarischen, poetischen und auch musikalischen Studien und Arbeiten.

„Aus Natur und Leben“ (Gedichte, 1870); „Ein Baustein“ (Zeitgedichte, 1871); „Wintergrün“ (Blumensprache in Versen, 1872); „Neue Dichtungen“ (1872); Auch hat Kalbeck 1874 Originalbeiträge lebender Dichter unter dem Titel: „Ein deutsches Dichterbuch“ herausgegeben, während sich von seiner Hand auch Beiträge in dem jüngst durch P. Heyse herausgegebenen „Neuen Münchner Dichterbuch“ finden.

Zugvögel.

Aus dem herbstlichen Land über das blaue Meer!
Fern am blühenden Strand fröhliche Wiederkehr!
Tönt der alte Gesang, hebt sich empor die Brust
Mir in sehnender Wanderlust.

Mit den Sängern im Süd' möcht' ich dem Herbst entflieh'n;
Dem Gedanken, dem Lied ist ja der Flug verliehn:
Bald gelagert im Grün, nahe dem Silberbach,
Lieg' ich unter des Waldes Dach.

Ist der Himmel so klar! Golden die Sonne erglänzt!
Nun mit Rosen das Haar duftigen Hauchs bekränzt!
Aus dem Lorbeergehölz, über des Berges Fuß,
Rauscht von Kränzen ein leiser Gruß.

Purpurfarbiges Gold funkelt der Rebensaft.
Augen, dunkel und hold, geben mir Leidenschaft,
Wenn ein Lied, von Horaz wallendem Geist beschwingt,
Mir auf römischer Laute klingt. —

Aus dem herbstlichen Land über das blaue Meer!
Fern am blühenden Strand fröhliche Wiederkehr! . . .
Ach, schon seid Ihr entschwebt, Sänger im Wolkenraum,
Und auch Du, meiner Sehnsucht Traum!

Zwei Gräber.

Sie liebten sich und mußten, ach, sich meiden!
Im Traum nur durften sie einander sehen,
Im Traum sich ihre Liebe eingestehen,
Denn eine weite Kluft lag zwischen beiden.

Da kam der stille Tod und machte Frieden,
Mit milder Hand versöhnt er ihre Leiden
Und, während sonst im Tod die Menschen scheiden,
Hat sie der Tod vereinigt noch hienieden.

Sein Grab umklettern blüh'nde Rosenranken,
Sie sind vom Hügel sanft hinabgestiegen,
Sich zeitlich an das Immergrün zu schmiegen,
Das ihrem Grab entsprießt; die Blätter schwanken

Und flüstern traulich leis im Abendwinde —
Man meint der Seelen Zwiegespräch zu hören,
Kein böses Wort kann ihre Ruhe stören
Und beider Grab beschattet eine Linde.

Wär' noch lebend der Patron.

Wär' noch lebend der Patron,
Der erfand die Etikette —
Wenn ich ihn am Kragen hätte,
Käm' er lebend nicht davon.

Wie den Blick ich hüten muß!
Ließ' ich ihn zur Seite schweifen,
Hätt' ich mit der trocknen, steifen
„Guten" Sitte gleich Verdruß.

Alle Wörtchen soll ich bang
Einzeln legen auf die Wage:
Ob sich denn auch gut vertrage
Mit dem „Anstand" jeder Klang?

Daß ich Dir nicht nachgeh'n soll,
Treff' ich Dich auf off'ner Straße,
Das ist außer allem Spaße,
Diese Rücksicht macht mich toll!

Ach, wenn doch der „Anstand" wüßt',
Daß ich Dich so oft im Stillen
Ungeniert mit Deinem Willen,
Herzlich auf den Mund geküßt!

Am Wege.

Nach einem grünen Walde gingen zwei,
Es war zur Morgenzeit im Monat Mai.
Vor ihren Augen lag die Welt so schön:
Im Duft die Thäler und im Glanz die Höh'n.

Und wo ihr leichter Schritt die Wiesen trat,
Da sprossen Blumen unter ihrem Pfad.
Und wo ihr Blick ins Weite suchend ging,
Da flog empor ein bunter Schmetterling.

Und Drosselschlag und Sang der Nachtigall
War ihrer jungen Herzen Wiederhall.
An einem Busch, der licht in Rosen stand,
Da faßten sie einander Hand in Hand.
Und wo der Wald entstieg dem weichen Grund,
Da ruhten sie beisammen Mund an Mund.
Sie haben nicht den alten Mann geschaut,
Ihm waren Bart und Haare tief ergraut;
Der saß am Wege lächelnd still und brach
Zwei Rosen sich und sah den beiden nach.

Eduard Kauffer.

Der am 8. Januar 1824 zu Wehrsdorf in der sächsischen Oberlausitz geborene Eduard Kauffer besuchte seit 1837 das Gymnasium in Bautzen, studierte seit 1844 in Leipzig Theologie und widmete sich seit 1848 ausschließlich litterarischen und dichterischen Arbeiten. Er wirkte zuerst an Herloßsohns „Kometen“ und Öttingers „Charivari“ mit, redigierte eine Zeitlang in Nürnberg die „Fränkischen Blätter“ und lebte dann wieder in Sachsen, in Dresden, Chemnitz und zuletzt in Leipzig, wo er für die verschiedenen Payne'schen Unternehmungen („Glocke“ 2c.) gewonnen war. Er starb in Neuschönefeld bei Leipzig am 13. April 1874.

„Gedichte“ (1850, neue Ausgabe und Auswahl, 1864); „Jesus-Hymnen“ (Sammlung altchristlicher lateinischer Gesänge in freier deutscher Übertragung, 1854); „Gottesminne“ (Gedichte, 1874); zwei Novellensammlungen: „Der treuesten Frau“ (1852) und „Am heimischen Herd“ (1862). Sodann verschiedene Anthologien: „Buch religiöser Lyrik“, „Buch der Refrainlieder“, „Buch der Sonette“, „Was unsre deutschen Dichter sangen“; in zwei Bänden: „Jean Paul als Dichter und Prediger“ und „Jean Paul als Großmeister deutschen Humors“ stellte Kauffer „Blüten und Perlen“ aus dessen Werken zusammen; endlich gab er in des Dichters Namen die „Hausreden von Leopold Schefer“ heraus (1862).

Ruhlose Nacht.

I.

Die Nacht, die Pilgerin im Trauerkleide,
Durchwandelt leisen Trittes die Gefilde,
Auf Blüten schläft die Luft, die südlich milde,
Kaum flüstert noch am Bach die düstre Weide.

Aufsteigend webt ein Netz von Strahlenseide
Der Mond um des Gebirges Felsgebilde,
Daß sie — des Thales ries'ge Wetterschilde —
Weithin erglänzen wie von Goldgeschmeide,

Sanft atmen rings die Fluren, traumumfangen,
Die Blumen und die müden Knospen lassen
Entschlummert die betauten Köpfchen hangen.

Nur mich allein, den Schlaf und Träume hassen,
Mich treibt hinaus ein ruhlos heißes Bangen
Zur späten Wandrung in den öden Gassen.

II.

An ihrem Haus die gotischen Fensterbogen,
Dran schlanke Säulen zierlich aufwärts streben,
Umgrünt der Schmuck der treugepflegten Reben
Von Wein und Eppich, an der Wand gezogen.

Der Wind erwacht und küßt die Blätterwogen,
Daß wonneschauernd sie zusammenbeben . . .
Der Springquell rauscht und im Gebüsch daneben
Singt eine Nachtigall, vom Hain verflogen.

Ein Pförtchen in der Mauer führt zum Garten,
Das mir einst jeden Abend war erschlossen
Und niemals ließ die Herrin auf sich warten.

Doch sind die sel'gen Zeiten längst verflossen:
Ich scherzte — und zur Sühne, der zu harten,
Verbannte die Genossin den Genossen.

Im Kruge kehr' ich spät noch ein.

Im Kruge kehr' ich spät noch ein . . .
O Schenkwirt, wie schön ist Dein Töchterlein!
Wie schön, ja so schön, wie wenige sind,
Ist sie, die züchtige,
Schmetterlingsflüchtige,
Ist klein Marie, Dein goldenes Kind!

Schenk ein, du alter Trinkgesell!
Die Sorg' ist trübe, der Wein ist hell!
Und nahen die Sorgen, gibt frohen Mut
Stets das belebende,
Himmelan hebende,
In Flammen geborene Traubenblut.

Der Schenkwirt brachte den vollen Pokal,
Wir zechten beim flimmernden Kerzenstrahl
Und über die Schultern in meinen Wein
Schauten zwei nächtige,
Wundersam prächtige,
Sehnsüchtig verlockende Äugelein.

Und als es kam um Mitternacht,
Hat der alte Schenkwirt trunken gelacht
Und als er auf den Boden sank,
Liebend die blühende,
Durstig erglühende,
Holdselige Jungfrau mein Arm umschlang.

Aus dem Kruge geh' ich im Morgenschein . . .
O Schenkwirt, wie schön ist Dein Töchterlein!
Wie schön, ja so schön, wie wenige sind,
Ist sie, die zagende,
Stumm mich verklagende,
Ist klein Marie, Dein goldenes Kind!

Wonniges Weinen.

Ein Leben war uns aufgegangen,
Wie eine Mondnacht still und klar
Und doch in ihrem Auge hangen
Sah ich ein zitternd Thränenpaar.

Zum Himmel starrte sie erschrocken,
Indes die Thräne niederfloß
Und schlangengleich die Pracht der Locken
Um ihre Schulter sich ergoß.

Und als ich weinen sie gesehen
Und ihre Wange sah so blaß,
Da war es auch um mich geschehen
Und mir auch ward das Auge naß.

Warum wir weinten? Fragt die Rose,
Die süßerschreckt zusammenbebt,
Wenn durch die Nacht, die sternenlose,
Ein Elf zu ihrem Kelche schwebt.

Warum wir weinten? Fragt die holde
Verschämte Braut im Morgenstrahl,
Wenn aus des Haargeflechtes Golde
Der Bräutigam die Myrte stahl.

Tote Liebe.

Im Schenkhaus sitz' ich spät bei Nacht,
Doch lockt umsonst der goldne Wein,
Doch lockt umsonst die Schenkin jung
Mit ihren hellen Äugelein.

Mein Sinn ist traurig, schwer mein Herz,
In dumpfen Schlägen pocht die Brust:
Aus alter Zeit ein trübes Bild
Schwebt vor mir und verscheucht die Lust.

— Sie lag im Sarg, den Myrtenkranz
Geschlungen in des Haares Gold . . .
Ein Lächeln spielte um den Mund,
Der wie im Leben lieb und hold.

Die Stirn erglänzte lilienweiß,
Doch war die Wange feucht und fahl . . .
Zwei Kerzen, tief herabgebrannt,
Erhellten matt den öden Saal.

Ich stand an ihrem Sarge lang,
Drückt' ihre Hand und seufzte tief . . .
Da regte sich die Wärterin,
Die eingenickt im Stuhle schlief.

Noch einen Kuß, den letzten Kuß!
„Ruh' wohl mit Deinem Weh und Gram!“
Noch einen Blick, den letzten Blick!
Und leise ging ich' wie ich kam. —

Ich starre finster in die Nacht
Und meine Seele seufzt und grollt,
Der Becher duftet unberührt —
Die junge Schenkin sinnt und schmollt.

Lied und Blüte.

Der Wind am weißen Blütenbaum
Reißt von der Schwester Seite
Die Blüte, die geboren kaum
Und trägt sie hinaus in die Weite.

Und geht der Geist durch mein Gemüt,
Da flattert mit Kosen und Scherzen
Das Lied, das eben erst aufgeblüht,
Das jüngste Lied aus dem Herzen.

Die Blüte fliegt und schwebt um Dich,
Darf sehen Dich und begrüßen:
Das Lied, o Herrin, lagert sich
Demütig zu Deinen Füßen.



Alexander Kaufmann.

Kaufmann, am 15. Mai 1821 in Bonn geboren, studierte daselbst und in Berlin die Rechte und altdeutsche Litteratur und wurde 1844 vom damaligen Fürsten zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg auserlehen, die Leitung der Erziehung seines Enkels, des 10jährigen Erbprinzen Karl, zu übernehmen, wovon er jedoch schon im nächsten Jahre angegriffener Gesundheit wegen zurücktreten mußte. Er widmete sich nun in Bonn ganz der Altertumskunde und Geschichte und trat nach längerem Berliner Aufenthalt von neuem in Löwensteinsche Dienste, als sein einstiger Schüler, der Erbprinz, 1849 dem Großvater Karl als Fürst succediert war. Als fürstlicher Archivrat lebt Kaufmann seit 1850 demnach zu Wertheim am Unterrhein in Baden, dem Sitze der älteren Linie des fürstlichen Geschlechtes, sich vorzugsweise mit archivalischen, daneben mit dichterischen Arbeiten beschäftigend. Seit 1857 ist er mit der unter dem Pseudonym Amara George (s. unsere Anthologie Seite 88) bekannt gewordenen Mathilde Binder vermählt.

„Gedichte“ (1851); „Mainsagen“ (1853); „Mythoterpe“ (Mythen- und Legendenbuch, mit Friedr. Daumer und A. George herausgegeben, 1858); „Unter den Reben“ (Lieder und erzählende Gedichte, 1872). Ferner Fachwissenschaftliches: „Anmerkungen zu Simrocks geschichtlichen deutschen Sagen“, „Quellenangaben und Anmerkungen zu Simrocks und A. Kaufmanns Mainsagen“, „Cäsarius von Heisterbach“ u. a. m.

A. Kaufmann gehört mit Wolfgang Müller, Simrock, Grieben u. a. zu jenen sangesfrohen Poeten des Rheinlandes, in deren Gedichten sich der romantische Reiz und der tiefsinnige Sagenreichtum ihrer Heimat wiederspiegelt. Seine Muse ist vorwiegend heiter, keck, lebenslustig; doch daß diesen gern fröhlich lachenden Sänger auch die tieferen Akkorde sanfter Wemut und inniger Gemütlichkeit nicht fehlen, beweist gleich das erste Gedicht: „Der Freund“.

Der Freund.

Mir ist, als käm' der Lenz,
Der treue Freund, gegangen,
Dem seit so langer Zeit
Ich nicht im Arm gehangen;
Ich hab' so manches ihm
Zu sagen und zu klagen,
Was sich des Trüben viel
Zutrug in diesen Tagen.

Ich hab' ihm Freundestod
Und Landesnot zu künden,
Er aber winkt mir still
Zu den erwachten Gründen:
Da blühen Blumen auf,
Da funkeln lichte Quellen,
In jeder Birke sieht
Man frische Keime schwellen.

Die Vögel singen hell,
Die fröhlichen Genossen,
Tiefblaue warme Luft
Hat rings das Land umflossen!
Da hab ich' selig still
Bei meinem Freund gesessen,
Bis ich an seiner Brust
Mein ganzes Leid vergessen!

Gnome.

Ein rascher Tanz in schöner Nacht,
Der hat mich immer froh gemacht;
Doch wollte der Tanz nicht enden,
Verdrossen mußt' ich mich wenden.

Ein warmer Kuß in weicher Nacht
Hat überglücklich mich gemacht;
Doch währte das Küssen zu lange,
Ward selbst vor Küssen mir bange.

Ein tüchtiger gesunder Scherz
Erfrischt die Seel', erquickt das Herz;
Doch kommen der Scherze zu viele,
Schleich' ich mich fort vom Spiele.

Es bleibt ein ewig wahrer Spruch,
Man singt es oft, doch nie genug,
Was schon gesungen die Alten:
Nur Maß, nur Maß gehalten!

Die Blume im Walde.

Im fernen tiefen Forst,
Wo nur Gräser wachsen
Und Farrenkraut,
Blüht oft ein prächtiges,
Lieblich duftendes Waldeskind;

Und die grauen Gesellen,
Eichen und Buchen,
Staunen darob
Und möchten in sich trinken
Den süßen Duft
Und können sich nicht satt sehn
An der jungen Schönheit.

Und ich sollt' unbewegt
An Dir vorübergehn,
Die gleich der Wunderblume
Plötzlich mir aufging
In meiner Öde,
Als rings nur auf Gräser
Und feuchte Kräuter
Die matten, mürrischen
Blicke sanken?

Tiefe Kunde
Bergen alte Märchen,
Daß zu verborg'nen
Goldnen Schätzen
Nur eine Blume
Den Zugang öffne!

Verrat.

Die Wasserlilie kichert leis':
„Ich muß euch ein Ding verraten,
Ich muß euch verraten, was gestern nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter- und Basenschaft
Den Strom hinuntergeglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl gesehn
Tief her aus dem lauschigen Grunde".

Gottfried Keller.

Als Sohn eines Drechslermeisters, der schon 1824 starb, wurde G. Keller am 19. Juli 1819 zu Glattfelden bei Zürich geboren, besuchte zuerst die Armenschule, dann das Landknabeninstitut und die Industrieschule. Er wollte Maler werden, doch blieben seine Lernversuche bei zwei Meistern, besser wohl Lehrherren, deren einer wohl nicht viel zu lehren wußte, während der andere geisteskrank war, verfehlte. Als zwanzigjähriger Jüngling ging Keller mit seinen sehr beschränkten Mitteln nach München, wo er bis 1842 blieb, ohne irgend nennenswertes erreicht zu haben. In die Heimat zurückgekehrt, hatte er plötzlich seine dichterische Ader entdeckt. Follen verhalf seinen ersten Sachen im „Deutschen Taschenbuch" für 1845 zum Abdruck. Nachdem Keller an der Universität Zürich philosophische Kollegien gehört, ging er, mit einem Reisestipendium des dortigen Senats versehen, 1848 nach Heidelberg und 1850 nach Berlin zum weiteren Studium. Hier vollendete er seinen bereits in Zürich begonnenen, bei seinem Erscheinen großes Aufsehen machenden Roman (s. u.) und schrieb auch seine Schweizer Novellen (desgl.). Seit 1855 wieder in der Heimat lebend, bekleidete er seit 1861 die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich und war Mitglied des Großen Rates, doch trat der Dichter im Juli 1876 von seinen amtlichen Stellungen zurück.

„Gedichte" (1846), „Neuere Gedichte" (1861), „Der grüne Heinrich" (Roman, 1854), „Die Leute von Seldwyla" (Erzählungen, 1856), „Sieben Legenden" (1872), „Züricher Novellen" (zuerst mitgeteilt in der „Deutschen Rundschau" von 1876 und 77, endlich „Das Sinngedicht" (1882).

Gottfried Keller ist auf dem Gebiete der Novellistik sicher eine der bedeutendsten Erscheinungen aus neuerer Zeit — er brauchte nichts, als nur die klassische Novelle: „Romeo und Julie auf dem Dorfe" (zuerst in den „Leuten von Seldwyla", dann auch einzeln erschienen) geschrieben zu haben, um diesen Anspruch schon voll erheben zu können und wenn er im Lyrischen nicht gleich hervorragend, so muß man ihm doch auch darin wenigstens einige bemerkenswerte Seiten zugestehen. In seiner ersten Sammlung von Gedichten stehen besonders mehrere sehr schöne Trinklieder; das, was wir hier mitzuteilen hatten, hält sich meist im Bereich des Naturbildes und Gleichnisses.

Aus dem Leben.

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinn mir Dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohlgethan!
Aufs neu' hab' ich das Haupt bekränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Es rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich schau' hinauf zum blauen Dome
Und such' kein besseres Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß:
Ich weiß, wie sehr das Herz auch glühet,
Daß ich, wie du, vergehen muß.

Seid mir gegrüßt, ihr holden Rosen,
In eures Daseins flücht'gem Glück!
Ich wende mich vom Schrankenlosen
Zu eurer Anmut froh zurück!

Zu glüh'n, zu blüh'n und ganz zu leben,
Das lehret euer Duft und Schein
Und willig dann sich hinzugeben
Dem ew'gen Nimmerwiedersein!

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone
Steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune
Mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rand fing eine junge
Eiche an, sich sacht zu wiegen
Und dann ging es immer weiter
An ein Sausen, an ein Biegen,

Kam es her in mächt'gem Zuge,
Schwoll es an zu breiten Wogen —
Hoch sich durch die Wipfel wälzend
Kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich
In den Kronen, in den Lüften
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es
Unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche
Gellend ihren Schaft alleine;
Donnernder erscholl nur immer
Drauf der Chor vom ganzen Haine.

Einer wilden Meeresbrandung
Hat das schöne Spiel geglichen;
Alles Laub war, weißlich schimmernd,
Starr nach Süden hin gestrichen.

Also streicht die alte Geige
Pan, der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder
In der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er
Unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen,
Die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen
Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen
Sie die Melodien trinken.

Erkenntnis.

Willst Du, o Herz, ein heitres Ziel erreichen,
Mußt Du in eigner Angel schwebend ruh'n;
Ein Thor versucht zu gehn in fremden Schuh'n,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen!

Thu' frei und offen, was Du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur Deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den anderen entgegen;
Kannst Du Dich selbst nur fest zusamenfassen,
So hängt an Deine Schritte sich der Segen.

Ein toter König.

Was ist das für ein Schrei'n und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern von der Hufe Klang,
Zwölf Rosse keuchen an dem straffen Strang
Und Fuhrmannsflüche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen!
Dem toten Waldeskönig gilt der Drang;
Da schleppen sie, wohl dreißig Ellen lang,
Die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen!

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
Denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum —
Verwundert drängt der Pöbel sich heran;

Er weidet sich an der gebroch'nen Kraft —
Da liegt entkrönt der sturmgefeite Baum,
Aus seinen Wunden quillt der frische Saft.



Justinus Kerner.

Geboren am 18. September 1786 zu Ludwigsburg sollte Justinus Andreas Christian Kerner nach dem frühen Tode des Vaters anfangs Handwerker, dann Kaufmann werden, bereitete aber mit eisernem Fleiße sich selbst auf eine Hochschule vor und wanderte 1804 nach Tübingen, wo er sich dem Studium der Medizin widmete. 1801 Doktor geworden, besuchte er Hamburg, Berlin, Dresden, Leipzig, Wien und begann, in die Heimat zurückgekehrt, seine ärztliche Praxis in Dürrmenz und in Wildbad. 1812 siedelte er nach Welzheim über, 1815 wurde er zum Oberamtsarzt in Gaildorf befördert und Ende 1818 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg versetzt, das durch ihn und einen ausgebreiteten Freundeskreis erst einen größereren Ruf erhielt. Man denke an sein Gedicht: „Die Weiber von Weinsberg". Kerner fand die Muße, stets Arzt und Poet zu gleicher Zeit zu sein und zu bleiben. Er spielte in Weinsberg, im eigenen Hause, eine ähnliche Rolle wie Rückert in Neuseß. Manch gekröntes oder fürstliches Haupt, unzählige Dichter und Freunde der Dichtkunst besuchten ihn, seine treue Gattin Friederike Ehmann und sein patriotisches Heim. Dem amtlichen Berufe stand der unermüdliche, freilich auch sehr eigenartige Mann mit Gewissenhaftigkeit und Aufopferung vor, bis er wegen fast gänzlicher Erblindung 1851 in den Ruhestand trat. Im April 1854 verlor er seine Frau und von seinen Töchtern gepflegt, starb er zu Weinsberg in der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1862.

Werke: „Reiseschatten. Vom Schattenspieler Luchs" (1818), „Poetischer Almanach" (mit Uhland, Schwab u. A. 1812). „Deutscher Dichterwald" (desgl. 1843), „Das Wildbad im Königreich Württemberg" (1819), „Das Fettgift" (1822 — J. Kerner machte zuerst auf dies Gift aufmerksam), „Geschichte zweier Somnambulen" (1824), „Die Seherin von Prevorst" (1830), „Blätter aus Prevorst" (mit Eschenmayer, 1831), „Geschichten Besessener" (1834), „Magikon" (2 Jahrgänge, 1840—41). Selbständig erschienen Kerners „Gedichte" zuerst 1826, dann „Dichtungen" in vollständiger neuer Auswahl (2 Bde.) 1834, sowie die „Lyrischen Gedichte", 1848, 1854 u. s. w. Es folgten noch: „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (Erinnerungen an die Jahre 1786—1804, 1849), „Der letzte Blütenstrauß" (1852) und „Winterblüten" (1859), mit denen wir es hier zu thun haben.

Kerners eigentümliche Stellung zu der Frage nach den Kräften des Magnetismus, dem Somnambulismus u. s. w., wollen wir hier nicht weiter berühren, seine Stellung im Bereich der Poesie (als Mitbegründer der schwäbischen Dichterschule) ist allen unseren Lesern bekannt. Über seine letzte poetische Gabe hat er sich selber mit rührender Wahrheit also ausgesprochen:

Wenn ein Baum, ein morscher, alter,
Plötzlich wieder blüht auf's neu',
Ist's ein Zeichen, daß nun bald er
Tot und reif zum Fällen sei.

So auch hat sich ein Erblühen
In mir Alten angefacht,
Ach, nur eines Herbsts Erglühen
Vor des Winters langer Nacht!

Was aufs neu' ich hier gesungen,
Fühl' ich, hat kein Lenz erzeugt;
Meine Saiten sind gesprungen
Und mein Tag hat sich geneigt.



An ihre Hand im Alter.

O, wär' ich Alter noch im Stand'
Ein junges Lied zu heben an,
Wie säng' ich euch von ihrer Hand,
Und was die Liebes hat gethan!

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geschrieben hat ein Buch sie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat sie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die späte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, sie hat gestrickt,
Daß sie die Arbeit machte rot;
Oft hat ein Wandrer sie gedrückt,
Dem vollauf Speis' und Trank sie bot.

Noch fühl' ich ihren ersten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund',
Wie mächtig mit magnet'schem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir auf's Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt.

Mein Mund küßt sie mit Jugendglut,
Aus blindem Auge fällt auf sie
Oft meiner Thränen heiße Flut . . .
Ist diese Hand nicht Poesie?

Liebesplage.

Daß Liebe paaret sich mit Pein,
Hab ich den Himmel oft geklagt,
Geklagt, daß meine Lieb' Dich plagt
Und möchte Dir nur Liebe sein;

Dich plagt, wenn ich um Mitternacht,
Wenn Du mich glaubst in Schlafes Ruh,
Leis Deinem Atmen höre zu,
Ob Du noch lebst, zu haben acht;

Dich plagt, wenn mir getrübet scheint
Dein Auge sonst so mondenhell
Und ich angstvoll Dich frage schnell:
Bist krank Du oder hast geweint?

Dich plagt, wenn ich, im Innern trüb,
Vermein', mich lieb' kein Menschenkind
Und dann Dir ruf': O sag' geschwind,
Mein Lieb, hast Du mich denn noch lieb?

O sage nicht: Das sei geplagt!
Sag': Liebe nur hat das gethan
Und daß er es nicht ändern kann,
Hat er mir selbst im Lied geklagt.

Theobald Kerner.

Sohn von Justinus Kerner, geboren am 14. Juni 1817 in Weinsberg, lebt als Arzt mit dem Titel Hofrat ebendaselbst. — „Gedichte" (1845 und 1852), „Natur und Frieden" (1860), „Tragische Erlebnisse" (1864). — Die beschauliche Dichternatur Justinus Kerners ist auf seinen Sohn fortgeerbt. Man wird die folgenden Poesien mit innerlichem Vergnügen lesen, als Manifestationen einer vom Herzen kommenden wahr und tief gefühlten Naturandacht. Solche und ähnliche Gedichte können nur wir Deutsche machen.

Naturliebe.

Willst Du Dich herzlich freu'n an der Natur,
Dann schau sie an mit klaren Kindesaugen,
Die Bücherweisheit laß zu Hause nur!

Bei Pflanzen denke ans Herbarium nicht,
Den Käfer lasse frei vorüberziehen,
Rüst' nicht die Nadel, die ans Brett ihn sticht.

Tritt nicht in die Natur hinaus als Feind,
Sie sei Dir nicht ein Buch nur zum Studieren;
Gib acht, wie anders sie Dir dann erscheint.

Dann träumst Du selig von der Kinderzeit
Bei Gras und Blumen; bei der Bäume Rauschen
Fühlt sich Dein Herz von aller Sorg' befreit.

Du fragst nicht: Ist von Süd, von Ost der Wind?
Spürst nicht gelehrt nach Namen und nach Klassen,
Freust Dich der Blumen, weil sie Blumen sind.

Der Vogel auf dem Zweig ist Dir bekannt;
Kannst Du auch nicht die Spezies benennen,
Er ist Dir lieb durch Stimme und Gewand.

Du schaust entzückt die Sterne in der Nacht,
Doch ob's Orion, Jakobsstab, ob Wagen,
Darauf hast Du vor lauter Freud' nicht acht!

Im Winter.

Das letzte Blatt entfällt dem Baum,
Der Schnee liegt öd' entlang die Flur —
O könnt' ich doch belauschen jetzt
Den Traum der schlafenden Natur!

Was mag der alten Eiche Traum,
Was der der schlanken Rebe sein?
Bringt er zurück vergang'ne Zeit?
Schließt er ein Hoffen, Ahnen ein?

Und das Erwachen, ist es Lust?
Wie? Oder schafft es Qualen nur?
O könnt' ich lauschen doch einmal
Dem Traum der schlafenden Natur!

Christnacht.

Weihnachtsabend ist vorüber,
Alle Kerzen sind erloschen
Und die Kinder nun zu Bette:
Jetzt, o Christkind, komm, o komme!
Trage wieder schnell die armen
Christtagsbäumchen in den Wald!

Standen sie im Glanz der Lichter
Nicht, wie nur durch Thränen lächelnd?
In den Wald, den stillen, trauten,
Zu den Füßen ihrer Mütter,
Zu den alten hohen Tannen
Stell' ans alte Plätzchen sie!

Christkind, Christkind, komm, o komme!
Horch, der Wind rauscht an das Fenster,
Ach, mir ist, er bring' die Klage
Aus dem fernen Tannenwalde:
„Wehe, die Natur muß leiden,
Wenn der Mensch sich Freude macht!“

Gottfried Kinkel.

Geboren am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studierte Johann Gottfried Kinkel, der Sohn eines strenggläubigen evangelischen Pfarrers, von 1831—35 in genannter Stadt, sowie in Berlin Theologie und Philologie, machte 1836 sein Lizentiatenexamen und habilitierte sich 1837 in Bonn als Privatdozent der Theologie, besonders für Kirchengeschichte, doch begann er nach Reisen im Süden auch Vorlesungen über allgemeine Kulturgeschichte zu halten und trat in vielerlei Beziehungen zu den rheinischen Dichtern, sich selbst endlich poetischen Arbeiten mit Liebe hingebend. 1839 lernte er Johanna Matthieux, geb. Mockel, kennen, die nach Trennung ihrer Ehe 1840 sein Weib wurde. 1840 war Kinkel auch Religionslehrer am Gymnasium zu Bonn und Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln geworden; so entstanden seine „Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bilderreden Christi; nebst Anhang einiger Festpredigten" (1842). Bald nach seiner Verheiratung aber brach Kinkel mit der Theologie, trat 1844 zur philosophischen Fakultät über, veröffentlichte 1845 die erste Lieferung einer „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", enthaltend „Die altchristliche Kunst" und wurde 1846 zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt. Allbekannt ist dann seine leidenschaftliche Beteiligung an der Revolution von 1848, dem Siegburger Zeughaussturm, dem Badischen Aufstand u. s. w. geworden. Den zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten, in Naugard und Spandau Internierten, befreite im November 1850 der Student (nunmehrige amerikanische Senator und Exminister des Inneren) Karl Schurz, der ihn durch Mecklenburg nach England führte und in Sicherheit brachte. Nach einer Reise durch die Vereinigten Staaten ließ sich Kinkel in London nieder, wurde 1855 Professor der deutschen Sprache und Litteratur am Hyde-Park, später am Betford-College, sowie 1863 königl. Examinator für die Londoner Universität und 1865 für Woolwich und andere Regierungsanstalten. Am 15. November 1858 hatte Kinkel seine treue, wohlverwandte Lebensgefährtin und Schicksalsgenossin durch einen (unfreiwilligen oder freiwilligen?) Sturz aus dem Fenster verloren. In den Jahren 1865 und 1866 hielt er vor Deutschen in Paris öffentliche Vorträge über Kunstgeschichte und nahm dann im Oktober des letzteren Jahres einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum zu Zürich an, wo er jetzt noch wirkt.

„Gedichte" (1843); „König Lothar von Lothringen" (Trauerspiel); „Otto der Schütz" (Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern, 1846); Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel" (1849); „Nimrod" (Trauerspiel, 1857); „Gedichte" (Zweite Sammlung, 1868); „Der Schmied von Antwerpen" (Dichtung in 7 Historien, 1872). Außerdem verschiedene (theologische, politische, kunstwissenschaftliche ꝛc.) Broschüren, eine Sammlung von Aufsätzen: „Mosaik zur Kunstgeschichte" u. s. w.

Kinkels lyrische Gedichte sind nichts weniger als — wie man doch denken möchte — ein Spiegel auch seines so bewegten politischen Lebens. Abgesehen von nur einzelnen unbedeutenderen Nummern, die ihn uns nicht unter die prononzierten Freiheitssänger und politischen Lyriker seiner Zeit rechnen lassen, sind seine Gedichte vorwiegend gefühl- und gemütsvolle Darstellungen des Inneren, des Liebes- und häuslichen Lebens, einfach schön, innig und voll Anmut, auch voll schelmischer Züge, wie z. B. das reizende „Hausrecht": „Selig nenn ich den Mann, der sich den Herd gebaut" (vor 1850 entstanden). Daß „Otto der

Schütz" eine der beliebtesten und lieblichsten lyrisch-epischen Dichtungen der Epoche gewesen, ist allbekannt; ebenso haben die „Erzählungen" (sowohl von ihm, als von ihr) ihre großen Vorzüge und eigene Schönheiten. Jetzt ist dieser Poetenmund aber so ziemlich verstummt; das von uns mitgeteilte schalkhaft-graziöse „Blatt aus der Kirchengeschichte" dürfte letztere Thatsache wieder lebhaft genug bedauern lassen.

Ein Blatt aus der Kirchengeschichte.

(In den Ruinen des Bischofspalastes zu Lamphey in Wales.)

Das Salz ward dumm, die Zucht ward schlaff —
In diesem Fensterchen saß
Vor alters manch ein fröhlicher Pfaff',
Auf dem Tische daneben das volle Glas,
Das fleißig zu leeren er auch nicht vergaß.

Der Sitz ist doppelt; genüber sich
Ein hübsches Äbtißchen im Fensterchen saß;
Sie rührten beinah zusammen die Knie
Und eng im Fensterchen saßen sie.

So nach dem Essen, beim Vesperklang
Im engen Fensterchen saßen sie
Und lauschten der Amsel Abendgesang
Und des Bächleins Flüstern die Wiesen entlang.

Heimkamen zum Stall in der Dämmerung
Die Böckchen und Lämmchen die Wiesen entlang;
Die Rehe schlüpften vom Wald im Sprung
Und schäkerten lustig, alt und jung.

Und die beiden sahen die Tierchen gehn,
Sie dachten, so machens alt und jung;
Der Mond ging auf — und was da geschehn,
Das haben die Rehlein allein gesehn.

Derweil die beiden sich so gefreut,
Eine Zeit kam, wie man noch keine gesehn,
Es war eine Zeit voll Sturmgeläut
Und der Same ging auf, den der Luther gestreut.

Bei uns die Pfaffen kamen zu Fall;
Doch in England trifft man gescheidtere Leut',
Die Bischöfe schlugen gewandt den Ball
Und thaten dem König den Willen all.

So behielten sie Land und Kirch' und Palast
Und thaten dem König den Willen all;
Die Äbtissin warf ab der Gelübde Last
Und empfing nun als Hausfrau selber den Gast.

Und sitzen sie abends im Fensterlein,
Mit manchem frohen Konfrater als Gast,
Kein Rehlein springt mehr in die Wiesen hinein,
Denn da tanzen und halten die Kinderchen klein
Sich bei den Händchen gefaßt.

Hermann Kletke.

Ein schlesischer Landmann und Poet, geboren am 14. März 1813 in Breslau, welcher ebendort die Universität besuchte und früh schon (seit den 17. Jahre) Gedichte und Erzählungen in heimischen Blättern veröffentlichte. 1837 ging er nach Wien und in demselben Jahre noch nach Berlin, wo er bis heute wohnen geblieben. Er hatte für Leipziger, Wiener und Berliner Journale bereits mancherlei geschrieben, als Rellstab ihm eine feste Mitarbeiterschaft an der „Vossischen Zeitung" auswirkte. 1849 wurde er Mitredakteur, 1867 (nach Schindlers Tode) Oberleiter derselben, welche Stellung er am 1. Juli 1881 niedergelegt hat, um wegen zugenommenen Alters nur noch die Redaktion der wissenschaftlichen Sonntagsbeilage jenes Blattes beizubehalten. In weiten Kreisen, nicht bloß in den kollegialen, sind Kletke's Bestrebungen und Verdienste um den journalistischen und schriftstellerischen Stand als Präsident des Vereins „Berliner Presse", wie des „deutschen Journalistentages" bekannt und gewürdigt.

„Gedichte" 1836 und 1852, „Lied und Spruch" (Neue Gedichte, 1853) und „Gedichte", vermehrte Gesamtausgabe (1873). Außerdem Kinderlieder bekannten Volksmelodien untergelegt; Deutsche Kindermärchen in Reime gebracht; Christliche Blumenlese aus deutschen Dichtern; Deutscher Liederschatz in alten und neuen Liedern; Deutsche Fabeln des 18. und 19. Jahrhunderts; Märchensaal aller Völker; Album deutscher Dichter (zuerst 1843, 11. Aufl. 1882); Deutschlands Dichterinnen; Das Buch vom Rübezahl; Das Altertum in seinen Hauptmomenten dargestellt; Märchen meiner Großmutter; Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen, Balladen; Deutsche Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts in Biographien und Proben; Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen von Goethe bis zur Gegenwart; Buch der Betrachtung; Friedrich der Große, ein Fürstenbild im Spiegel deutscher Dichtung; Ein Märchenbuch; Ein neues Märchenbuch; Märchenbuch am Kamin u. dgl. m.

Dich halt' ich nicht.

Ueber die Wiese kommst Du gesprungen,
Freude, leichtes flatterndes Kind!
Alle Blumen sind leis' erklungen,
Die Du berührst, o Sausewind
Und an den zitternden Grasesspitzen
Demantfunkelnde Äuglein blitzen.
Halt, an dem Flügel ergreif' ich Dich —
Nun blicke Du an recht fröhlich mich! . . .
Nein, Nein! Ich fühl' es, Dich halt' ich nicht!

Du bist wie ein Traum aus Duft und Licht,
Dich hat der goldene Morgen geboren,
Dich drückt zu schwer des Tages Gewicht, —
Wie rasch gekommen, so rasch verloren!
Schon an dem Walde hin seh' ich Dich fliegen —
Willst Du auf säuselndem Blatt Dich wiegen?
Nein, mit glänzenden Flügelschlägen
Willst Du Dich hoch und höher tragen —
O wie schwebst Du mit leichten Füßen,
Dort eine schimmernde Wolke zu grüßen!

Glückes Gunst.

Wer mit dem Glücke sitzet zu Tisch,
Nicht berausch' ihn schäumend der Wein;
O nicht träum' er, verschwenderisch,
Ewig ein lieber Genoß zu sein!

Von dem trunkenen Gaste schleicht
Als ein treuloses Weib das Glück;
Rasch der funkelnde Wein erbleicht —
Und die Flasche ließ nichts zurück!

Aus dem Becher, dem leeren, steigt
Sorg' und Reue mit fahlem Schein;
Wenn zum Schlummer sein Haupt sich neigt,
Summen ihr Lied sie grausig drein.

Im Herbst.

O, nennt den Frühling schöner nicht,
Als diese herbstlich milden Tage!
Sie spiegeln im verklärten Licht
Der goldnen Jugend heitre Sage.

Besänftigt ruht die Leidenschaft
Und, was verträumt schien und verloren,
Das hat der Seele stille Kraft
Zum innern Leben neu geboren.

Endlich.

Kam nicht der Abend? So kommt auch die Nacht!
Ja, jedes Leben findet den Schluß!
Jedweder Becher leert sich! Es muß
Endlich das Aug' entschlummern, das wacht!

Wühlt doch kein Sturm ruhlos in den Fluten,
Muß doch die tiefste Wunde verbluten —
O, auch das Elend zählt nach Minuten!

Der alte Park.

Hör' ich es nicht im Laube flüstern,
Stimmen, zitternd im süßen Leid?
Durch die Gänge, die schattig düstern,
Wandelt ein Traum der alten Zeit.

Von den Lippen der Liebe bebt es,
Schwüre tauschen sich zärtlich aus
Und das pochende Herz, wie strebt es
Heiß der zögernden Zeit voraus!

Doch die säumigen Stunden fliegen
Mit dem pochenden Herzensschlag,
Bis sie in trüber Ferne liegen —
Treulos war der wonnigste Tag!

Ach, ein halbes Jahrhundert kam ich
Hier der jubelnden Lust zu spät;
Nur verklungenes Glück vernahm ich,
Lang' vergessen, verrauscht, verweht!

Dort zum Thore führen die Stufen,
Die nur selten ein Fuß betritt;
Keine Stimmen der Liebe rufen,
Nicht ein sehnsuchthastiger Schritt.

Und die zerbrochenen Säulen sprechen
Stumm der flüchtigen Jahre Wort:
„Alles Irdische muß zerbrechen,
Auch das Liebste tragen wir fort."

Doch fernher — in die dunklen Massen,
Wie versunken im Witwenleid,
Gramdurchschauert und glückverlassen —
Lächelt sonnig die junge Zeit!

Das sprechende Bild.

Du Malervolk, Ihr alle, kunstbehende,
Schaut her, schaut her!
Seht, wie ich hier mein Bildchen rasch vollende —
Was wollt Ihr mehr!

Gleich aus dem Rahmen fertig lacht das Köpfchen,
So lieb und gut!
Ich meine doch, es gab mein Farbentöpfchen
Ihm Fleisch und Blut.

Sprecht nur ganz frei: Helldunkel, Zeichnung, Farben
Und der Kontur —
Ich hoffe nicht, daß sie mein Werk verdarben —
Es ist *Natur*!

Fürwahr und sollt' es keinem auch gefallen,
Was kümmerts mich!
Es ist *mein Kind*, nur stolzer sag' ichs allen:
Ich lieb' es, *ich*!

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden;
Hier hofft sie, gegen Frost und Wind
Ein freundlich Obdach einst zu finden.

Doch eine Herbstnacht war genug,
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfosten zu zerstören.

Nun irrt sie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erschöpft, im wüsten Wetter
Und sammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

Ernst Koch.

Geboren am 3. Juni 1808 zu Singlis im Niederhessischen, studierte in Marburg und Göttingen die Rechte, promovierte zum Doktor juris, war dann eine Zeitlang im Obergericht und im Ministerium zu Kassel als Referendar angestellt, verließ aber plötzlich sein Amt und führte nun ein abenteuerndes Leben in der Fremde, zog z. B. mit der Fremdenlegion nach Algier, focht unter den Hilfstruppen der Königin Christine gegen die Karlisten in Spanien, trat dort auch (in Barcelona, während einer Krankheit) zum Katholizismus über 2c. Endlich kehrte er in die Heimat zurück und erhielt schließlich, in Folge eigentümlicher Konnexionen, eine Professur am Athenäum zu Luxemburg. Hier starb er am 24. November 1858. — Werke: „Prinz Rosa-Stramin" (1834, zuerst unter dem Pseudonym Eduard Helmer erschienen), „Erzählungen" (1847), „Salon-Novellen" (1857), „Gedichte" (1859, nach seinem Tode herausgegeben). Desgleichen: „Drei Weihnachtsgeschichten von E. Koch, W. Lynker und C. Altmüller" (1859) und „Gesammelte Schriften", herausgegeben von C. Altmüller (1. Bd., 1873). Das Hauptwerk E. Kochs war das ebenso phantastische als phantasievolle, bei vielen Schwächen der ganzen Komposition doch an poetischen Einzelheiten reiche Caprizzio: „Prinz Rosa-Stramin". Der Verfasser desselben mußte als hochbegabter Mann gelten, der, wenn er nur wollte, rasch ein berühmter Dichter hätte werden können. Aber E. Koch blieb in der Folge doch ohne Bedeutung in der Litteratur, er vermochte nichts mehr von Belang hervorzubringen. Sein wildbewegtes Leben, seine Konversion hatte die Blüten dieses Geistes geknickt, bevor sie sich zu vollem Flor entfalten konnten. Auch die aus dem Nachlaß Kochs mitgeteilten, meist zur Verherrlichung des Katholizismus dienenden Gedichte sind im Ganzen ohne Schwung und Originalität, obgleich man hie und da, wie z. B. in der „Ferienweihe", allerdings noch den Eindruck einer ursprünglich großen poetischen Anlage empfängt.

Ferienweihe.

I.

Ich sitz' im Garten; die gold'nen Schleier
Des Morgens rauschen um mich her
Und alles prangt in stolzer Feier,
Als ob's ein heil'ger Sonntag wär'.

Nichts hör' ich hier vom Weltgetriebe
Und hinter Bäumen liegt die Stadt
Mit ihrem Haß und ihrer Liebe
Und allem, was sie Schönes hat;

Mit ihrem Verdruß und ihren Freuden,
Mit ihren Straßen grad' und krumm,
Mit ihren großen und kleinen Gebäuden —
Und vor allem mit dem Gymnasium.

Und hinter Bäumen liegt die Stube,
Die stille Zeugin meiner Geduld,
Der Wissenschaft Gold- und Silbergrube,
Mit dem tintenbefleckten Schreibepult,

Und mit den Prüfungs-Exerzitien
Und zumal mit den Büchern rings herum,
Den tiefgelehrten und den witz'gen
Und dem ganzen heiligen Klassikertum.

Dagegen blühen mir hier die Rosen
Und auf jeder strahlt ein Diamant;
Hier reifen die Pflaumen und Aprikosen
Und die Trauben an der Staketenwand.

Und ein Heer von Astern und Georginen
Und die Sonnenblumen, stolzen Wink's,
Sie grüßen mich mit gnäd'gen Mienen
Und die Schwalben pfeifen rechts und links.

Und die Lorbeern, mehr als wir Dichter haben,
Sie schießen aus braunen Kisten empor
Und ein freies Bienchen verließ die Waben
Und singt melodisch mir ums Ohr

Und erzählt mir alte Geschichten, die wußt' ich
Schon, als ich noch ein Knabe war —
Ich glaube, sie machten sich über mich lustig,
Die Blumen, die Schwalben und der Lorbeer gar!

Ach, freilich ist ja der ganze Garten
Eine große lebendige Poesie
Und ach, wo bleiben die Dichtungsarten
Bei der Biene summender Melodie!

Kurios! Ich hab' keine Schule heute:
Drum glaubt' ich, daß es Sonntag wär'
Und horch! Es bringen fernes Geläute
Die Morgenwinde zu mir her.

So läutet denn, ihr fernen Glocken,
Mir feierlich meine Ferien ein —
Dann will ich mit der Biene frohlocken
Und fröhlich und frei mit der Schwalbe sein.

II.

Die Biene lebt in engem Kreise,
Der Garten nur ist ihre Welt —
Die Schwalben, sie sausen moderner Weise,
Wie der Blitz, durch die Luft über Stadt und Feld.

Die Schwalbe badet in Wolkenlüften
Und verzehret die Mücken im Sonnenstrahl —
Die Biene badet in Rosendüften
Und schwelgt in ihrem ätherischen Mahl.

Verleb' ich die Ferien in Schwalbenweise?
Versumm' ich sie einsam in Bienenmanier?
Adieu, ihr Schwalben, und glückliche Reise!
Meine Welt ist der Garten, ich bleibe hier.

III.

Wohl denn, rief auf diese Begrüßung
Spottend die Schwalbe;
Herr Professor, Ihre Entschließung
Ist nur 'ne halbe.

Während Sie so mit der Biene summen,
Welken die Blüten
Und wenn Sie wieder in der Schule brummen,
Sind wir im Süden.

Während Sie zur Verzweiflung bringt das
Schneegewimmel,
Lacht mir — und wie anders klingt das! —
Blau der Himmel.

Und Ihr Bienchen, von dem Sie prahlen,
Seh' ich erstarren,
Während der Sonne warme Strahlen
Meiner harren.

Haben Sie Grüße nach Oestreich und Schwaben?
Und nach Algerien?
Bis die Gärten wieder Blüten haben,
Sind wir die Ihrigen!

Heinrich Kruse.

Geboren am 15. Dezember 1815 zu Stralsund als Sohn von Andreas Theodor Kruse, dem als noch lebenden „Altermann des Gewandhauses" dortselbst er noch 1873 die vierte Auflage seines Dramas: „Die Gräfin" widmen konnte, studierte Kruse von 1833—38 in Bonn und Berlin Philologie, lebte darauf einige Jahre im Auslande, namentlich in England als Hauslehrer, nahm 1844 eine Stelle als Gymnasiallehrer in Minden an, gab dieselbe aber 1847 auf, um sich der Journalistik zu widmen. Er trat in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" ein, war 1848 und 49 Nachfolger von Gervinus an der „Deutschen Zeitung" in Frankfurt a. M. und gehörte seitdem wieder der „Kölnischen Zeitung" an, die er seit 1855 als Chefredakteur leitete und an der er ganz wesentlich beteiligt geblieben, auch nachdem er im September 1872 nach Berlin übergesiedelt ist.

Kruse's poetisches Schaffen ist ein verhältnismäßig spät begonnenes, desto reiferes aber und schön gezeitigtes vom Anfang an. Einem Lustspiel: „Der Wettlauf" (1854) folgte das Trauerspiel: „Die Gräfin", welches von der Kommission des deutschen Schillerpreises neben Geibel's „Sophonisbe" ausgezeichnet wurde (1868) und diesem berühmt gewordenen Erstlingswerke schlossen sich an: „Wullenwever" (1870), „König Erich" (1871), „Moritz von Sachsen" (1872), „Brutus" (1875), „Marino Faliero" (1876), „Das Mädchen von Byzanz" (1877), „Rosamunde" (1878), „Der Verbannte" (1880), „Raven Barnekow" (1881), endlich „Witzlav von Rügen" (1882). Außer der vielaufgeführten „Gräfin" haben all diese großen Dramen eines echten historischen Stils, minder vielleicht von zündender theatralischer, doch von gediegenster poetischer Technik, zwar wenig Bühnenerlebnisse zu erzählen, sie haben aber in durchgängig mehrfach aufgelegten Buchausgaben um so mehr Glück bei dem Lesepublikum und zwar in dessen gebildetsten, geistig maßgebendsten Kreisen gemacht.

Ist die dramatische Produktion unbestrittenermaßen der eigentliche Ruhm Heinrich Kruses, so sind doch noch andere Bethätigungen seiner gehaltvollen und originellen dichterischen Individualität, die gleichfalls berechtigten Anspruch auf unsere Beachtung haben, vorhanden, so die humor- und poesiereichen „Seegeschichten" und verschiedene (gereimte und ungereimte, auch plattdeutsche) Humoresken (in Zeitschriften, z. B. im „Schalk" u. s. w.). Bisher am seltensten noch zeigte Heinrich Kruse sich als Lyriker; es existiert keine Sammlung seiner Gedichte, ja die Mehrzahl derselben war bisher nur handschriftlich zu erlangen, so die von uns mitgeteilte „Antike". „Die Siegesgöttin" (aus der „Kölnischen Zeitung") feiert die am 21. Dezember 1875 bei den Ausgrabungen in Olympia geglückte Wiederauffindung der „Nike des Paionios".

Die Siegesgöttin in Olympia.

Holde Göttin, die mit leichten Zehen
Auf der ruhelosen Kugel schwebt,
Tausend Kämpfe hast Du hier gesehen —
Wenn der Wagenlenker vorwärts strebt,

Wenn die Rosse schnauben, Rufe schallen
Und die wildgeschwungnen Peitschen knallen,
Wenn der Glücklichste zum Ziele fliegt
Und der Beste unterliegt!

Doch die Sonne bleibt im ew'gen Laufe
Und der Ufersand steigt nach und nach,
Hüllt die Säulen ein, gelangt zum Knaufe
Und verschüttet Giebelfeld und Dach.
Phidias, wo ist Dein Zeus geblieben?
Pindar's Hymnen sind umsonst geschrieben,
Wenn die Sieger, die er pries, nicht mehr
Stehn in Marmor um uns her.

Lange hielt uns Barbarei umnachtet
Und die Kunst sank in Vergessenheit,
Die den schönen Leib allein betrachtet,
Nicht entstellt durch Hülle oder Kleid.
Was sein Aug' entzückt, des Ringers Glieder,
Schlank und kräftig, gab der Künstler wieder.
Sagt, was war die Kunst der Griechen? Nur
Eine schönere Natur.

Klar und heiter war sie, wie der Himmel!
Auch der Götterdienst war Tanz und Lust
Und der Altis lautes Festgewimmel
War ein Freudenruf aus voller Brust.
Heute schweigt die Flur. Wie eine Sage
Ist Olympia verklung'ner Tage;
Doch der Vorzeit Zeugen, still und groß,
Deckt noch rings der Erde Schoß.

Grabt denn weiter! Grabt in alle Tiefen!
Phidias! Paionios! Glückauf!
Eure Werke, die so lange schliefen,
Wachen nun zu neuem Leben auf.

Seht doch, Nike, die die Sieger kränzte,
Steht schon wieder, wie sie ehmals glänzte
Und der deutschen Tugend „Müh' und Fleiß"
Reicht sie lächelnd ihren Preis.

Die Antike.

Wo bin ich? Im Olymp? In aller Götter Kreise?
Und geh' ich auf des Himmels Dach?
Auf welcher Wolke macht' ich denn die Reise?
In Traum und Schwindel sinn' ich nach.
Wer öffnete die ehrnen Doppelthore?
War sie's, des Himmels leichtbeschwingte Hore?

Der Ruf verbraust und die Rotunde schweiget.
Dir nah' ich strauchelnd, kniee schon,
Wirf nicht auf mich den Blick, vor dem die Welt sich neiget,
Von Deinem Throne, Kronos Sohn!
Von Donnerwolken ist Dein Haupt umwittert,
Mit denen die Titanen Du zersplittert.

Wen soll zuerst ich, wen zuletzt verehren?
Dich, keusche Jägerin? O halt' ihn an,
Halt' an den Pfeil, womit Du zu verwehren
Den Menschen pflegst, sich Göttern anzunahn!
Dich, hauptentsprung'ne Tochter mit der Lanze?
Mein irdisch Aug' erlischt in all dem Glanze.

Wie still und groß, Du Königin der Himmel,
Im Lilienarm den gold'nen Stab,
Siehst Du in der Unsterblichen Gewimmel,
Wie von des Idas Höh'n herab!
Hast Du gesiegt? Ist Priams Stadt gefallen?
Bist Du geehrt nun vor den Göttern allen?

Ein zarter Jüngling, träumerisch und trunken,
Steht lässig und vergießt den edlen Most —
Fast ist die Schaale seiner Hand entsunken —
Indes sein Zug begeistert weiter tost.
Siegreich ist bis zum Indus er gedrungen:
Begeisterung hat stets die Welt bezwungen!

In sich gebeugt zagt Anadyomene,
In ihren Locken flimmt noch Schaum,
Noch bebet sie im frischen Hauch, der schöne
Schneebusen wallt: ich atme kaum.
Es schwillt ihr Leib zum seligen Umfangen;
Ihr Götterblick straft jegliches Verlangen.

Dich kenn' ich schon mit Deinem Lorbeerkranze!
So standest Du, Apoll, vor mir
In heilgen Nächten oft, umflossen rings vom Glanze;
Ich sang erhellt, entzückt von Dir.
Du Gott des Lichts, erfülle mich mit Klarheit!
Die Du verkündigtest, laß künden mich, die Wahrheit!

Nur noch Ein Blick! Ihr göttlichen Gestalten,
Senkt Euch in meine Seele tief und fest;
Wenn rings um mich Not und Gemeinheit schalten,
Daß dann von einer Welt mich's träumen läßt,
Wo frei, wie Ihr, von jedem Falsch und Fehle —
Zu hoch! — Verstumme, staubgeborne Seele!

Gustav Kühne.

Geboren am 27. Dezember 1806 in Magdeburg, studierte Ferdinand Gustav Kühne, der spätere Mitbegründer und jetzt neben Laube allein noch übrige Repräsentant des „Jungen Deutschland", in Berlin, wo er auch das Joachimsthalsche Gymnasium absolviert hatte, seit 1826 Philosophie und schöne Wissenschaften, promovierte ebenda und siedelte 1835 zur Übernahme der Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" nach Leipzig über. Er leitete dieselbe bis 1842. 1846 erwarb er von A. Lewald die Wochenschrift „Europa" und leitete nun diese unter ihm zu neuer Bedeutung gelangende Wochenschrift eine ganze Reihe von Jahren hindurch bis 1859. Seit 1856 wohnt Kühne in Dresden, sowie im Sommer auf seiner Villa in Hosterwitz bei Pillnitz. — Werke: Die drei als mustergültig in ihrer Art anerkannten biographisch-kritischen Sammlungen: „Weibliche und männliche Charaktere", „Porträts und Silhouetten", „Deutsche Männer und Frauen"; gesellschaftliche und sonstige Schilderungen: „Mein Karneval in Berlin", „Sospiri, Blätter aus Venedig", „Skizzen deutscher Städte", „Aus Mexikanischen Gefängnissen", „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit"; Novellen (vor allen „Eine Quarantäne im Irrenhause, aus den Papieren eines Mondsteiners" und die trefflichen „Klosternovellen"); Romane: „Die Rebellen in Irland", „Die Freimaurer" (Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert) u. s. w.; „Die Verschwörung von Dublin" (Drama — vorher schon einiges Dramatisches, so „Kaiser Friedrich in Prag"); Schillers „Demetrius" fortgesetzt, zuerst abgedruckt im „Schillerbuch" von 1859; „Gedichte" (1862); „Römische Sonette" (mit Noten zum Text, ein Beitrag zum ökumenischen Konzil, 1869); „Christus auf der Wanderschaft" (eine Legende, 1870). Außerdem die von Kühne mit großer Liebe besorgte Gesamtausgabe seiner „Schriften" (10 Bde., 1862—67), in der so manche frühere Schrift durchaus in neuer Bearbeitung erscheint und ebenso vieles überhaupt zum ersten Mal oder wenigstens zum ersten Mal gesammelt, so gleich die uns hier beschäftigenden „Gedichte" (Bd. 1 der „Sämtlichen Schriften").

Gustav Kühne ist der Einzige aus der jungdeutschen Autorenschule, der auch mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Öffentlichkeit getreten ist. Es sind dieselben fast immer das Abbild einer wahrhaft poetischen Stimmung, die Form für einen fruchtbaren Gedanken oder die Fixierung eines weihevollen, dichterisch angehauchten Momentes. Wie das Kühnesche Liebeslied die breite Heerstraße konventioneller Schmeicheleien, fader Galanterien und sentimentalen Reimgeklingels vermeidet, statt dessen aber überall einer tief aus dem Herzen kommenden wahren und warmen Empfindung zur Offenbarung hilft, das ersehe man aus Gedichten, wie die „Abendfeier", „Unisono" u. s. w. Als religiöses Gedicht regt das „Gottgefühl" z. B. wohl die tiefsten Sympathien eines jeden Lesers an. Beiläufig sei hier noch als zeitgeschichtlich interessant, wie auch als interessant für unsern Dichter erwähnt. Das viel komponierte, einst tausendfach gesungene Lied der deutschen Studenten aus Kühnes Drama: „Kaiser Friedrich in Prag" hat sogar eine gewisse historische Bedeutung gehabt, insofern es in einer Zeit, wo es politisch noch ganz still unter uns war, die alte Frage unsrer Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande zum ersten Mal aufs neue im Liede rege machte.

Gottgefühl.

Laß die Wonne mich begreifen,
Hauch von Deinem Geist zu sein!
Laß mich durch das Weltall schweifen,
Denn die Welten all' sind dein!

Atemzug von Deiner Seele,
Ewig hier und ewig da,
Hauch von Deiner eignen Kehle,
Ton der Weltharmonika;

Ob Du mit dem Tode strittest,
Jubeltest in höchster Lust, —
Seufzer, wenn Du Schmerzen littest,
Leises Ach in Deiner Brust;

Sei's in Freude, sei's in Schmerzen
Dir zur Seit' im Weltgewühl,
Tropfe Blut von Deinem Herzen,
Ewig treues Mitgefühl;

Schein von Deines Geistes Schimmern,
Halm von Deinem Ährenkranz,
Stern, wo Millionen flimmern,
Strahl von Deinem Sonnenglanz;

Bin in Deinem Aug' das Zittern,
Bin die Falt' auf Deiner Stirn,
Bin Dein Blitz in Ungewittern,
Dein Gedanke im Gehirn!

Lächelst Du: Ich bin Dein Lächeln,
Ich die Thräne, die Du weinst;
Stirbst: — ich bin Dein Todesröcheln,
Bis Du neu der Welt erscheinst!

Stürz' ich mich in tausend Tode,
Werd' ich doch nicht untergehn,
Mit dem nächsten Morgenrote
Wieder mit Dir auferstehn:

So, mein Gott, von Dir geboren,
Sproß von Deinem heil'gen Schoß,
Bin ich mit Dir unverloren,
Bleib' ich mit Dir ewig groß!

Dein Herz ein Acker.

Will das Schicksal hart Dich pflügen,
Nicht blos Furchen Deinen Zügen,
Furchen drücken in Dein Herz,
Nimm es als Notwendigkeiten,
Dir die Seele zu bereiten,
Denn am tiefsten furcht der Schmerz.

Lerne nur den Schmerz begreifen!
Nimmer wird die Ernte reifen,
Wenn nicht tief das Saatkorn fällt.
Himmelstau muß es dann feuchten;
Wenn Dich Thränen nie erweichten,
War dein Herz nicht wohlbestellt.

Abendfeier.

Wir saßen vom Laubdach tief umschirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umtürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünschten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns so umfließen,
So durften die Herzen sich frei ergießen:
Da haben wir manches uns gesagt,
Im Sonnenschein hätt' ich's nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom schönen Haupt;
Wie ein Rosenbusch saß sie reich umlaubt
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hielt streng Gericht;
Doch ich schaute nicht mehr ihr Augenlicht,
Ich hörte der Nachtigall süßes Flöten —
Ich sah nicht mehr ihr stilles Erröten.

Unisono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich Dich erblicke,
Du bist nicht Du mehr, schaust Du mir ins Herz,
Und ach, in diesem süßen Wechselglücke
Zerfließt die stille Seele himmelwärts.

Im Rausch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rausch der Seele giebt es keinen Raum,
Vergangenheit und Zukunft sind verbunden
Und alles, selbst die Gegenwart, ist Traum.

Und ist es aus mit unserm Traumesleben,
Auch jenseits finden wir nicht Raum noch Zeit,
Kein Ich, kein Du — in Gottes Schoß entschweben
Wir alle still in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wissen hier schon, wie das All zerfließt
Und wie die Leuchten dieser Welt erblinden,
Wenn sich das Herz dem Herzen tief erschließt.

Ewig ist die Liebe.

Und wenn mich nachts das Sternenheer befällt,
Um mein Geheimnis still mir abzulauschen,
Dann fühl' ich, was mich ewig trägt und hält,
Dann hör' ich Gott mit seinem Mantel rauschen.

Gott hat die Welt in dunkle Nacht gehüllt,
Damit sich zeigt, was ewig dauernd bliebe:
Des Tages Wünsche sind im Schlaf gestillt —
Und sieh, auch selbst im Traum bleibt wach die Liebe.

Drum laß die Welten auf und niedergehn,
Laß Wetter dräuen, finster qualvoll, trübe:
Du wirst in alle Ewigkeit bestehn,
Denn Gott ist ewig, ewig ist die Liebe.

Frage der Geliebten.

„Was nennst Du Deine Liebe schwer und groß
Und machst so kleine, fingerlange Lieder?“

Die Antwort liegt im ganzen Schicksalsloos,
Die Frage klingt im ganzen Weltall wieder.
Auch Gott hat, ist er gleich so groß und himmelweit,
Sein Herz in viele kleine Sterne hingestreut.

Wie Gott ins All die Sterne hat gesä't,
So streu' ich Dir ins Herz die kleinen Lieder;
Birg Du die Saat nur, lausche früh und spät
Und gib's an Liebe tausendfältig wieder!

Emil Kuh

wurde am 13. Dezember 1828 in Wien geboren, studierte daselbst bis 1846 Philosophie 2c., übernahm im folgenden Jahre das Geschäft seines Vaters in Triest, gab dasselbe aber wieder auf. Er nahm Stellung bei der Nordbahn, doch schied er 1857 auch aus diesem Verhältnis, um ganz der litterarischen Laufbahn sich zu widmen. Nach kurzem Berliner Aufenthalt kehrte er zurück nach Wien, trat hier zum Christentum über, leitete 1861 das Feuilleton der „Österreichischen Zeitung", 1862 das der „Wiener Presse" und erhielt 1864 die Professur für deutsche Sprache und Litteratur an der Wiener Handelsakademie. Er starb am 30. Dezember 1876 in Meran.

„Drei Erzählungen" (1857), „Gedichte" (1858). Außerdem gab Kuh ein „Dichterbuch aus Österreich" heraus (1863), schrieb „Friedrich Hebbel, eine Charakteristik" (1854) und erwarb sich ein bleibendes Verdienst durch die in den Jahren 1865—68 besorgte Ausgabe der „Sämtlichen Werke" seines bewunderten Freundes Friedrich Hebbel (12 Bände).

In Ewigkeit.

Sie hatt' ihn lieb, wie keinen sonst
Im Leben,
Sie hatt' ihm alles, was er bat,
Gegeben.

Sie fühlte froh sich nur und reich
Im Schenken,
Sie kam zur Erde nur, um ihn
Zu denken.

Doch hatte kaum ein Mond ihr Glück
Gesehen,
Da faßte sie der Tod, mit ihm
Zu gehen.

Vorm Scheiden wollte sie nur eins
Noch sagen,
Schon aber war das Pförtlein zu-
Geschlagen.

Er lebte lang noch trüb und froh
Hienieden,
Es ward ihm lang noch Lust und Gram
Beschieden.

Der Toten Bild erschien ihm noch
Zu Zeiten,
Der Blick, in dem sie bat: Sollst mich
Begleiten!

Und als er starb und eintrat in
Den Himmel,
Durchschritt er bang der Sel'gen bunt
Gewimmel.

Und als sich endlich trafen sein
Und ihr Gesicht,
Da sprach sie nur das ird'sche Wort:
Vergiß mein nicht!

Dies wollte sie vorm Scheiden noch
Ihm sagen;
Sie hatt' es durch die Ewigkeit
Getragen.

Liebeslieder.

I.

Ich sah viel schöne Augen,
Ich sah viel schöne Wangen,
Seit ich mein erstes Liebchen
In Knaben-Glut umfangen.

Ich sah viel schöne Mädchen,
Geschmückt mit selt'nen Gaben,
Seit ich mein erstes Liebchen
Vergessen und begraben.

Mir ist das Blut oft stürmisch
Zum Herzen hingedrungen,
Doch ward die rechte Saite
Wohl nimmer angeklungen.

Du kamst aus weiter Ferne,
Du zieh'st hinaus in's Weite:
Nun zittert und erklinget
Zum ersten Mal die Saite!

II.

Nur ein Mal, Süße, möcht' ich Dich
Verliebt erröten sehn
Und hören ein „Ich liebe Dich!"
Mit Zittern eingestehn.

Ich selber wollt' es gar nicht sein,
Der dieses Glück genießt,
Nur schauen möcht' ich Dich allein,
Wenn Liebe Dich umfließt!

Wer sähe einen Engel schlicht
An sich vorübergehn
Und dächte nicht und wünschte nicht:
Ich möcht' ihn fliegen sehn!?

Der Lenz geht um!

Ich sag' euch was: Der Lenz geht um,
Nehmt euch in acht, ihr Leute,
Er ist so heimlich still und stumm,
Als ging' er aus auf Beute.

Seid nur behutsam, wo ihr steht
Und blickt umher ein Weilchen,
Denn plötzlich, eh' ihr euch's verseht,
Schießt auf ein keckes Veilchen!

O, traut jetzt keinem alten Baum,
Weit eher noch den jungen,
Denn eine Knospe, wenn ihr's kaum
Noch ahnt, ist aufgesprungen!

Wer träumend wandelt durch ein Thal,
Der möge sich besinnen:
Die Lerche kann mit einem Mal
Ihr schmetternd Lied beginnen!

Auch müßt ihr mit Behutsamkeit
Ins Aug' der Mädchen schauen:
Gefährlich sind in dieser Zeit
Die schwarzen wie die blauen!

Ich sag' euch was: Die Lieb' geht um,
Nehmt euch in acht, ihr Leute,
Sie ist so heimlich still und stumm
Und sie geht aus auf Beute!

Eugen Labes.

Geboren am 19. April 1834 zu Mohra in Thüringen, gebildet auf der Schule zu Roßleben, studierte in Leipzig und Jena Theologie und Philologie, wurde 1859 Prediger und Lehrer an letztgenanntem Orte und lebt seit 1868 als Gymnasiallehrer in Rostock. „Gelegenheitsgedichte zur 300jährigen Jubelfeier der Universität Jena" (1858), „Tannengrün und Edelweiß" (Gedichte, 1862), „Neue Gedichte vom Dichter von Tannengrün und Edelweiß" (1865), sowie „Lieder aus Heimat und Fremde" (1866), „Zeitgedichte" 1870). Nur die letzteren Sammlungen tragen den Namen des Poeten, der außerdem eine populäre Biographie E. M. Arndts, sowie „Charakterbilder der deutschen Litteratur" (eine Anthologie für höhere Schulen) herausgab.

Wie prangend rings der Lenz sich hat entfaltet.

Wie prangend rings der Lenz sich hat entfaltet!
Ich habe fast zu grüßen ihn vergessen,
Ich habe da noch stumm und tot gesessen
Im Lenzesglanz, der alles neu gestaltet.

So sei gegrüßt, ist auch mein Gruß veraltet;
Will doppelt heiß Dich an das Herz nun pressen,
In Glutenströmen flutend unermessen
Soll nun Dein Strom in meinem Leben walten.

Dank euch, ihr Blütenblätter, die ihr leise
Zum offnen Fenster mir hereingeflogen,
Die ihr aus düstern Träumen mich gezogen!

Vom Weh, das fast mich um den Lenz betrogen,
Nun schweift der Blick zum blauen Himmelsbogen,
Die Seele singt der Lerche Lenzesweise.

Jetzo, da alles entrafft sich den Banden.

Jetzo, da alles entrafft sich den Banden,
Ist meine Muse auch auferstanden,
Aus des Kummers lastenden Armen
Riß sie der Frühling, neu zu erwarmen;

Aus des Grabes erdrückender Schwüle
Hoben sie schwellende Ostergefühle
Und nun quillt es und leuchtet und blüht,
Da sie im Arme des Lenzes erglüht.

Eilet ihr hin mit befrachteten Schiffen,
Segelt klug gegen Klippen und Riffen,
Stromes vielfach gewundene Pfade,
Bringet die Schätze zum sichern Gestade;

Phantasie mit flatterndem Bande
Wimpelt mein Schifflein hoch über die Lande
Dorthinauf, wo kein Lüftchen sich regt,
Wo sie bei Göttern vor Anker legt.

Letzter Wunsch.

Wenn alles mir das Schicksal raubt,
Will Lebens Sonne untergehen,
Wenn sich des Lebens Baum entlaubt
Und seine Blüten all' verwehen:

O laß in Lebens Abendrot
Vergolden Liebe seine Gipfel,
Ein Lied umwebe noch im Tod,
Ein Lenzesgruß noch seinen Wipfel.

Laß von des Lebens Blüten all'
Zuletzt das Haupt die Liebe neigen,
Laß von des Lebens Lenzesschall
Am letzten Liedes Weise schweigen.

Und dies noch wollest schenken mir:
Wird meine Seele aufwärts schweben,
Laß mich in einem Liede hier,
In einem kleinen Liede leben.

Denn was ich auch gewirkt, geschafft,
Die Liebe war der Quell des Lebens;
Was ich gewirkt in frischer Kraft,
Mein Dichten war der Kern des Strebens.

Richard Leander.

Pseudonym für den am 17. August 1830 in Leipzig geborenen Richard Volkmann, der in Halle als ordentlicher Professor der Medizin, Direktor der chirurgischen Klinik, Generalarzt der Armee und Geheimrat lebt. Bekanntlich ist derselbe einer unserer ausgezeichnetsten, erfolg- und schülerreichsten, in der Gelehrtenwelt nicht nur, sondern auch in Gesellschaft und Volk berühmtesten Chirurgen. So war es nicht zu verwundern, daß ihn in diesem Sommer der durch v. Langenbecks Rücktritt frei werdende Berliner Lehrstuhl der betreffenden medizinischen Spezialität angetragen wurde, aber er nahm ihn nicht an, er will seiner eigenen Versicherung nach in Halle leben und sterben. Die Stadt, die seiner sich als Mitbürger rühmen kann, hat ihn in dankbarem Anerkenntnis solcher Gesinnung zum Ehrenbürger gemacht. — Außer hochgeschätzten fachwissenschaftlichen Werken — sozusagen als ein „poète par passion" — gab er heraus die Märchen: „Träumereien an französischen Kaminen;" das Idyll: „Aus der Burschenzeit", sowie „Gedichte" (1877).

Stilles Wasser.

Wellen des Stroms im Fluge
Wollt' ich zu schöpfen wagen;
Stilles Wasser im Kruge
Hab' ich nach Haus getragen.

Lieder fand ich im Herzen
Duftend wie Blumen sprießen:
Worte sah ich mit Schmerzen
Über die Lippen fließen.

Verfängliche Fragen.

Gestern kam zu mir ein holdes Mädchen,
Sprach: Weil Du ein Dichter bist, so kündest
Du gewiß mir, Lieber, was vergeblich
Tag um Tag ich zu ergrübeln suche.

Leuchtend über meines Vaters Garten
Steht jedwede Nacht ein Stern jetzt, rötlich
Strahlt sein Schimmer und die Wölkchen ordnen
Goldgesäumt sich um ihn her im Kreise.
Nie sah so noch einen Stern ich funkeln!
Was er funkelt, möcht' ich gerne wissen.

Und vor unserm Haus im dunkeln Taxus
Jeden Abend singt ein kleiner Vogel!
Braun ist sein Gefieder, aber reizend
Fließt der Ton ihm aus der lieben Kehle.
Niemals sang mir noch so süß ein Vogel!
Was er singt, das möcht' ich gerne wissen.

Doch das Wunderbarste sag' ich billig
Dir zuletzt: In meinem eignen Fenster
Ist seit dreien Tagen eine Blume
Aufgeblüht, die niemand kennt im Hause,
Herrlich prangen ihre weißen Blätter,
Goldne Fäden hängen aus dem Kelche
Und des Dufts balsamische Wellen zittern
Wie Gedanken durch mein stilles Zimmer.
Nie noch sah ich eine solche Blume!
Was sie duftet, möcht' ich gerne wissen.

Und ich sprach zu ihr: „Mein liebes Mädchen,
Heute Morgen in der achten Stunde,
Da die Sommersonne Dir zu Häupten
Lange zögernd auf dem Kissen spielte —
Doch Du schliefst noch fort, bis weiter rückend
Endlich Dir der Strahl die Augen küßte —
Was Du da geträumt, das singt der Vogel,
Strahlt der rote Stern am nächtgen Himmel
Und das Gleiche duftet auch die Blume.

Neige mir Dein Köpfchen, daß ich leise
Dir ins Ohr es sage und es keiner
Weiter hört . . ."

Da fuhr sie auf erschrocken
Und umfing mein Haupt mit beiden Armen,
Mit den Händen mir den Mund verschließend:
„Pfui! Was seid ihr Dichter doch für lose
Leute", rief sie aus — „um Gottes Willen,
Schweige still und sag' es nicht der Mutter!"

Sonnenaufgang.

Als wir uns zuerst begegnet
Und im Spiegel meiner Augen
Du bewußt zum ersten Male
Deiner ganzen Märchenschöne
Zauberische Pracht geschaut;

O wie zucktest bang erschrocken
Du zusammen! O wie senktest
Du die Wimpern rasch zu Boden,
Purpur über Stirn und Wangen
Zog es Dir wie Frühgewölk.

Aber mir — wie Morgenschauer,
Die den jungen Tag verkünden,
Traf's das Herz und fröstelnd fühl' ich
Mich erbeben. Zögernd legt' ich
Auf die Schulter Dir die Hand.

Und so standen bang und sprachlos
Wie gebannt wir und verzaubert
Und in Gluten und in Schauern
Groß und klar ob unsren Häupten
Stieg der Liebe Sonne auf!

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Geboren am 18. November 1800 in Graz, studierte ebenda seit 1818 Jurisprudenz und Philosophie, trat in den Dienst der Landstände von Steiermark, denen er durch seine Geburt — die in Steiermark begütert gewordene Familie wurde 1651 in den Reichsritterstand versetzt — angehörte und fungiert seit 1836 als deren erster Sekretär. 1854 nahm er seinen Abschied, war 1851—64 Kurator am Johanneum und lebt seitdem zurückgezogen, in seiner Vaterstadt weiter.

„Gedichte“ (1825), „Herbstblume“ (1870), „Novellen und Gediche“ (1880), auch einiges Dramatisches.

Abendglanz.

Ueber die Alpen hin, ein Friedensengel,
Schwebte lächelnd und still der hohe Vollmond,
Auf des Dorfes Gräber in heilger Ruhe
Lilien streuend.

Und in der Seele still ergriffen, führt' ich
Sie durch flüsternde Friedhofgräser heimwärts,
Den betauten Pfad in gedankenvollem
Schweigen durchwandelnd.

Endlich erhob sie sanft das Aug und sagte
Leisen, zitternden Tons: Ich sterbe gerne;
Hier, nur hier nicht bette der Tod das fremde,
Einsame Mädchen!

Fern in der Ecke schlicht behalmet läge
Und verlassen mein Grab — ach, ohne Blumen;
Niemand weinte dort, als von lieber Heimat
Kommende Wolken.

Und im Vorbeigeh'n an des Küsters Garten
Brach ich eine der Rosen ab vom Strauche,
Bot sie ohne Worte der Jungfrau und sie
Sah mir ins Auge.

Sah mir ins Auge, das von Thränen glänzte,
Nahm den Strauß an die Brust und sprach nichts weiter —
Ob sie wohl erriet, wer ihr Blumen pflanzen
Würde und weinen?

Nachts.

Vereinzelt Sterngeflimmer
Durchblickt die Wolken schwach
Und ich im dunklen Zimmer
Bin einsam hier noch wach.

Ich sitze stumm und brüte
Dahin im finstern Raum;
Mir schwebt vor dem Gemüte
Vergang'nes wie im Traum.

Ich denke, wie gefunden
Wir einst uns, ich und Du
Und wie dann hingeschwunden
Mein stilles Glück im Nu.

Der Priester sprach: „Bis scheiden
Der Tod wird den Verein" —
Ich aber wills nicht leiden,
Will nicht geschieden sein!

Ach, spannt denn keine Brücke
Herüber sich von dort?
Führt denn kein Pfad zurücke
Mehr die, die einmal fort?

Mich dünkt, ich müsse lauschen,
Ob nichts sich regen will,
Kein Flüstern und kein Rauschen;
Bleibt aber alles still.

Ich spähe rings im Kreise;
Mir ist, als müsse mild
Aufdämmern leise, leise
Aus Nacht Dein liebes Bild.

Wohl kommt in hehrem Schweigen
Der Mond heraufgewallt;
Doch Du willst Dich nicht zeigen
In Deiner Lichtgestalt!

Hermann Lembcke.

Geboren in Greifswald 1827, ein Geschäftsmann, der zugleich Schriftsteller und Dichter ist. Früher technischer Leiter mehrerer Buchdruckereien, sowie Reisender für eine große Schriftgießerei, siedelte er später nach Leipzig über, um sich der Litteratur und dem Zeitungswesen zu widmen. Er leitete eine Zeitlang das Payne'sche „Illustrirte Familienjournal" und ist dann, wieder als Teilhaber einer Buchdruckerei, nach Küstrin gegangen. — „Liederfrühling" (1859) und „Skandinavische Reisebilder in Versen" (1868).

Frühlings-Dithyrambus.

Aus Waldesschatten, jungem Blattgegitter
Wölbt sich der Dom des neuen Frühlings wieder;
In seine Hallen trat ich mit der Zither,
Zu weih'n dem Frühling meine jungen Lieder.

Ich schritt fürbaß, umwallt von Blumendüften,
Von Vögelsang umjauchzt, vom Lenz durchbebet,
Mein Blick stieg trunken zu den blauen Lüften,
Wo Sonn' und Lieb' den ew'gen Frühling webet.

Und wie ich sinnend also weiter walle,
Hielt heil'ge Stille plötzlich mich umfangen,
Aus majestätisch hoher Eichenhalle
Tön' einer Äolsharfe leise drangen.

Und glutvoll hört' ich's pochen in dem Herzen,
Da hat ein Schimmer leise sich ergossen,
Ein Heil'genschein von Walddoms Blumenkerzen
Ist lieblich um ein Götterbild geflossen.

Und ich erschaut', mit braungelocktem Haupte,
Aus dem die Sonnenaugen hell aufblitzen,
Geschmückt mit Kränzen, die der Mai belaubte,
Die Lenzesfee auf einer Moosbank sitzen.

Rings um sie strahlten weiße Anemonen,
Die unhörbar die Glockenkronen regten,
Auf ihres Moosespolsters üpp'gen Thronen
Moosröselein ihr sinnend Haupt bewegten.

Da kniet' ich hin vor ihr, andachtumfangen,
Ein Säuseln rauschte von des Waldes Wipfeln,
Mir war's, als ob die Lüfte Wonne sangen
Und Worte tönten von der Bäume Gipfeln.

Ich hörte Lieder aus dem Herzen steigen,
Die Muse lächelte auf mich hernieder,
Es sprachen aus dem still=beredten Schweigen
Harmonisch süße, sanfte Frühlingslieder.

Erhoben hat sie dann die Lilienhände
Und mir das Haupt gar feierlich geweihet
Und Lieder sing' ich, Lieder ohne Ende:
Es hat die Fee des Lenzes mich gefeiet.

Wanderers Heiterkeit.

Durch Graben, Heck' und Waldesdach,
Über Berg und Thal, — der Nase nach,
So wandert daher ein junges Blut
Mit frohem Lebensübermut.

Er legt sich stracks, wo's ihm gefällt,
Er wandert kreuz und quer durch's Feld,
Er singt und jubelt aus voller Brust
Von süßer Lieb' und Freiheitslust.

Und wo die Vöglein ihn erspähn,
Da singen sie ihm bekannte Tön'
Und wo der Wald den Gesang belauscht,
Da hat er mit allen Blättern gerauscht.

Der Bach ertos't im jähen Lauf,
Doch hält er nicht den Burschen auf;
Wie ihn auch hemmt der Wasser Drang,
Er schwimmt hindurch — und mit Gesang.

In seiner Seel' wohnt Heiterkeit
Und reine, wahre Lebensfreud',
In seiner Brust wohnt Mannesmut,
Er traut sich selbst — und das ist gut.

He, Bursche, Du gefällst mir so,
Wo hast du's her — o sag' mir's, wo?
Der Bursche lächelt schlau für sich:
Das wächst hier alles innerlich!



Cäsar von Lengerke.

Geboren am 30. März 1803 in Hamburg, studierte in Breslau und Halle Theologie und morgenländische Sprachen, wurde 1829 Privatdozent, 1832 a. o. Professor, sowie 1835 Doktor der Theologie in Königsberg. Eine ihm von Gießen aus angetragene Professur lehnte er ab. 1843 ging er als Professor der orientalischen Sprachen zur philosophischen Fakultät über; 1851 trat er in den Ruhestand und starb am 3. Februar 1855 in Elbing. „Gedichte“ (1843), „Bilder und Sprüche“ (1844), „Weltgeheimnisse“ (1851), „Lebensbilderbuch“ (1852); außerdem früher schon mehrere theologische Schriften.

Der frühe Mond.

Noch ist die Nacht nicht eingeläutet,
Noch kehrt vom Feld der Schnitter nicht
Und auf den Bergen ausgebreitet
Liegt noch des Himmels Sonnenlicht.
Und doch ist schon der Mond zur Stelle,
Blickt bleich hernieder in den Tag,
Daß ihn des Baches Spiegelhelle
Kaum flüchtig wiederstrahlen mag.

Du bist zu zeitig heut gekommen,
Du lieber Mond und drum so bleich!
Du hast im Lauf Dich übernommen
Und denkst, die Sterne kämen gleich?
O sieh der Wälder stolzes Prangen,
Des Himmels Blau, die Wiesenflur,
Die Blumen mit den vollen Wangen —
Sie spotten Deiner Blässe nur.

Doch laß Dich nicht den Spott verdrießen,
Denn wenn die Blumen schlummern ein,
Die stolzen Wälder schlafen müssen,
Dann schwillt und wächst Dein Silberschein!
Die Welle, die mit Widerstreben
Jetzt wiederstrahlt Dein bleiches Bild,
Wird Dir mit Lust entgegenbeben,
Wenn sich vor ihr Dein Glanz enthüllt!

Frühlingsgrün.

Die Lerche jubelt lauter drein,
Den Frühling zu begrüßen,
Sieht unter sich in lichtem Rain
Das erste Grün sie sprießen.

Und wär's ein Grab auch, drauf es schoßt,
Sie ändert nicht die Weise:
Das Grün auch, das auf Gräbern sproßt,
Mahnt an den Frühling leise.

Bernhard von Lepel.

Geboren am 27. Mai 1818 zu Meppen in Hannover, verlebte Bernhard v. Lepel in Folge von Familienverhältnissen eine ziemlich unstäte Jugend; 1825 und 26 besuchte er die Schule in Stralsund, 1827 die in Mannheim, 1828 war er bei seinem väterlichen Oheim, Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, in Rom; von 1829—33 lebte er wieder in Mannheim, dann in Berlin und bis 1836 in Züllichau, wo er das Pädagogium besuchte. Er hatte Maler werden wollen, wurde auf des Vaters Gebot aber mit seinem 18. Jahre Soldat. Von 1844—47 besuchte er in Berlin die allgemeine Kriegsakademie, zugleich seiner Neigung für die Kunst hingegeben und als Mitglied der Gesellschaft „Tunnel" auch schöngeistiger Bestrebungen und Arbeiten sich widmend. Einem erneuten italienischen Aufenthalt folgte die Teilname am Feldzug in Schleswig 1848, worauf er den aktiven preußischen Militärdienst verließ, 1850 bei der Mobilmachung und 1866 während des Kriegs in Österreich nur periodisch wieder eintretend. Den Feldzug in Böhmen selbst machte er nicht mit, da ihm eine Ersatzkompagnie zur Führung überwiesen wurde. Später war er im militärischen Bureaudienst, beim Bezirkskommando in Berlin, beschäftigt, während er seit einigen Jahren, mit dem Hauptmann-Charakter, als Chef der Provinzial-Invaliden Kompagnie in Prenzlau funktioniert.

„Lieder aus Rom" (1846); „An Humboldt" (Ode, 1847); „Die Zauberin Kirke" (Heitere Reime, 1850); „Saul" und „König Herodes" (Tragödien, 1860); „Gedichte" (1868).

Zum tiefsten Waldesgrunde.

Zum tiefsten Waldesgrunde
Eil' ich auf leisem Fuß,
Still ist's in weiter Runde —
Da winkt's mit holdem Gruß.

Zu traulichem Gemache
Webt rings sich Strauch an Strauch;
Der Baum hebt sich zum Dache,
Umwallt vom Blütenhauch.

Dort, wo die Schatten sich wiegen,
Lauscht kaum der Sonne Licht —
Ihr Blätter, seid verschwiegen!
Ihr Halme, flüstert nicht!

Leise.

(Ghasele.)

Der Abendwind streut süßen Duft vom Blütenreise viel herab
Und Silberküsse wirft der Mond vergnügter Weise viel herab,
Zum Preis der Liebe strömen rings von allen Höhen Licht und Lust,
Von allen Wipfeln Melodien zu ihrem Preise viel herab;
Die Rebenlaube lockt zur Ruh, — von üpp'gen Trauben holst Du dort,
Von schönen Lippen holst Du hier der süßen Speise viel herab,
Und jener Augen Wonnegruß streut immer neuen Zauber Dir
In Deines Denkens lieblichste, geheimste Kreise viel herab, —
Was sinnst Du nun! Die Nacht ist still, kaum fühlst Du jenen Hauch, der dort
Das erste Blatt der Rose wiegt, das eben leise fiel herab.

Walzer-Lied.

Wenn die Geigen klingen,
Sich im Takt zu schwingen,
Etwas Schön'res giebt's nicht auf der Welt.
Will mich haben einer,
Kriegt mich anders keiner,
Nur ein Tänzer ist's, der mir gefällt.

Sie sprach's und Walzertöne
Trällert hin die Schöne,
Aber ich war sicher: Sie ist Dein!
Und auf dem Neujahrsballe
Sollt' in jedem Falle
Sie mit Hand und Herz mein eigen sein.

Meine neue Weste
Zog ich an zum Feste,
Meine Stiefel trugen Spiegellack;
Wem ich so erscheine,
Dessen Herz ist meine,
Doch mein Schönstes war mein blauer Frack.

Und als ich eingetreten,
Sie zum Tanz gebeten —
Wer beschreibt den Kummer, den ich litt:
Sie engagiert schon haben
Zwei charmante Knaben:
Leutnant Schulz zuerst, dann Leutnant Schmidt.

Komplimente machend
Bleib' ich immer lachend,
Man vergönnt mir eine Extratour —
Und die Holde schwingend
Und sie fest umschlingend,
Wie ich kreisend jetzt von dannen fuhr!

Und wo im Sturm wir glühten,
Rings die Kerzen sprühten,
Droht Gefahr dem Stand des Notenpults
Und im Vorüberwehen
Tret' ich derb die Zehen
Leutnant Schmidt zuerst, dann Leutnant Schulz.

In vergnügtem Jagen
Immer schneller tragen
Uns die Töne wonnig hin und her,
Bis die Luft vergehet
Und sie leise flehet:
Ach, entschuld'gen Sie, ich kann nicht mehr!

Ich aber, nicht zufrieden,
Möcht', daß nie geschieden
Wir zusammenschwebten hopsasa
Und auf die leise Frage
Klang an stillerem Tage,
Auch an stillerem Ort, ein holdes Ja.

Der schönste Lorbeer.

Das schwerste Leid trägt, wer es verbergen muß —
Dreifach beklemmt Stillschweigen des Menschen Brust;
Doch dieses Leid, nicht teilts der Dichter:
Offen verkündet er, was ihn schmerzet.

Frei wird die Brust ihm, schüttet er ganz sie aus;
Aufschließt er Euch, was tief und geheim er hegt,
Läßt Euch in seine Wundenmale
Legen die zweifelnden, kalten Hände.

Dann aber weh' ihm, wenn des beseelten Klangs
Schönheit allein Euch reizte den Sinn, das Herz
Nicht trieb zu sanftem Mitgefühl, dann
Teilt der Verkannte das Loos Arions,

Den kaltes Schiffsvolk über den Pontus fuhr;
Doch reizte nur sein prächtiges Goldgewand
Das Herz der Räuber, nicht ergriff sie,
Was er entlockte den goldnen Saiten.

Dem Lied, das nicht eindrang in der Menschen Herz,
Schmiegt sich die Meerflut, leise zur Ruh' gewiegt
Und seine Kunst rührt selbst die Scharen
Froher Delphine, die heim ihn tragen.

Balsam empfing, wer klaget in Klängen, wenn
Des Liedes Seel' in andere Seelen tönt
Und selbst im stumpfen Herzen leise
Weckt ein Gefühl der begrab'nen Kindheit.

Des schönsten Lorbeers rühme sich der allein,
Den für ein Lied mit feuchterem Glanze still
Ein Auge traf — so sanfte Strahlen
Mögen erhellen ihm dunkle Nächte!

Heinrich Leuthold.

Geboren am 9. August 1827 zu Wetzikon im Kanton Zürich, also ein spezieller Landsmann Gottfried Kellers, teilte er auch dessen Schicksale in Bezug auf eine prüfungsreiche und nur unter materiellen Kämpfen zu mühsamer Vorbildung gelangende Jugend. Auf den drei schweizerischen Hochschulen studierte er dann die Rechte, daneben alle ihm zugänglichen philosophisch-litterarischen Kollegia frequentierend. Eine pädagogische Stellung ermöglichte ihn später längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz, in Südfrankreich und Italien, bis er sich 1857 nach Deutschland und zwar nach München begab. Im dortigen Dichterkreis mit Wärme aufgenommen und namentlich von Geibel und Heyse auch poetisch gefördert, diente er journalistisch der süddeutschen nationalgesinnten Partei als Mitarbeiter der „Süddeutschen Zeitung“ in München, dann in Frankfurt a. M., sowie der „Schwäbischen Zeitung“ in Stuttgart. Das tragische Ende eines verunglückten teuren Bruders wirkte so erschütternd auf den reizbar gestimmten Leuthold, daß er seine Stelle in Frankfurt 1862 aufgab und mitten im Winter eine Fußreise nach der Schweiz machte, auf welcher der Keim zu einer Lungenkrankheit sich schon bedenklich ausbildete. Seit 1865 dann wieder in München lebend, nahm er dort die publizistische Thätigkeit nicht von neuem auf, sondern vergrub sich, sehr abgezogen von der Gegenwart, ins Studium der Alten und in eigenes poetisches Schaffen. Zuletzt kehrte er, mit gesteigertem körperlichen Leiden und auch seelisch nicht gesund, in seine Heimat zurück; er starb am 1. Juli 1879 in der Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich, eine jener „tragischen Seelen“, wie sie Vischer genannt hat, deren Abwelken und Dahingehen sozusagen noch in sommerlicher Glut, bevor der reifende, fruchtsammelnde Herbst gekommen, um ihrer selbstwillen nicht, doch im Interesse der Kunst, der Poesie, zu deren berufensten Jüngern sie zählten, um so mehr zu beklagen bleibt. Leuthold stellt sich als Poet dicht neben die Häupter des Münchner Dichterkreises, Geibel, Lingg u. a., wenn er auch sein erlesenes Talent in Produktionen großen Umfangs und Stils zu entfalten nicht in die Lage kam. Seine mit Geibel herausgegebenen meisterlichen Übersetzungen: „Fünf Bücher französischer Lyrik“ (1863) machten ihn neben den im „Münchner Dichterbuch“ (1862) erschienenen Proben eigenen lyrischen Schaffens zuerst weiteren Kreisen bekannt. Es sind noch zu nennen die beiden epischen Dichtungen: „Penthesilea“ und „Hannibal“, das rhapsodische Gedicht: „Winkelried“, sapphische und alkäische Oden u. s. w. Die Sammlung seiner „Gedichte“ wurde 1879 von Freunden herausgegeben.

Der Waldsee.

Wie bist Du schön, Du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, Dich anzuhauchen
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Nachen wird auf Deinem Spiegel gleiten —
Wie Chorgesang der feiernden Natur,
Rauscht nur der Wald in diesen Einsamkeiten.

Wildrosen streu'n Dir ihren Weihrauch aus
Und würz'ge Tannen, die Dich rings umragen
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh',
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien, wie Du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln!

Eglantine.

Wie der Sturmwind, der über die Haide pfeift,
Ohne Rast, ohne Ruh', ohne sichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat.
Die sanfte blaue Blume im wogenden Korn,
Die zahme Blume ist nicht für mich —
Eine wilde Rose lieb' ich
Mit scharfem Dorn.

Ich grüß' Dich, Du trotzig, schwarzäugig Kind!
Du liebst die Liebe, ich liebe den Schmerz;
Mein Sinn ist wie der brausende Wind,
Eine wilde Rose sei Dein Herz —

Drin lodre die Liebe, drin lodre der Zorn,
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Eine wilde Rose sei unsre Lieb'
Mit scharfem Dorn!

Mein Sinn ist wie der brausende Wind.
Was soll Dein Zürnen, was soll Dein Harm?
Wo ist Dein Trotz? Laß los, mein Kind,
Laß los den weißen, den schwellenden Arm!
Frische Morgenluft meine glühende Stirne küßt;
Dem schäumenden Renner den hetzenden Sporn!
Eine wilde Rose mein Leben ist
Mit scharfem Dorn!

Die zerfallene Vigne.

I.

Du grüne blühende Wildnis
Voll Nachtigallenruf,
Die einst ein Frauenbildnis
Zum Wohnsitz der Götter schuf,

Du altes Landhaus, in Reben
Und Feigenbäumen versteckt . . .
Als damals zu neuem Leben
Das schönste Weib Dich erweckt,

Wie plätscherten rings die Bronnen,
Wie goß auf dieses Haus
Eine Fülle verschwiegener Wonnen
Liebe und Jugend aus!

Ihr, zum Asyl der Tauben
Cytherens ausgewählt,
Ihr schattigen heimlichen Lauben,
Wie seid ihr nun entseelt!

Umsonst ist all mein Lauschen
Nach Herrin und Gesind . . .
Verschlafene Wipfel rauschen
Leise im Morgenwind.

Umsonst ist all mein Rufen . . .
Das Echo höhnt mich rings . . .
Auf den zerbröckelten Stufen
Schläft eine verwitterte Sphinx.

II.

Als ob es heute wäre,
So denk' ich noch daran . . .
Über dem purpurnen Meere
Schaukelte mein Kahn.

Ich kämpfte mit Wind und Welle
Und spähte nach dem Strand,
Bis ich die umbuschte Kapelle
Und das einsame Kloster fand.

Verstohlen anzulegen,
Sucht' ich die stille Bucht;
Mein Herz schlug Dir entgegen
In Liebe und Eifersucht.

Die Nacht war weich und lüstern
Und vom Limonenhang
Scholl süßes Mädchenflüstern
Und rauschender Gesang.

Ich hörte die eigenen Lieder . . .
Umdämmert vom Mondenschein
Glänzten die weißen Glieder
Der Götterbilder im Hain.

Und als nach kecker Landung
Ich heimlich dann erschien —
In griechischer Gewandung,
Wie einst die Lesbierin,

Die Priesterin der Musen,
Sangst Du: „Die Nacht bricht ein,
Vor Sehnsucht wogt mein Busen,
Doch ach, ich bin allein!“

Die Laute war Dir entfallen,
Als Du mich gesehen kaum . . . .
Es schlugen die Nachtigallen,
Sie schlugen wie im Traum.

III.

Wo blühender Garten Teppich
Umsäumte des Rasens Samt,
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich
Ihr Totengräberamt.

Ihr Marmorleiber, ihr schlanken,
Nun liegt ihr im Gras und Gesträuch;
Es klammern die Brombeerranken
Die blühenden Arme um euch!

Hier Trümmer von Götterbildern,
Dort sinkendes Gebälk,
Die Lorbeergruppen verwildern,
Die Rosenbäume sind welk.

Der Satyr, der einst mit Grinsen,
Die sträubende Nymphe liebkost,
Hier liegt er, umwuchert von Binsen,
Verstümmelt und übermoost.

Aus Muschelkiefern gähnen
Die Grotten . . . versiegt im Gestein,
Versandet sind die Fontänen,
Die Tritonen nicken ein.

Nur eine Quelle mit Zaudern
Rieselt noch durchs Gebüsch . . .
Die Wellen plätschern und plaudern,
Sie plaudern so träumerisch,

Die eine erzählet der andern
Von einem entschwundenen Glück . . .
Die Wellen wandern und wandern
Und keine kehrt zurück.

Ghasel.

Wenn Meister auch der Kunst zu sein vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmut jede Wendung ist,
Wo wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll Verblendung ist!
O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreu'n
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms: — schon muß auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist!

Die Muse.

Ströme, ambrosische Nacht, ströme Dein Silberlicht
Weich und träumerisch aus über das ewige Meer!
Wieg' in seligen Frieden
Dieses müdegehetzte Herz!

Spinnst Du wieder, wie einst, lieblicher Gott des Traums,
Goldene Fäden um mich? Rührt die Erinnerung
Sanft die Saiten der Seele,
Oder kommst Du, Erhab'ne, selbst?

Der Tod.

Während Böse den Tod fürchten und Frohe scheu'n,
Rufen Arme ihn an, Tapfere trotzen ihm;
Doch Geprüfte und Weise
Sehen ihn nahen wie einen Freund.

Denn den Frieden der Brust, welchen die Welt entweiht
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod zurück
Und der kettenbeschwerten
Seele löst er den Sklavenring.



Hermann Lingg.

Hermann Lingg.

Geboren in Lindau am Bodensee am 22. Januar 1820, studierte H. Lingg in München, Freiburg, Berlin und Prag die Heilkunde, promovierte zum Doktor der Medizin, lebte dann als bayrischer Militärarzt in Augsburg, Straubing und Passau, ließ sich wegen Kränklichkeit 1851 pensionieren und hält sich seitdem wieder in München, sowie im Sommer allemal in Lindau auf. Vom König Max erhielt er auf Geibel's Empfehlung hin einen Jahresgehalt, doch gehörte er nicht zu den dem Hofe nahestehenden Poeten, wie z. B. Geibel, Bodenstedt, Heyse u. s. w. — Werke, außer den 1854 von Geibel herausgegebenen und in die Öffentlichkeit eingeführten „Gedichten"; „Catilina" (Trauerspiel, 1864); „Die Walkyren" (dramatisches Gedicht, 1864); „Die Völkerwanderung" (epische Dichtung, 1.—3. Buch); „Vaterländische Balladen und Gesänge" (1868); „Gedichte" (2. Band, 1868); „Liebesblüten aus Deutschlands Dichtern" (lyrische Anthologie, 1869); „Gedichte" (3. Band, 1870); „Zeitgedichte" (1870); „Violante" (Trauerspiel, 1871); „Dunkle Gewalten" (epische Dichtungen, 1872); „Der Doge Candiano" (Drama, 1873); „Die Besiegung der Cholera" (Ein Satyrdrama mit Vorspiel, 1873); „Berthold Schwarz" (dramatische Dichtung, 1874); „Die sizilianische Vesper" (Drama, 1876); „Macalda" (Drama, 1877); „Schlußsteine" (Gedichte 4. Band, 1878).

Die Lingg'schen Dramen haben kein Glück gemacht, insofern außer „Catilina" keines — soviel uns bekannt — Eingang auf Bühnen gefunden hat und ebenso konnte, was das Epos: „Die Völkerwanderung" anlangt, der Dichter selber mit süßsaurer Komik berichten:

„Manch' alte Manuskripte
Aus junger Zeiten Glück
Behielt die Frühgeliebte
Als Autograph zurück.
Sie hält sie hoch und heilig
Als schönstes Eigentum
Und kommt wer, dreht sie eilig
Am Pult den Schlüssel um.
Zugleich benagt vor Tage
Ein Mäuschen, zart und jung,
Im Cottaschen Verlage
Die Völkerwanderung.
Sie kratzt mit ihren Pfoten
Illustrationen fein
Und Kommentar und Noten
Dem Texte kritisch ein.
Nicht wie den Lusiaden
Droht meinem Werk ein Meer;
Ein feuerfester Laden
Verschließt es still und hehr".

Hierbei muß freilich bemerkt werden, daß „Die Völkerwanderung" zwar das großartigst angelegte, doch keineswegs in der dichterischen Ausführung gelungenste Werk Lingg's ist; die unglückliche Stoffwahl blieb nicht außer Schuld an der Thatsache, daß das Ganze uns eine Wüste mit Oasen erscheint; weil Wüste ringsum, wird die Schönheit der Oasen dann doppelt begrüßt und empfunden. — Linggs starke glänzende Seite ist nicht die Dramatik, nicht die Epik, sondern die Lyrik; hier ist er auch „im kleinen groß" und unbeschadet seiner Anlehnung an Geibel und die Münchner ein Original durch und durch. Wir möchten in dieser Hinsicht auf das Gedicht: „Der schwarze Tod" verweisen, das wir in früheren Auflagen unsrer Anthologie brachten, doch jetzt zu Gunsten eines harmonischen Gesamteindruckes wegließen. Es ist ein Nachtgemälde voll erschütternder Großartigkeit, das vielleicht nur einige zu gewagte oder gesuchte Bilder enthält, um in der Reihe der klassischen Erzeugnisse aufgenommen zu werden. Speziell „Die Schiffersfrau" mag eine Probe dafür sein, daß der Poet auch selbst sehr bekannten Situationen durch Treue und Innigkeit seiner Darstellung neue Saiten abzugewinnen weiß. Die darauf folgenden kleineren Sachen sind wohl insgesamt als Perlen der heutigen deutschen Lyrik zu betrachten.

Die Schiffersfrau.

Wir sahn dem Schiff am Ufer nach,
Bis Wind die Segel fingen,
Bis über die See das Dunkel brach
Und die Augen übergingen;
Dann kehrten wir heim, allein und zerstreut,
Wir Frau'n und Töchter der Schifferleut'.

Seitdem ist's nun im zweiten Jahr,
Daß Dich die Wogen treiben,
Du irrst durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Witwe bleiben;
Ich schaukle zu Haus in der Wiege Dein Kind
Und Dich, Dich schaukelt der wilde Wind.

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder sangen;
Vergessene Menschen in fremder Tracht
Besuchen mich oft im Traum der Nacht.

Sie schütteln ihr lang durchnäßtes Haar
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Toten,
Von Dir, von Dir — ich erwach' und wein'
Und schlafe die Nacht nicht wieder ein.

Es lechzt vielleicht Dein heißer Mund
Und ich kann Dich nicht laben,
Du liegst vielleicht im Meeresgrund
Sarglos und unbegraben!
Ach, daß ich selbst den Trost verlier',
In Frieden einst zu ruh'n bei Dir!

Kürzeste Nacht.

Noch sprüht des längsten Tages warme Quelle
Lebendig fort; es wagen sich verstohlen
Die Träume nur und nur mit scheuen Sohlen
Die Stern' auf dieser Nacht saphir'ne Schwelle.

Kaum sank der Abend in die Dämmerwelle,
Da sucht ihn schon der Morgen einzuholen;
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume sich zur Helle.

In Furcht, daß bald sich schon die Berge schmücken,
Singt schöner jetzt aus taugenetzter Kehle
Die Nachtigall ihr klagendes Entzücken;

In Furcht, daß bald das süße Dunkel fehle,
Eilt Liebe, heiße Brust an Brust zu drücken.
Und tauscht im Kusse lechzend Seel' um Seele.

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet;
Man hört nur wie der Specht im Tannicht schreitet
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und breitet
Die Blätter sehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blätterpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt, der Jäger hört ein Lachen
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Mondaufgang.

Ferne blasse Blitze sprühen
Leuchtend durch die schwüle Luft
Und der Blumen erstes Blühen
Haucht im allerstärksten Duft;
Nachtigallen in trunkener Lust,
Fluten im Springquell heben die Brust,
Östlich am Äther entdämmert ein Glühen.

Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergesklüfte, tiefe Teiche
Zittern lichter. Blond und hold
Neigt sich herüber das Mondgesicht,
Lieblich, ein schlafendes Sonnenlicht,
Glänzend in ruhiger Bleiche.

Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis' Tempelthor,
Tönend noch in Baum und Steinen,
Flüsternd noch in Laub und Rohr,
Ringt die Natur nach lebendigem Wort,
Möchte mit uns auch wieder, wie dort,
Leben und reden und jauchzen und weinen.

Ach, verstummt ist ihre Lippe,
Fern am tauben Himmel zieh'n
Die entseelten Tiergerippe
Leerer Sternenbilder hin!
Welch ein Geheimnis umschleiert den Pol?
Was, uns zu klagen verworren und hohl,
Murmelt der Sturm und die Flut an der Klippe?

Nicht mehr weckt aus Felsenschranken
Nymphenchor und Elfentanz
Über Flut und Epheuranken,
Bleiches Licht, dein Mythenglanz;
Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken!

Am Morgen.

Ich sah' Dich im azurnen Schleier,
In Deinen Rosen, Sommernacht,
Und hab' gewacht in stiller Feier.

Im Lichte Deiner Sterne wähnen
Die treuen Blicke wir zu schau'n,
Die uns versteh'n und unsre Thränen:

Und eine Hand im Schatten gleitet
Herüber aus dem Geisterland
Und kühlt die Brust, in der es streitet.

Sie geht in aller Frühe —

Sie geht in aller Frühe,
Noch eh' die Dämm'rung schwand,
Den Weg zur Tagesmühe
Im ärmlichen Gewand.

Die dunklen Nebel feuchten
Noch in der Straße dicht,
Sonst sähe man beleuchten
Ein Lächeln ihr Gesicht.

Die Götter mögen wissen,
Warum sie heimlich lacht —
Es weiß es nur das Kissen,
Drauf sie geträumt heut Nacht.

Ball der Armen.

Nach Müh' und Not vereint uns hier
Die Lust zu frohem Tanze;
Nur eine leichte Flitterzier,
Ein Blümchen nur erhaschen wir
Vom vollen Lebenskranze.

Vergessen wir den herben Kern
Und füllen hoch die Schale!
Wir lachen gern, wir tanzen gern,
Wir seh'n uns heut auf diesem Stern
Ja nicht zum letzten Male.

Ich führte durch die Nacht mein Kind
In ihrem weißen Kleide;
Die Flocken tanzten mit dem Wind
Und woben um uns her geschwind
Brillanten in die Seide.

Holdsel'ger Mund —

Holdsel'ger Mund der Liebsten mein!
Du bist so sanft gebogen, so fein,
Wie der Mond am Himmel, Dich müssen
Bewundern, die Dich schau'n, doch ich allein,
Ich darf Dich küssen!

Holdsel'ger Mund der Liebsten mein!
Dein Lächeln nimmt alle Herzen ein,
Du sprichst in Bildern und kühnen Schlüssen,
Die alles bezaubern, doch ich allein,
Ich darf Dich küssen!

Schon wer Dich kennt —

Schon wer Dich kennt
Und von Dir spricht,
Ja Dich nur nennt,
Ist mir ein Fremder nicht;
Er ist mein Freund und, wär's ein Bettelmann,
Ich helf' ihm, wie ich helfen kann.

Du hast vielleicht
Auch ihm einmal
Die Hand gereicht;
Es fiel ein sanfter Strahl
Von Deinen schönen Blicken auch auf ihn —
Das ist genug, daß ich ein Freund ihm bin!

Erste Liebe.

Schwebst Du mit den Erosflügeln,
Erste Liebe, noch einmal
Von der Jugend Sonnenhügeln
In dies düstre Todesthal?

Erste Liebe, die dem Leben
Als der Engel zum Geleit
Uns vom Himmel mitgegeben
Durch die Wüsten spätrer Zeit!

Jeder Pfad bleibt eingesegnet,
Jeder Baum am Bach, im Thal,
Wo Du mir zuerst begegnet,
Mich gegrüßt im Frühlingsstrahl!

Jenem Tag bleibt ew'ge Feier,
Wo, vom Himmelsglanz erhellt,
Du erhobst zuerst den Schleier
Von der Seele stiller Welt!

Fürbitte.

Gedenke, daß Du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben
Und deren Recht gleich Deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu Dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht auf Deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster sehn.
Verscheuche nicht die wilde Taube,
Laß hinter Dir noch Ähren stehn
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube.

Der Gedanke der Zeit.

Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig wiedergeboren
Trotz allem Widerstreit.

Seine Feinde mühen sich ab
Mit Schlingen und Banden,
Sie machten ihn gern zu Schanden —
Und wenn er schon längst erstanden,
Hüten sie noch sein Grab.

Hermann von Löper.

Johann Ludwig Hermann von Löper wurde am 1. April 1820 in Berlin geboren, studierte von 1837—40 Jura und Kameralia dort, in Heidelberg und München, trat in den preußischen Staatsdienst und fungierte bis zum Jahre 1854 als Kreisrichter in Stettin. Er quittierte dann den Staatsdienst als Justizrat und übernahm das väterliche Gut Stölitz bei Greifenberg in Pommern. Seit 1868 hat Löper seinen Wohnsitz in Potsdam genommen, wo er Stadtrat ist; ebenso ist er Mitglied des Provinzial-Landtags von Brandenburg, der Brandenburgischen Provinzial-Synode, sowie der außerordentlichen General-Synode.

„Gedichte“ (1865); „Hymnen des Mittelalters“ (frei nach dem Lateinischen, 1869).

Trost in Thränen.

Dessen Sonne mich umleuchtet,
Dessen Lüfte mich umwehen,
Wird er sehen und verstehen,
Warum sich mein Auge feuchtet?

Küssen Lüfte doch und Sonne
Von den Blumen alle Thränen
Und es sollte dieses Sehnen
Sich verklären nicht in Wonne?

Jugendmaß.

Ihr sollt darum nicht weniger mich lieben,
Weil ich einmal zu lang' im Keller saß;
Im Goethe wie im Hegel steht's geschrieben,
Daß Jugend mißt mit ihrem eignen Maß.

Ein Glas zu viel, das ist der Jugend Weise
Und wer es trinkt, ist drum kein schlechter Mann —
Auf euer Wohl, ihr Brüder! Leise, leise
Mit vollen Gläsern stoßt noch einmal an!

Ein Kuß zu viel von purpurrotem Munde,
Und wären's zwei, das ist der Jugend Art;
Der ist nicht würdig einer Schäferstunde,
Wer küssen will erst mit ergrautem Bart.

Die Jugend streift vom engen Pfad der Regel
Gern rechts und links ins grünende Gefild';
Geschrieben steht's im Goethe wie im Hegel,
Daß frohe Jugend brausend überquillt.

Liebesgedanken beim Wein.

Ich saß beim Glase und dachte dabei,
Daß süßer, als Wein, die Liebe sei.
Beim ersten Glas gedacht' ich dran,
Wie sie zuerst mein Herz gewann;
Beim zweiten Glas, wie ich's gewagt
Und ihr von meiner Liebe gesagt
Und als das dritte Glas mir blinkt',
Gedacht' ich, wie heimlich sie mir gewinkt.
Es wuchs, wie die Liebe, der Gläser Zahl,
Ich sah den Boden noch viele mal;
Ich dachte, wie ich sie ans Herz gedrückt,
Da war ich vom Weine gar hoch entzückt
Und wie wir Kuß um Kuß getauscht,
Da war ich vom Weine gar sehr berauscht
Und wie versunken die goldne Welt,
Da hab' ich am Boden das Glas zerschellt.

Liebesgewißheit.

So leise tönt zuerst der Liebe Wort,
So heimlich still, wie Träume nächtlich flüstern;
Dann braust es bald wie Sturmes Wehen fort.

Die Flamme bricht der Asche graues Thor
Und breitet aus die goldgesäumten Schwingen:
So ringt aus Zweifeln Liebe sich empor.

Ich zagte lange, eh' ich sprach zu Dir
Von meiner Liebe, bat um Deine Liebe
Und scheu versagte fast die Stimme mir.

Du schwiegst und zitternd hob der Busen sich
Und dunkle Röte übergoß die Wangen —
Nur Deine schönen Augen grüßten mich.

Erst, als ich mit dem Arme Dich umschloß,
Entquoll dem Herzen selige Gewißheit,
Die strömend sich von Brust zu Brust ergoß!

Wie meine Hände ruhn in Deiner Hand,
So ruhet meine Seele in der Deinen; —
Der Ungewißheit dunkler Schatten schwand!

Nun wiederhallt der Liebe einsam Wort
So laut und spiegelt sich in Herzens Gründen,
Nun braust es wie auf Sturmes Flügeln fort!

Wohl tausend Male hab' ich Dich gefragt,
Ob Du mich liebst? Doch nicht aus bangem Zweifel,
Denn tausend mal hast Du mir's zugesagt.

Feodor Löwe.

Ein Sproß der berühmten Künstlerfamilie Löwe, Sohn von Ferdinand, Neffe von Ludwig und Bruder von Sophie Löwe, geboren zu Kassel am 5. Juli 1816, debütierte 1832 auf der Mannheimer Bühne, ging dann nach Hamburg und Frankfurt, sowie 1841 nach Stuttgart ans Hoftheater, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern er seitdem gehört. Er hat als Heldenspieler Ruf und Bedeutung gehabt, auch führt er seit lange die Regie auf treffliche Weise. Neben Grunert ist er der einzige deutsche dramatische Künstler, den eine Universität — Gießen — zum doctor honoris causa gemacht hat. „Eine Dichterwoche" (1850); „Gedichte" (1854); „Neue Gedichte" (1875); „Den Brüdern" (maurerische Dichtungen). — Neben Bercht (s. o.) also ein zweiter Dichter-Schauspieler, und neben dessen ungezwungener Gemütlichkeit und burschikoser Phantasie sogar von geistig vornehmeren, formell noch künstlerischerem Gepräge.

Blätter der Liebe.

I.

Schön, wie der Mond,
Der nächtlich einsam wallt,
So schön bist Du,
Doch auch so ernst und kalt.

Mein Herz ein See,
In dem Dein Bildnis ruht
Und bist Du nah,
So wechselt Ebb' und Flut.

Du aber teilst
Dies wilde Drängen nicht,
Streu'st still auf mich
Dein träumerisches Licht.

II.

Du schauest träumend vom Altan
Tief in den See zu Deinen Füßen;
Die Nachtigall, um Dich zu grüßen,
Stimmt ihre weichsten Lieder an.

Durchwallend still den Pfad der Nacht,
Prangt hoch der Mond im hellsten Schimmer,
Ausgießend seinen Zauberflimmer
Auf Deiner schlanken Glieder Pracht.

Orangenhain in lauer Luft
Regt leise säuselnd seine Zweige,
Daß als ein Opferbalsam steige
Der Schönsten, Dir, sein schönster Duft!

Du bist die Sehnsucht der Natur,
Dir huld'gen Düfte, Glanz und Töne —
Doch alle sind, o holde Schöne,
Die Boten meiner Liebe nur.

III.

Ein seltnes, rätselhaftes Buch
Ist mir Dein Angesicht,
Auf jeder seiner Seiten steht
Ein blühendes Gedicht.

Doch wenn ich lesen will darin
Recht tief versenkt und stumm,
Schlägt mir der Schalk in Deinem Aug'
Die Blätter listig um.

IV.

O komm mit mir zu dieser Laube, komm!
Aus ihren Zweigen girrt die Taube, komm!
Am Bergesabhang rauscht der Silberbach,
Reift still zu süßem Wein die Traube, komm!
Ein sanfter Hauch bewegt die grüne Saat
Und flüstert in dem Blütenstaube: Komm!
Die Lilie öffnet sehnend ihren Kelch,
Gibt ihren Duft der Luft zum Raube, komm!
Der bleiche Mond schifft langsam durch die Nacht
Und spricht mit weißem Licht: O glaube, komm!
Die Liebe ist ein kühner Edelfalk;
Lös' ihm mit güt'ger Hand die Haube, komm!

V.

Das böse Meer verschlang ein liebes Blatt,
Das mir des Liebchens Hand gesendet hat.

Vielleicht, daß es alsbald die Nymphe fand
Und es jetzt nächtlich liest am stillen Strand.

Das Wasser wallt heran und trägt sich fort
Mit Wellenmurmeln manches süße Wort.

Die Zeichen all', unleserlich und klein,
Beschauet sich der Mond mit klugem Schein.

Die Luft, die kühl der Nymphe Haar durchweht,
Sucht zu erhaschen, was im Briefe steht.

All das, was sie voll Sehnsucht mir vertraut,
Ward so am Strand belauscht, ward so beschaut.

Doch besser ist's, daß es die Woge nahm,
Als daß es in der Menschen Hände kam;

Denn Nymphe, Welle, Mondenschein und Wind,
Sie sind verschwiegner als die Menschen sind.

„Die Brünnlein, die da fließen."

Die Brünnlein, die da fließen,
Die muß man trinken:
Und wer ein' lieben Buhlen hat,
Der soll ihm winken,
Ja winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß;
Es ist ein harter Orden,
Wer seinen Buhlen meiden muß.

Die Wölklein, die da fliegen,
Die können wandern,
Ein wilder Knab' die eine läßt
Und geht zur andern.
Der Frühling bringt die Rosen,
Der Winter bringt den Schnee
Und feste Schwüre brechen
Thut treuen Herzen gar so weh.

Die Vöglein können singen
Auf grünen Zweigen,
Doch wer ein Lieb' zu eigen hat,
Der soll's verschweigen!
Verschweigen, denn die Dornen
Und Disteln stechen sehr,
Doch böse Lästerzungen,
Die stechen noch weit mehr, weit mehr.

Die Sternlein, die da blinken,
Die soll man grüßen;
Und einen schönen Frauenmund,
Den soll man küssen.
Der Mond geht in die Wolken,
Sobald der Tag erwacht;
Doch lichte Frauenaugen
Die leuchten lieblich Tag und Nacht.

Die Röslein, die da blühen —
Ich pflück' mir eine
Und leg' sie in mein grünes Glas,
Das voll von Weine;
Drauf trink' ich, daß rot Röslein mir
Die Lippen rühren muß;
Wie das mein Herz erfreuet
Und heimlich mahnt an Liebchens Kuß!

Ein Tischnachbar.

Fröhliche Mittagszeit teilender Tischgenoß,
Trauernd vermiss' ich oft Dein harmlos Angesicht,
Das so erwartungsvoll strahlte in stiller Lust,
Wenn zum Beginn des Mahls tönend die Glocke rief!
Immer der Erste Du auf dem gewohnten Sitz,
Reinlich gebreitet lag auf Deinem Knie das Tuch,
Zierlich in jeder Hand führtest die Waffen Du,
Immer gewandt und leicht, sicher zu Schnitt und Stich
Und sie gewannen Dir vielfachen schönen Sieg.
Lächelnd Behagen flog über das Antlitz Dir,
Wenn auf der Tafel stand duftend ein Leibgericht,
Das Du, der Ordnung kund, wußtest, es komme heut!

In dem geschliffnen Glas perlte Dir goldner Wein,
Das Du bedächtig hobst, gegen die Sonne hieltst,
Langsam den klaren Trunk schlürfend dann Zug für Zug.
Keiner hat mehr, als Du, sich am Genuß erfreut
Und seinem Nachbar so auch den Genuß erhöht!
Siehe, da kam ein Tag — längst zum Beginn des Mahls
War schon der Glocke hell lockender Ruf verhallt,
Aber der Stuhl blieb leer, aber der Gast blieb fern!
So diesem ersten Tag folgte der zweite dann;
Wie an der seidnen Schnur Perle an Perle liegt,
Reihten die Tage sich, bis eine Woche voll.
Staunend zum Wirt gewandt fragt' ich: Was hat den Gast,
Der so genehm uns war, ganz von dem Tisch verscheucht?
Längst schon vermißt' ich ihn, aber gedoppelt heut,
Da just der leckre Fisch mit ros'gem Fleisch erscheint?
Jener entgegnet' mir, spöttischen Lächelns voll:
„Kein ungeziemend Wort, kein Blick hat ihn verjagt,
Aber am heitern Schmaus nimmt er hinfort nie teil.
Unter den eignen Tisch streckt er die Füße jetzt, —
In einer Witwe Netz fiel er als Ehgemahl!
Wird ihm Erinn'rung nie quälend zur Seite stehn,
Wenn nun die Kinder schrein, endlos die Gattin schmählt
Über des Herdes Magd, über des Hauses Last,
Rühmend des ersten Manns beſſ're Genügsamkeit?
Prüfte doch jeder klug, eh' er zu tauschen wagt,
Wie der Gewinn sich auch zu dem Verlust verhält!"
Solches verständ'ge Wort sprach der beredte Wirt. —
Jahre vergingen wohl, aber zu jeder Zeit,
Wenn auf der Platte liegt duftend der ros'ge Fisch,
Denk' ich des Nachbars noch und seiner Esserkunst!

Mittag im Süden.

Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!
Man hört des Gottes tiefes Atemholen,
Die jungen Blätter flüstern wie verstohlen
Und nur in langen Pausen zirpt die Grille.

Im Schlummer liegt der hohe Götterwille
Und hat zu feiern der Natur befohlen;
Die Stunden schleichen wie auf Blumensohlen —
Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!

Ein sonnig Netz umschlingt mit goldnen Ringen
Die weite Flur und hält den Bach gefangen,
Bis seine muntern Wellen sanfter klingen;

Den Rosenbusch nur regt ein schüchtern Bangen,
Sehnsüchtig duftet er nach holdem Singen
Der Nachtigall und bebt voll Tauverlangen.

Epigramm.

Stellst Du das Häßliche dar, so leih' ihm den Reiz noch der Charis;
Ist ja der Teufel doch selbst nur ein gefallener Gott.

Reimsprüche.

I.

Es rauschen den eingeborenen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon,

Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen
Und konnten aus all dem Wogen und Wehen
Ein einziges Wort nur: — „Gott!" verstehen.

II.

Der eine liegt am liebsten an dem Bach
Und sieht dem Lauf der hellen Wellen nach;
Der andre sucht im Wald den Dämmerschein,
Ins grünende Dickicht blickt er still hinein.
Geh' Deines Weges, stör' die Träumer nicht
Und such' Dein Plätzchen, schattig oder licht.

Sinnspruch.

Am entlaubten Zweige zittert manchmal noch ein grünes Blatt,
Das der Baum, trotz Sturm und Regen, sorgsam sich erhalten hat;
Also hält die Seele manchmal, als des Glückes letzten Rest,
Vor der völligen Entsagung eine schöne Täuschung fest.

Rudolf Löwenstein.

Geboren am 20. Februar 1819 zu Breslau, wurde als Frühverwaister im Bunzlauer Waisenhause erzogen, besuchte dann das Glogauer Gymnasium und bezog 1840 die Universität seiner Vaterstadt. Seit 1841 studierte er Philologie und Philosophie in Berlin weiter, promovierte, wirkte als Mnemoniker und Lehrer, machte sich dichterisch zuerst 1846 durch seinen „Kindergarten", eine Sammlung sehr reizender Lieder für die kleine Welt und die Jugend, bekannt, und begründete 1848 mit Kalisch und Dohm den „Kladderadatsch", den er und der ihn mit in erster Linie neben den Genannten zu poetischer und journalistischer Berühmtheit, wie zu gesellschaftlicher Beliebtheit verholfen hat.

„Der Kindergarten" (Gedichte, 1846); „Ehret die Frauen" (Bilder von Ed. Schulz, Text von Rud. Löwenstein, 1874).

Zwei besonders die Muse Löwensteins kennzeichnende Proben mögen hier genügen. Das Gedicht: „Von den Engeln" ist ein kleines Meisterwerk des Kinderliederdichters, der Nachruf an „Berthold Auerbach" (vorgetragen in der dem Dichter vom Berliner Handwerkerverein veranstalteten Totenfeier), ein Meisterwerk des Gelegenheitspoeten par excellence, als welcher Löwenstein im heutigen Berlin einen ganz speziellen und von ihm bei jeder schicklichen Gelegenheit neugepflegten und gesteigerten Ruf genießt. Wir bemerken ausdrücklich, daß wir die letzten Strophen des „Nachrufs", die auf einen bekannten, tiefbeklagenswerten Hader unsrer Tage Bezug nehmen, hier wegzulassen uns gestatteten. Hoffentlich gibt der Dichter uns Recht, da es sich für sein schönes Poem in unserem Falle um den Platz in einer Anthologie, welcher der Streit der Gegenwart fern bleiben muß, handelt.

Von den Engeln.

Nun laß Dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die guten Engel sind!
Sie sind so hell von Angesicht,
Als Erd' und Himmel im Frühlingslicht;
Sie haben Augen graublau und klar
Und ewige Blumen im goldgen Haar
Und ihre raschen Flügelein,
Die sind von silbernem Mondenschein —
Bei Tag und Nacht
Schweben die Englein in solcher Pracht.

Nun laß Dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie die Englein fliegen leis und lind!
So leis, als der Schnee vom Himmel fällt,
So leis, als der Mond zieht über die Welt.

Nun laß Dir erzählen, mein liebes Kind,
Wozu die guten Engel sind!
Wo ein Armer betet in seiner Not,
Da bringen sie in das Haus ihm Brot;
Wo beim kranken Kinde die Mutter wacht,
Da nehmen das Kindlein sie in acht
Und wo in Gefahren ein Guter schwebt,
Wo jemand weinet, jemand bebt,
Dahin geschwind
Ziehen die Englein, mein liebes Kind.

Und willst Du, mein Kind, die Englein seh'n —
Das kann auf der Erde wohl nicht gescheh'n,
Doch wenn Du hier lebest fromm und rein,
Wird stets ein Engel um Dich sein.

So leis, als der Keim aus der Erde sprießt,
So leis, als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leis, als vom Baume weht ein Blatt,
So leis, als das Licht über Land und Stadt,
So leis und lind
Fliegen die Englein, mein liebes Kind;

Und wenn sich dereinst Dein Auge bricht,
Du nicht mehr erwachst zum Tageslicht,
Dann wirst Du ihn schau'n, er winkt Dir still,
Dann folg' ihm, wohin er Dich führen will —
Im Himmelsschein
Wirst Du dann selber ein Engel sein.

Nachruf an Berthold Auerbach.

„Vergiß nicht, Freund, den letzten Februar —
Er sei in Dein Gedenkbuch eingeschrieben!
Versammeln will ich dann als Jubilar,
Als Siebz'ger, um mich alle meine Lieben.
Wer's mit dem alten Dichter herzlich meint,
Wer wahrhaft dessen Seele will erlaben
Und mich zum Feste will erfreu'n, — erscheint
Und bringt mir Grüße, bringt mir Blumengaben.

Von Dir erhoff' ich, Rudolf, ein Gedicht,
Du mögst als deutscher Barde Dich erproben,
Mir künden, was von mir im Volk man spricht —
Gern hör' ich's, wenn mich gute Menschen loben.
Gib mir Dein Wort! — Du thust, was ich von Dir
Begehrt! Du sollst's durch Handschlag mir beeiden" —
So, heiter scherzend, sprach der Freund zu mir,
Ich aber reichte ihm die Hand beim Scheiden.

Die letzten Worte, die er zu mir sprach
Aus treuer Brust, — noch heut hör' ich sie tönen
Als Freundesmahnung. — Eifrig sann ich nach,
Des Dichters nahen Festtag zu verschönen:
Anstimmen wollt' ich ihm ein Jubellied,
So laut wie Drosselschlag im Frühlingswetter;
Hintönen sollt' es über Feld und Ried,
Gleichwie der Lerche fröhlichstes Geschmetter.

Begrüßen wollt' ich ihn beim Morgenstrahl,
Wie Blumenhauch und frisches Waldesweben
Und rufen wollt' ich über Berg und Thal
Hinaus, so weit nur deutsche Herzen leben:

Wer sich des Lichts noch zu erfreun vermag,
Der preise heut den Dichter auserkoren;
Gesegnet seist Du, letzter Hornungs-Tag,
Da Berthold Auerbach uns ward geboren!

Erhebt zum Festgruß euch! Ja, werdet wach
Und nehmet Leben an, ihr Luftgestalten,
Um in des Dichters lauschigem Gemach
Die Pracht der Morgengaben zu entfalten!
Bekränzt sein Haupt und küßt die Stirn ihm leis' —
Barfüßle, Lorle, Ton'le und Brigitte! —
Wie blickt so froh der jugendfrische Greis
In seiner Geisteskinder trauter Mitte!

Schon sah im Traum ich bunte Scharen nahn;
Den Diethelm, Landolin, Jakob, den Vater,
Den Ivo, Lehnhold, Tolpatsch, Florian,
Den Geigerlex und auch den — Kolebrader — —
Sie reichten ihm des Dankes Ehrenpreis
Und ihre Brust durchströmte — „Neues Leben",
Feldblumen brachten sie und „Edelweiß"
Und feur'gen Gruß auch von des Rheines Reben. —

Da plötzlich drang zu mir ein Todesschrei.
Ein Schmerz erfüllt mich, ein unsagbar wilder!
Mein Lied verstummt, die Laute springt entzwei,
Entschwunden sind die heitren Traumesbilder:
Die Schar entflieht, von jähem Schreck erfaßt, —
Nicht ahnt' ich, daß so schnell sie mir entflöhe!
Mein Berthold starb! — Er liegt zur letzten Rast
Im Schwarzwald heut gebettet — „auf der Höhe".

Statt meines Jubelliedes — dies Grabgedicht! —
O nimm es hin! Ich hab' mein Wort gehalten

Und trauernd üb' ich hier die Freundespflicht. —
— Du sankst, getroffen von des Schicksals Walten,
Doch flüstern Dir der Heimat Tannen zu:
Von Deines Lebens Mühsal und Beschwerde,
Du rastlos wacher Geist, nun schlummerst Du
Den ew'gen Schlaf in mütterlicher Erde.

Hieronymus Lorm.

Pseudonym für den am 9. August 1821 zu Nikolsburg in Mähren geborenen Heinrich Landesmann, einen Bruder der Witwe Berthold Auerbachs. Von Kindheit auf leidend, konnte der Knabe nur durch die sorgfältigste und liebevollste Pflege der Mutter am Leben erhalten bleiben. Mit dem 12. Jahre warf Lähmung ihn abermals darnieder, seit dem 15. Jahre hatte diese Lähmung aus den Muskeln und Gelenken weg sich auf Gehör und Gesicht geworfen, sodaß ersteres ganz, letzteres beinahe ganz verloren ging. Fortan war ihm nur mühsame, aufreibende autodidaktische Ausbildung möglich; die Ärzte untersagten auch diese, endlich jedoch ward man inne, „daß die zerrüttete körperliche Maschine lediglich noch durch die geistigen Triebfedern einen, freilich wunderbaren, Halt gewann“. Unter solchen trüben Verhältnissen erwachte in Landesmann der Dichter und der Denker. 1843 entstand „Abdul“, die reizende poetische Bearbeitung einer „muhamedanischen Faustsage“; sein kritisches Talent bewährte sich zuerst durch das 1846 erschienene Buch: „Wiens poetische Schwingen und Federn“, welches gegen die Metternichsche Zensur sich richtete. Seinethalb vertauschte er Wien mit Berlin und den Namen Landesmann mit dem nom de guerre Hieronymus Lorm. Er schrieb in Berlin die „Gräfenberger Aquarelle“ u. a., bis die Revolution von 1848 freie Bahn schuf, nach Wien zurückzukehren. Über ein Vierteljahrhundert verbrachte er hier, resp. im nahen Baden, in vorwiegend journalistischer Thätigkeit, besonders für die „Wiener Zeitung; 1856 verheiratete er sich; 1873 siedelte er nach Dresden über.

Nach den „Gräfenberger Aquarellen“ (1848) erschien zunächst (1852) der früher entstandene „Abdul“ (s. o.), welchem der Roman: „Ein Zögling des Jahres 1848“ folgte (1855). Anreihten sich die Novellensammlungen: „Am Kamin“ (2 Bde., 1857), „Erzählungen eines Heimgekehrten“ (1858), „Intimes Leben“ (1860), „Novellen“ (2 Bde., 1864) — verschiedenes Dramatisches, so ein Familiendrama: „Das Forsthaus“, ein Schauspiel; „Hieronymus Napoleon in Westfalen“, die Lustspiele: „Der Herzensschlüssel“, „Die Kurgäste“, „Die Alten und die Jungen“; ferner „Philosophischkritische Streifzüge“ (1873), „Philosophie der Jahreszeiten“ und „Der Abend zu Hause. Betrachtendes Verweilen bei Wissenschaft und Leben“ (letztere zwei Bücher als Publikationen des „Verein für deutsche Litteratur); endlich „Gedichte“ (1870), „Neue Gedichte“ (1877) und „Gedichte“ (Gesamtausgabe, 1880).

Nicht ganz unzutreffend hat man Lorm einen lyrischen Schopenhauer, den Pessimist unter den heutigen Lyrikern genannt. Sein permanenter „Weltschmerz“ hat in der That noch mehr „Methode“, als derjenige der früheren Weltschmerzdichter; es ist in die durchgängige Negation sozusagen System gebracht. Etwas „lyrische Lüge“ läuft auch hier mitunter, aber man darf nicht vergessen, daß ein materieller Untergrund für derartige Gemütsverfassung und Weltanschauung gerade in Lorms individuellem Mißgeschick vorhanden gewesen ist.

Zu spät.


as soll dem Hoffnungslosen
Der Zauber im Gemüt?
Ach, meines Lebens Rosen
Sind alle schon verblüht.

Mir wend' nicht zu Dein bleiches,
Dein holdes Angesicht;
Das Glück ist ein zu reiches,
Von dem Dein Anblick spricht.

Mir war's, als süße Treue
Dein feuchtes Aug' verhieß,
Ich säh' des Gottes Reue,
Der mich ins Elend stieß.

König Schmerz.

Der König Schmerz ist streng bedacht,
Die Thränen nicht zu zeigen;
Der König trägt nicht Tag und Nacht
Die Krone, die sein eigen.

In schlichter Hülle, unerkannt,
Verweilt er gern im Dunkeln —
Doch schlägt zurück er das Gewand,
Beginnt ein seltsam Funkeln.

Er trägt den Stern auf seiner Brust,
Der Schmerz, der volle, ganze
Und jeder irdische Verlust
Gibt einen Strahl zum Glanze.

Was bleibt.

Als mir einst noch Rosen blühten,
Sterne hold verheißend glühten,
Fand sich manche Thräne doch.

Meine Rosen sind erblichen,
Meine Sterne sind gewichen —
Meine Thränen fließen noch!

* * *

Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfassen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.

Sphärengesang.

Solang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch' Ohr den leisen
Gesang der Welt:

„Dem seligen Nichts entstiegen,
Der ewigen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?

Ein Moment.

Mich überkommt ein seltsam Dämmern,
Ein Licht in dumpfer Todesruh'
Und einem rätselhaften Hämmern
Des Herzens hör' beglückt ich zu.
Es steigt empor in Nebelfarben
Verfehlt, versäumt, geopfert Glück!
Die Wünsche, die in Thränen starben —
Was führt mit Lächeln sie zurück?

Erfüllung ist, was sie geleitet,
Mir unbekannt, doch hold verwandt,
Daß des Entzückens Schauer gleitet
Bis ins geheimste Lebensband.
Nicht denkt mich das Geschick zu laben!
Der Nerv des Glücks, mir fühlbar kaum,
Will einmal doch empfunden haben,
Wär's auch nur im verworr'nen Traum.

Neue Jugend.

Preis dem Geschick, das mich zu Dir gezogen —
Es lehrt, daß meine Jugend nicht verflogen.
Nicht ihre Wonnen sinds und nicht ihr Zauber,
Woran mein Herz sich glühend fest gesogen;
Auch sprach Dein Aug' zu keinem meiner Träume
Mit mildem Strahl, er hätte nicht gelogen.

So oft mein Wunsch zum Himmel stieg, da sandtest
Du einen sichern Schmerzenspfeil vom Bogen;
Du gabst Versagung mir und Weh für alles,
Was je ein Weib zur Liebe hat bewogen —
Und doch erkannt' ich meine Jugend wieder,
Denn wieder hat das Leben mich betrogen!

Weltlauf.

Wohin das Auge dringt,
Ist Schuld und Leiden
Und was der Zeitlauf bringt,
Ist Flieh'n und Scheiden.

Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch so viel an Raum,
Daß er zerstiebe.



Oswald Marbach.

Geboren am 13. April 1810 zu Jauer in Schlesien, war Lehrer der Mathematik in Liegnitz, dann Privatdozent an der Universität und erster Mathematikus an der Nikolaischule zu Leipzig, später daselbst a. o. und ordentlicher Honorar-Professor, Zensor, Ober-Redakteur der „Leipziger Zeitung" und Kgl. Sächs. Hofrat. Als Direktor einer Lebensversicherungsbank lebt er noch daselbst und noch scheint die überaus rege und vielseitige Thätigkeit, die er auf schriftstellerischem Gebiete entwickelt hat, nicht abgeschlossen . . .

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir mit Übergehung der fachwissenschaftlichen, besonders für den höheren mathematischen Unterricht berechneten, zunächst seine unter dem Pseudonym Silesius Minor herausgegebenen „Gedichte" (1836), das „Buch der Liebe" (1839), „Liebesgeschichten" (1846), seine Übersetzung des Nibelungenliedes (1841), ferner „Johannes" (Religiöse Dichtungen) und außerdem seine teils selbständig, teils frei nach den Klassikern oder Shakespeare gearbeiteten, die Originale „umdichtenden" Dramen: Coriolan, Ein Weltuntergang (Trilogie: Cäsar, Brutus und Cassius, Antonius und Kleopatra), Herodes (Komödie), Proteus, (Satyrspiel), Medeia, Hippolyt, Othello, Romeo und Julia, Agamemnon, sowie sämtliche Sophokleische Tragödien in deutscher Nachdichtung. Überdies Aristoteles' „Dramaturgie" und endlich: „Das Halljahr Deutschlands. Klänge und Lieder" (1870). Eine neue Sammlung von Marbachs Gedichten wird beabsichtigt; die hier mitgeteilten Proben, sämtlich aus den 60er und 70er Jahren, mögen auf sie vorbereiten.

Oswald Marbach hatte die Leipziger Schauspielerin Rosalie Wagner, eine durch die Poesie ihrer Gestaltungen heute noch den Alten dieser Stadt unvergessene Schwester Richard Wagners und Tante Johanna Jachmann-Wagners, geheiratet. Die erste Entbindung kostete ihr das Leben. Ein Sohn zweiter Ehe ist Hans Marbach, Dichter der Dramen: „Timoleon", „Marius in Minturnä" u. a.

Waldeseinsamkeit.

Es singt in Waldeseinsamkeit
Ihr schönstes Lied die Nachtigall;
Sie klagt ihr tiefstes Herzeleid
Niemandem, als dem Wiederhall —
Entfloh'n dem wüsten Menschenschwall,
Dem wilden Lärm, dem wirren Schall,
Hinaus, hinauf, wo ungestört
Ihr Sang verhallt und ungehört.

So sing' auch Du, o Menschenherz
Und hab' genug am Wiederhall,
Der fühlt am tiefsten Deinen Schmerz,
Der teilet Deine Freuden all' —
Denn wisse nur: Was wiederhallt,
Ist nicht der Fels, ist nicht der Wald —
Das ist Dein Gott, der einzig nur
Versteht den Schrei der Kreatur.

Bild eines jungen Mädchens.

Recht wie ein junges Reh, verwundert und erschreckt,
Das aus dem Busche bricht und eine Welt entdeckt.

Erhab'ner Wahnsinn.

Erhab'ner Wahnsinn! Von dem Lager springen
Die Menschen auf, einander anzufallen:
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten schallen
Und Waffen klirren — auf zum blutgen Ringen!

Nun gilt es, wer den andern wird bezwingen;
Die Schwerter blitzen, Flintenschüsse knallen,
Kanonendonner durch die Lande hallen
Und in den Lüften Totenvögel singen.

Die Menschen sinken, wie im Feld die Ähren,
Wenn von der Sense hingemäht sie werden,
Um nie aufs neue sich emporzuheben.

Und alles das — warum? — um zu bewähren,
Daß für den Menschen, wie er lebt auf Erden,
Es etwas gibt, was mehr ihm, als das Leben!

Der Zauberer.

Wie in einer düstern Höhle
Schattenbilder gaukelnd schwanken,
Flattern durch die Menschenseele
Schemen ewiger Gedanken,
Die zerfließend sich gestalten
Und im Werden schon vergeh'n,
Nicht zu fassen, nicht zu halten,
Ängstigend vorüberweh'n.

Göttlich wäre, wem's gelänge,
Sie zu fangen und zu bannen,
Wer in feste Form sie zwänge,
Eh' in Schatten sie zerrannen;
Denn ein Heer gewaltiger Geister
Wär' zu dienen ihm bestellt
Und sie brächten ihrem Meister
Die von ihm bezwungne Welt:

Solch ein Zaubrer ist der Dichter!
Denn er dichtet die Gestalten,
Wunderbare Sprüche spricht er
Voll dämonischer Gewalten,
Daß Gedanken Wesen werden,
Die der Sterblichkeit entrückt
Und ein Geisterreich auf Erden
Menschenaugen hoch entzückt.

Jeder Mißlaut ist verklungen
Und verbebt sind alle Schmerzen;
Von der reinsten Lust durchdrungen,
Jauchzen selig Menschenherzen.

Aus des Todes Traum zur Klarheit
Ist der Menschengeist erwacht,
Denn des Dichters Welt ist Wahrheit,
Wirklichkeit in Morgenpracht!

Hermann Marggraff.

Hermann Marggraff wurde am 14. September 1809 zu Züllichau in der Neumark geboren, studierte in den Jahren 1829—33 in Berlin Philologie und Geschichte, widmete sich aber bald der schriftstellerischen Thätigkeit, vor allem auf journalistischem Gebiete. Sein Leben war ein ziemlich ruheloses: Berlin, Leipzig, München, Augsburg, Heidelberg, Frankfurt a. M., Altona, Hamburg und wieder Leipzig wurden nach einander die Stätten seines unermüdlichen Wirkens. In Leipzig verbrachte er die letzten zehn Jahre seines Daseins als Herausgeber der „Blätter für litterarische Unterhaltung" und Mitarbeiter anderer Brockhausschen Unternehmungen, wie er in Heidelberg Mitredakteur der Gervinusschen „Deutschen Zeitung" und in Hamburg des „Korespondent" gewesen war. Am 11. Februar 1864 starb der vielgeprüfte Dulder. — Werke: Ein Trauerspiel („das Täubchen von Amsterdam"), mehrere humoristische Romane (z. B. die Münchhauseniade „Fritz Beutel"), zahlreiche Beiträge zur Litteraturgeschichte und Kunstkritik (in Sammelwerken, Monographien und Journalaufsätzen), sowie, was uns speziell hier angeht, „Gedichte" (1830 in Verein mit seinem Bruder, dem späteren Münchner Kunstgelehrten und Professor Rudolph Marggraff), „Gedichte" (neue Sammlung, 1857) und eine „Balladenchronik" (1862). — Hermann Marggraff war ein auserwähltes Talent für die Lyrik; schade, daß er diese Begabung nicht in noch höherem Maße ausbilden und zu künstlerischer Gestaltungsfähigkeit heranreifen lassen konnte! Die Not des Lebens zwang ihn auf ein Feld der Litteratur, das er sich zwar auch völlig unterthan machte, das aber die eigene Produktion schwächte und die Lust dazu einschläferte. Man wird in Marggraffs Gedichten überall ein Etwas gewahr werden, was man im besten und charaktervoll-männlichstem Sinne eine „schöne Seele" nennen kann.

~~~~~

Liebesursach.

Sprich, kannst Du mir, Du süßes Kind,
Recht gründlich sagen,
Warum Du mich im Herzen schon
So lang' getragen,
So lang', so lang' — und trägst mich noch
In Deinem Herzen,
So tief, so tief — das könnte mich
Beinahe schmerzen.
~~~~~

Ich bin nicht schön, nicht allzu jung
Und nur ein Dichter!"
Da ward verklärter ihre Stirn,
Ihr Auge lichter,
Da sprach sie, als ob weiter nichts
Zu sprechen bliebe:
„Ich liebe Dich, ich liebe Dich,
Weil ich Dich liebe!"

An einer Bahre.

Wenn heut' jemand nach ihm fragt,
Der ihm Liebe vorgelogen
Und ihm treulos war — dem sagt,
Daß er heute ausgezogen,
Ausgezogen in ein Haus,
Wo er niemand kann empfangen,
Wo nur ein und niemals aus
Die Bewohner sind gegangen.

Wenn heut' jemand nach ihm fragt,
Der sonst niemals nach ihm fragte,
Nicht in Lieb' und Haß — dem sagt,
Daß er schlummert, der Geplagte,
Daß er sich zu langem Traum
Eben hingestreckt ins Bette,
Welches nur für einen Raum,
Raum für keinen zweiten hätte.

Hymnus.

Er ist so fern,
Daß, wenn Du Adlerflügel an Dich nähmest
Und in die Himmel flögst von Stern zu Stern,
Du Seinem Throne doch nicht näher kämest.

Er ist so nah,
Daß, streckst Du nur die Hand nach einer Blume,
Nach einer Frucht, so ist Er plötzlich da
Und wird Dir zum Besitz und Eigentume.

Er ist so stark,
Daß, wenn Er haucht, Gebirg und Wald zersplittern,
Daß selbst der Erdball bis ins tiefste Mark
Vor Seinen Atemzügen muß erzittern.

Er ist so mild,
Daß, wenn Sein Athem durch die Fluren säuselt,
Sich kaum im unermeßlichen Gefild
Ein Blatt nur rührt und eine Welle kräuselt.

Er ist so groß,
Daß Ihm die weite Erde nicht zu weit ist,
Daß Ihm der breite unbegrenzte Schoß
Des ganzen Alls und Weltalls nicht zu breit ist.

Er ist so klein,
Daß, in das Herz des Menschen eingelassen,
Ihn dieser kleine, kleine Herzensschrein
Vermag in seiner Ganzheit zu umfassen!

An meine Feder.

I.

Dir dank' ich alles, was ich bin und habe —
Zwar wenig ist's, doch ist es mir genug —
Dir, kleiner Federkiel, der Du mein Pflug,
Mein Spaten bist, mit dem ich pflüg' und grabe!

Und ganz gewiß, ich halte Dich im Trabe
Und willig dienst Du mir und ohne Lug
Und wirst mir dienen bis zum Aschenkrug.
Zu hoffen wag' ich's, noch mit mancher Gabe.

Und was Du auch gefehlt in Drang und Hast,
Doch sah man Dich nie bei der Menge nächt'gen,
Nein, einsam trugst Du Deiner Nächte Last.

Nie schlichst Du bei Gewaltigen und Mächt'gen
Dich dienend ein als kriecherischer Gast
Und fröhntest nie dem Schimmernden und Prächt'gen.

II.

Dem einen ward das Schwert, er läßt sich's zahlen,
Daß er es täglich schnallt an seine Lenden;
Ein andrer wägt für Sold in seinen Händen
Der Themiswage zweifelhafte Schalen.

Ein dritter lebt von seinem klerikalen
Sermon und von Postillen und Agenden;
Sein Werkzeug ist die Schrift, aus deren Bänden
Er seine Themen nimmt, die pastoralen.

Mein Werkzeug bist nur Du — ein arbeitsames!
Kein Orden wird auf meinem Sarge prangen,
Kein Ehrenschwert mit goldener Agraffe;

Nein, legen soll man Dich statt solchen Krames
Auf meines letzten Hauses Bretterwangen,
Mein Rüstzeug, Dich, Dich, meine Ehrenwaffe!

Lebens- und Trostsprüche.

Wenn ein Leid Dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn den Raum es Dir beengt,
Suche selbst Dir Raum zu schaffen.

Zeige Dich zu jeder Zeit
Stärker, als Dein Herzensjammer!
Sei nicht Ambos Deinem Leid,
Nein, sei Deines Leidens Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von Dir
Überwunden und gebannt ist,
Wisse, daß Du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

Herz, mein Herz, o klage nicht!
Tröstend laß mich zu Dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Herz, mein Herz, auch Du wirst brechen!

Du, mein Auge, weine nicht!
Tröstend laß mich zur Dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Du, mein Aug', auch Du wirst brechen!

Alfred Meissner.

Geboren am 15. Oktober 1822 in Teplitz, studierte bis 1846 in Prag Medizin, promovierte als Doktor derselben und war kurze Zeit als Spitalarzt thätig, widmete sich bald aber der Litteratur und Poesie, begab sich nach Leipzig, dem damaligen Asyl einer kleinen österreichischen litterarischen Emigration, verlebte das Jahr 1847 größtenteils in Paris, kehrte 1848 in seine Heimat zurück, ging indes infolge der Spaltungen zwischen Tschzechen und Deutschen nach einigen Monaten abermals ins Ausland, nach Frankfurt und im Winter 1849 wieder nach Paris. Seit 1850 lebte er dann von neuem in Prag, bis er 1869 nach Bregenz am Bodensee übersiedelte, wo er sich eine Villa erwarb. Werke: „Revolutionäre Studien aus Paris" (1849); „Am Stein" (Skizzenbuch vom Traunsee, 1853); „Heinrich Heine" (Erinnerungen, 1856); „Durch Sardinien" (Bilder von Festland und Insel, 1859); „Unterwegs" (Reisebilder, 1866); „Kleine Memoiren" (1866); „Rokokobilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters" (1871).

Ferner Dramen: „Das Weib des Urias", „Reginald Armstrong", „Der Prätendent von York" (erschienen als „Dramatische Werke" in 3 Bänden, 1859).

Sodann eine große Anzahl Romane und Novellen; von ersteren seien genannt als wohl die bedeutendsten: „Der Pfarrer von Grafenried", „Der Freiherr von Hostiwin", „Sansara", „Zur Ehre Gottes", „Neuer Adel", „Schwarzgelb", „Die Kinder Roms", endlich „Das Vermächtnis des Kain". Novellensammlungen sind z. B. „Seltsame Geschichten", „Charaktermasken", „Novellen" „Historien".

Endlich: „Gedichte" (1845); „Ziska" (Gesänge, 1846)) „Im Jahre des Heils" (Gedicht, 1848); „Der Sohn des Atta Troll" (Komisches Epos, 1850); „Dichtungen" (1852); „Zeitklänge" (Gedichte, 1870); Werinherus" (Gedicht in 12 Gesängen, 1872). — Eine Ausgabe „Sämtlicher Werke von Alfred Meißner" ist 1872 ff. in 18 Bänden, sowie eine Volks- und Liebhaber-Ausgabe der „Dichtungen" 1879 erschienen.

Was dieser Dichter speziell auf lyrischem Gebiete geleistet, ist nicht das beste, doch ein Teil des besten seiner gesamten litterarischen und poetischen Thätigkeit. Er gleicht in der Hinsicht, wie überhaupt in der ganzen Art und Weise seines Dichtens und Empfindens, seinem Landsmann M. Hartmann. Beide gehören mit zu den hervorragendsten und jedenfalls auch liebenswürdigsten Erscheinungen der nicht in allen ihren Persönlichkeiten gleich angenehmen Weltschmerzperiode der deutschen Lyrik.

Erstes Erblicken.

Ich hab' Dich immer nur gesehen
Von einem Schleier überwallt,
Der wie ein Duft mit leisem Wehen
Umspielte Deine Huldgestalt.

Ob er der Anmut vollen Schimmer
Verhüllte, dennoch liebt' ich ihn,
Den Schleier, der ein Bild mir immer,
Jungfräulichkeit, von Dir erschien!

Ist's doch der Reiz der Mädchenseele,
Daß auch auf ihr ein Schleier liegt,
Nicht, daß er bergend etwas hehle,
Doch mildernd alles sanft umschmiegt.

Da — plötzlich im erhellten Saale
Seh' ich Dich stehn in Schmuck und Glanz
Und jetzt erst, jetzt zum ersten Male,
Wie schön Du bist, begreif' ich ganz!

Mein Herz erfaßt's mit holdem Beben,
Du bist wie schleierloses Glück!
Doch wär's auch besser — für mein Leben
Wünscht' ich den Schleier nicht zurück!

Und mit Gedanken, wonnig tötend,
Denk' ich: Wie wird einst jenem sein,
Vor dem den Schleier Du errötend
Senkst, Mädchen, von der Seele Dein!

Auf eine Tote.

Schön war sie, wenn ein Bild von Stein
Ruhig und ernst, voll hehrer Milde,
Eines größten Meisters Gebilde,
Kalt und edel, schön kann sein.

Wie ein Spiegel war ihr Gemüt,
Spröde und klar — er ist zersprungen,
Eh' noch ein Licht zu ihm gedrungen,
Eh' noch ein Bild darin erglüht.

Sie sprach und sang und ahnte es kaum,
Was sonst ein Mädchenlos versüßt hat;
Wenn sie geküßt ward oder geküßt hat,
War es im Geist nur oder im Traum.

Nun ist sie tot und lebte doch nie,
Sie ist am Leben nur gewesen —
Ein Buch entsank ihrer Hand — doch sie
Hatte kein Blatt darin gelesen.

Begegnen.

Eine Silberlichtspur folgt dem Kahn
In der stillen Nacht auf seiner Bahn —
So ließ Dein Erscheinen eine helle
Spur in meines Lebens dunkler Welle.

Jene Spur, die in den Wassern ruht,
Wird verschwinden mit der nächsten Flut;
Doch die schöne Lichtspur im Gemüte
Tilgt fürs Leben keines Sturms Gewüte.

An Agnes.

In den Bildern des Watteau
Sehn wir auf beblümten Wiesen
Wandeln, jung und lebensfroh,
Kleine zierliche Marquisen.
Im Brokatkleid, hochtoupiert,
Wandeln sie im Abendscheine,
Mit dem Fächer kokettiert
Ihre Hand, die liebe kleine.
Fächelnd ihres Busens Schnee,
Lächelnd mit dem roten Mündchen,
Scherzen sie mit dem Abbé
Oder spielen mit dem Hündchen.
Solchem Bild, Du Zauberin,
Magst Du noch am meisten gleichen,
Könnte an das Leben hin
Je die Kunst des Pinsels reichen.
Solche Augen, grausam schön,
Wußte auch Watteau zu malen;
Lang', nachdem man sie gesehn,
Brennen noch ins Herz die Strahlen;
Auch dem Antlitz diesen Hauch
Gab er und den Engelsmienen —
Doch die Mängel hast Du auch,
Scheint mir, seiner Heroinen.
Ob das Auge auch von Lust
Spricht und Wonne paradiesisch —
Eitel Schnee scheint mir die Brust
Und Dein Herz fühlt ganz marquisisch!

Rudolf Menger.

Am 26. Mai 1824 zu Driesen in der Neumark geboren, erhielt Rudolf Menger seine Gymnasialbildung in Züllichau und Neustettin und lag dann auf den Universitäten Jena und Berlin den philosophischen und geschichtlichen Studien ob. In die journalistische Karriere eintretend, war er zunächst Redakteur der Stettiner Zeitung. Nach Berlin übergesiedelt, gehörte er der Redaktion der „Preußischen" und der „National Zeitung" an, schuf dann längere Zeit ausschließlich litterarisch, wurde später für das „Berliner Tageblatt" gewonnen, dessen verantwortlicher Redakteur er auch eine Zeitlang war, und gründete Michaelis 1875 mit einigen Kollegen das anfänglich zwar prosperierende, auf die Dauer dennoch nicht lebensfähige Konkurrenzunternehmen: „Neues Berliner Tageblatt". Seit 1876 ist Menger wieder ausschließlich mit litterarischen und kleineren journalistischen Arbeiten beschäftigt, die ihm eine hochgradige Trübung der Augen vielfach erschwert.

Außer einem Bändchen politischer Gedichte: „Eisentrutz" ist noch keine lyrische Sammlung Mengers erschienen. Novellen und Romane: „Der tolle Christel", „Ein Zeuge vom Jenseits", „Graf Hadubrand", „Ein Volk in Waffen", „Die Muse des Verderbens", „Die Reiterin von Wohlleben", „Stephan Czaroswil", „Der Tanz ums goldene Kalb", (in Ernst und Scherz ein wirkliches und unverkennbares „Berliner" Lebensbild). Lustspiele: „Lina, das Kind" und „Diplomatie der Liebe"; das Lessing-Festspiel: „Ein gefesselter Prometheus", die Tragödie: „Manassar, der Fürst von Toledo" und das nationale Schauspiel: „Herzog Radbod". Die Tragödie „Kaiser Otto III." wurde von dem Verwaltungsrat der Augsburger Schillerstiftung einstimmig als preiswürdig anerkannt, konnte aber den Preis, der statutenmäßig nur jüngeren Dichtern erteilt werden soll, nicht erhalten, da der Autor den noch krönungsfähigen Jahrgang längst überschritten hatte. Auch ein „deutsches Dichterlos!"

Die Heimatsblume.

Ich möcht' ein Lied, ein tiefes Lied
In die scheidende Sonne singen,
Ich möcht' eine welke Rosenblüt'
Mit tausend Thränen verjüngen,
Ich möcht' einen Namen rufen in's Land,
Der nimmer zu vergessen
Und einmal noch die liebste Hand
An Herz und Lippen pressen.

Ich möcht' die wandernde Wolkenschar
Am grauen Gewande halten,
Ich möcht' der Windsbraut fliegend' Haar
Um meine Hände falten,
Ich möcht' mit dem Donner über mir
Durch zitternde Thäler beben,
Ich möcht' mit dem Blitzstrahl hin zu ihr
In lodernden Flammen schweben.

Und ach, ich halt' ein trostlos Nichts
Umklammert mit meinen Händen,
Nicht einen Strahl des Abendlichts
Kann ich als Boten senden;
So möcht' ich sein ein wunder Schwan,
Dem sterbend ein Klang gegeben,
Davon im fernsten Ozean
Die Heimatsblumen beben —

Und singen ein Lied voll Zaubermacht
An meine Heimatsblume
Und schüren die Sehnsucht zu Flammenpracht
Im Herzensheiligtume
Und den letzten Atem in's Abendrot
Hinjauchzen mit wilder Wonne:
Ich liebe Dich, liebe Dich bis zum Tod,
Du schöne, versunkene Sonne.

Maiennacht.

Dunkle Schatten seh' ich sinken
Auf die Thäler kühl und sacht
Und die durst'gen Blumen trinken
Schon den frischen Tau der Nacht;

Fern vom Wald voll süßer Schmerzen
Tönt des Sprossers weicher Sang
Und erweckt mir tief im Herzen
Einen längst verklungnen Klang.

Wunderbare Melodieen
Dämmern heimlich um mich her,
Dunkle Augen seh' ich glühen
Liebesfeucht und sehnsuchtsschwer;
Holde Hände seh' ich winken
Schüchtern zu verstohl'ner Lust
Und mir ist's, als sollt' ich sinken
Selig an die schönste Brust.

Denn fürwahr, es lächelt wieder
Mich die goldne Göttin an
Und schon bricht der Strom der Lieder
Jauchzend sich im Herzen Bahn.
Seid gegrüßt ihr Himmelslichter,
Tiefes Blau der Frühlingsnacht:
Liebe, Nachtigall uud Dichter
Sind zugleich im Mai erwacht!

An ein schönes Mädchen.

Ich seh' Dich an zu tausend Malen
Und nimmer sieht mein Herz sich satt,
Wie auf Dein Haupt aus vollen Schalen
Die Schönheit sich ergossen hat.
Ich seh' Dich an und vor mir weben
Sich Liebesträume seltsam hin,
Von Dir empfangend Klang und Leben,
Nach Dir verschönernd Form und Sinn.

Mir träumt bei Deiner Augen Glühen,
Daß auch die Nacht hier Sonnen hegt,
Bei Deiner Lippen Purpurblühen,
Daß auch der Winter Rosen trägt;
Mir träumt, wenn Du Dich seitwärts neigest,
Daß die Antike sich belebt
Und, wenn Du voll Dein Antlitz zeigest,
Daß die Madonna vor mir schwebt.

Mir träumt von einem blassen Kinde,
Das fremd in dieser Welt sich fühlt,
Von einer schlanken, scheuen Hinde,
Die sich am Waldquell Wunden kühlt;
Von einem Herzen unverstanden,
Von einem Schwan in Nordlands Flut,
Von einem Klang aus fernen Landen,
Drin aller Himmel Sehnsucht ruht.

So seh' ich Dich zu tausend Malen —
So naht mir leise Traum auf Traum,
Es regt in Duft und Mondenstrahlen
Die Poesie den Wunderbaum,
Geheimes Klingen läßt sich hören,
Das grüßend Deine Scheitel küßt:
Nun möcht' ich bei den Göttern schwören,
Daß Du die Muse selber bist.

An die Einsamkeit.

Einsamkeit, Gedankenmutter, die an milder Brust mich nährte
Und für manchen Schmerz des Lebens Trost mir in mir selbst gewährte,
Die mir zog auf Mondesstrahlen hoch vom Himmelsblau hernieder
Meine stillbeglückten Träume, meine seligsüßen Lieder —

Oft bin ich Dir untreu worden, wagte mich hinaus in's Leben,
Fühlte meine Pulse schwellen, fühlte hoch mein Herz erbeben,
Sah mit sehnsuchtsvollen Blicken nach des Ruhmes grünen Kränzen,
Sah der Jugend und der Schönheit sieggewohnten Zauber glänzen,

Stürzte mich mit frischem Mute in den ernsten Streit der Männer
Als der Wahrheit und des Rechtes lauter, freudiger Bekenner,
Warb um meines Volkes Liebe, wie wir um das Höchste werben,
Dem wir mit Begeist'rung leben und mit freud'gem Stolze sterben.

Aber nimmer, was ich suchte, hab' ich in der Welt gefunden,
Nicht die Rosen, doch die Dornen, nicht den Lorbeer, doch die Wunden
Und gebeugt an Mut und Kräften, arm an Glück, doch reich an Harme,
Ließ ich als ein müder Kämpfer endlich sinken meine Arme.

Ruhig ist das Herz nun worden mit den Jahren und den Sorgen,
Da dem Streben doch beschieden nimmer der Erfüllung Morgen;
Seine Liebe, seine Sehnsucht ließ es still in sich verbluten
Und doch sprüht ein seltner Funken aus der Asche früh'rer Gluten.

Zwar die Welt hat viel verschuldet und die Welt hat viel verdorben,
Doch so viel nicht, daß mir alles wär' verloren und erstorben:
Mit dem letzten und dem besten hab' ich mich aus ihr gerettet
Und entsagend mich nun wieder, Einsamkeit, zu Dir gebettet!

Locke nun auf Mondesstrahlen hoch vom Himmelsblau hernieder
Meine stillbeglückten Träume, meine seligsüßen Lieder,
Daß sie wie der Osterglocken Friedensbotschaft weiter klingen
Und der kalten Welt die Grüße unverstand'ner Liebe bringen.



Gustav Freiherr von Meyern-Hohenberg.

Geboren am 10. September 1820 zu Kalvörde (braunschweigischer Enklave in der preußischen Altmark), studierte Freiherr Gustav in Göttingen und Berlin die Rechte und trat dann in Sachsen-Koburg'sche Zivil- und Hofdienste. 1844 wurde er bereits Geh. Kabinetsrat des jungen Herzogs Ernst, später General-Intendant des Herzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle. Im Oktober 1868 nahm er seine Entlassung und zog sich mit seiner Familie — er hatte sich 1855 mit Klara v. Alvensleben aus dem Hause Zichtau vermählt — nach Konstanz zurück, wo er am 9. März 1878 gestorben ist.

Am bekanntesten sind G. v. Meyerns Bühnenstücke geworden, vor allen „Heinrich von Schwerin" (Schauspiel aus der deutsch-dänischen Geschichte, 1858) und „Die Braut Konradins" (1859), ferner „Ein Kind des Elsaß" (Drama, 1873), „Das Ehrenwort" (Schauspiel, 1873) und „Das Haus der Posa" (hist. Schausp., 1874). Voran ging noch: „Ein Kaiser" (Politisch-dramatische Studie, 1857); es folgten zum Schluß, außer Dramatisierung, resp. selbständiger Bearbeitung des V. Hugoschen „Cromwell" und der Dingelstedt'schen „Amazone", „Die Malteser" (Geschichtliches Schauspiel, 1876).

Lyrisches und sonstiges: „Monatsmärchen" (Bilder und politische Gedichte" 1850); „Das Welfenlied" (1854); „Zeitgedichte" (1870); „Ein Märchen aus unseren Tagen" (1875); „Balladen vom Elsaß (1876).

Die „Monatsmärchen" sind jedenfalls eine recht originelle dichterische Schöpfung. Der Gedanke, die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halbsymbolisches und allegorisches Märchenbild zusammenzufassen und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonifikationen zu gliedern, ist neu und noch nicht dagewesen in der Poesie. Das Märchen hat stets seine eigentümliche Phantastik; es gilt hier nicht im allgemeinen Bilder und Gestalten auf- und abschweben zu lassen, sondern diesen Bildern und Gestalten muß ein innerster Kern, ein Kern des Verständnisses, eine Mannigfaltigkeit der Deutung eingeprägt und eingebildet werden. Diese notwendige Aufgabe des Märchens ist von dem Autor aufs scharfsinnigste gelöst worden und namentlich sind die drei: „Der April und die Sonne", „Novemberwetter" und „Dezembers Triumph" treffliche Genrebilder dieser Art. Das erste stehe hier als Probe.

Der April und die Sonne.

Wer stets von der Sonne nur rühmen will,
Als ob sie ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die Erzkokette.

Der junge April in der schönen Zeit,
Wo die Herzen noch nicht gelernt sich zu schützen,
Sah nach der Sonnne oft beiseit',
Das merkte die Sonne und wußt' es zu nützen.

Erst huschte sie, rätselhaft fragend und doch
Ganz deutlich schon, über ihn weg mit dem Blicke:
Halt, dacht' er, was war das? — Doch zweifelt' er noch,
Es ging ihm beinahe zu rasch mit dem Glücke.

Da ersah sie's und traf ihn mit glühendem Strahl
Um Mittag — dem war er nur zu empfänglich!
Ha, wie der elektrisch mit einem Mal
Das Herz ihm entzündete überschwenglich!

O weh, jetzt war er in ihrer Gewalt
Und grausam begann sie mit ihm zu scherzen,
Denn plötzlich blickt sie so kalt, so kalt,
Daß der junge Trieb ihm erstarrt im Herzen.

„Was hab' ich begangen? Wie that ich ihr weh?"
So fragt er betäubt. Du Ärmster, mit nichten!
Brauchst hinter die Wolken dort nur, in der Höh',
Zu neuem Entzücken die Blicke zu richten!

Und wahrlich, siehe, noch halb versteckt,
Auf's neue glänzet die Falsche wieder
Und reizt ihn mehr und mehr und weckt
Und tötet die junge Liebe wieder.

Da endlich hat er ihr Spiel durchschaut:
„Dein Herz ist Eis und Trug Dein Schimmer —
So ruft er in der Verzweiflung laut —
Wohlan, so flieh' ich Dich auf immer!"

Und ob sie noch so hold ihn lockt,
Er hüllt sich in des Vaters Erbe,
Den Wintermantel schneeumflockt
Und schwört zu frieren, bis er sterbe.

Und als sie besorgt den Mai entbot,
Den trotzigen Bruder zu erbitten,
Da fand der Mai den Bruder tot,
Am Herzleid hatt' er ausgelitten!

Drum sag' ich: Wer nur rühmen will,
Daß die Sonne ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte über die Erzkokette!

Melchior Meyr

wurde am 28. Juni 1810 zu Ehingen bei Nördlingen in Bayern geboren, bezog die Universität München, wo er das Studium der Rechte begann, es aber bald mit philosophischen Studien vertauschte. Von 1840 an lebte er zwölf Jahre in Berlin, seit 1852 abwechselnd wieder in München oder in seiner Heimat, ohne Amt, nur in poetischer Produktion oder mit philosophischen Forschungen beschäftigt. Er starb in München am 24. April 1871.

Philosophisches: „Gott und sein Reich" (1860); „Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit" (1863); „Gespräche mit einem Grobian" (anonym erschienen, 1866); „Die Fortdauer nach dem Tode" (1869); „Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung" (1871).

Poetisches: Dramen (Franz von Sickingen, Herzog Albrecht, Karl der Kühne, Mechthilde rc.); „Wilhelm und Rosina" (ländliches Gedicht); „Gedichte" (1857); Romane (Vier Deutsche, Ewige Liebe, Duell und Ehre); eine Sammlung „Novellen"; eine Sammlung „Erzählungen"; „Die Religion des Geistes" (Religiöse und philosophische Gedichte, 1871); endlich die poetische Hauptschöpfung Meyrs, die in der Dorfgeschichtenlitteratur einen hohen Rang einnehmenden, von dem verstorbenen trefflichen Enhuber auch trefflich illustrierten Erzählungen aus dem Ried (zuerst 1856; Neue Erzählungen a. d. R. 1859; Gleich und Gleich, eine Erzählung a. d. R. 1867; Erzählungen a. d. R. 3. Bd. 1869; Erzählungen a. d. R. Neue Folge, 1870.

Nach Meyrs Tode erschien: „Melchior Meyr. Biographisches. Briefe und Gedichte. Aus seinen Nachlaß und aus Erinnerungen herausgegeben von Max Graf Bothmer und Moritz Carriere".

Es ist gewiß nicht uninteressant zu sehen, wie in dem Religionsphilosophen Meyr doch auch ein lyrischer „Bruder Lustig" gesteckt hat.

Bruder Lustig.

I.

Der Fachgelehrte, soll er euch
Ein Bändchen produzieren,
So muß er seinen Gegenstand
Sorgfältig durchstudieren.

Schon höher steht der Philosoph:
Will er entstehen lassen
Ein Werk, so braucht er nur den Geist
Der Sache zu erfassen.

Am höchsten steht der Litterat:
Ohn' irgend was zu treiben,
Kann reizend er und wundersam
Euch über alles schreiben.

II.

Erst, wenn man älter wird,
Lernt man sich freuen
Und mit Verstand und Herz
Freuden erneuen.

Ach, wie süß ist ein Kuß,
In guter Stunde
Frisch geraubt zierlichem
Und rotem Munde —

Zuckender Sonnenblitz,
Glühendes Beben,
Rosig ätherisches,
Himmlisches Leben!

Schwindet dahin das Glück,
Nicht ist verloren,
Was Dir auf's neue stets
Wieder erkoren:

Reizend vergängliches
In schönem Kranze
Wird überschwengliches,
Seliges Ganze.

III.

In ein Mädchen sich verlieben,
Heißt gehören ihr allein,
Heißt nur sie vor Augen haben,
Blind für alles andre sein.

Stets verliebt in eine bleiben,
Heißt von dem, was hold und fein
In der Zahl der andern Schönen,
Immer ohne Kunde sein.

Stets verliebt in eine bleiben,
Heißt für andere von Stein,
Heißt ein ungerechter Richter —
Heißt ein dummer Teufel sein.

IV.

Ich liebe den Wein, der golden blinkt,
Mit hellen Gluten lockend winkt,
Den man so lange gerne trinkt,
Bis man besiegt zu Boden sinkt.

Ich liebe den Wein in munterem Kreis,
Ich liebe den Wein, wenn glühend heiß
Der Sommer uns betaut mit Schweiß,
Gekühlt und frisch auf Winters Eis.

Ich liebe den Wein, den, froh citiert,
Der Wirt mit Höflichkeit serviert
Und, während alles pokuliert,
Gefällig in sein Buch notiert.

Was ist Liebe?

Wie oft Du geweilt bei der Süßen, Schönen,
Stets klopfenden Herzen zu ihr sich sehnen;
Wie oft Dein Aug' an ihr gehangen,
Stets glühend wieder nach ihr verlangen;
Wie oft Du sie küssend durftest umwinden,
Stets tiefere Leidenschaft empfinden;
Wenn Dir's versagt ist, sie zu sehen,
In innigem Herzeleid vergehen!
Und jede Sekunde verloren achten,
Wo ihre Augen Dir nicht lachten;
Im Glücke selbst ein Sehnen fühlen,
Durch keine holde Gunst zu kühlen
Und Herz an Herz, im höchsten Entzücken,
In ihr noch ein fernes Gut erblicken,
Ein Ideal, der Sonne vergleichbar,
Stets unerreicht und unerreichbar —
Das, das ist Liebe, die Krone des Strebens,
Die höchste Wonne des Erdenlebens.

Stephan Milow.

Der Dichtername eines früheren Offiziers, Stephan v. Millenkovics, der am 9. März 1836 zu Orsova an der österreich-wallachischen Grenze, als Sohn eines Obersten geboren ward, ebenfalls die soldatische Karriere machte, in derselben bis zum Hauptmann und Adjutant des militärisch-geographischen Instituts in Wien avancierte und jetzt im Pensionsstand bei seinen Schwiegereltern zu Ehrenhausen in Steiermark lebt.

„Gedichte" von Stephan Milow, der uns wieder einmal recht angenehm beweisen kann, daß den Kriegsgott doch nicht immer und ohne Ausnahme die Musen fliehen, erschienen, eingeführt und bevorwortet vom Freiherrn Reichlin-Meldegg, zuerst 1864. Im folgenden Jahre, 1865 führte Stephan v. Millenkovic Freiin Elisabetha v. Reichlin-Meldegg, Tochter des Geh. Rats und Feldmarschall-Leutnants a. D. Josef Freiherrn v. R.-M. und der Gräfin Mathilde Wimpffen zu Ehrenhausen in Steiermark, als Gattin heim.

Es folgten: „Verlorenes Glück" (Erzählung, 1866); „Auf der Scholle" (Elegien, 1867); „Ein Lied von der Menschheit" (didaktische Gedichte, 1869); „Neue Gedichte" (1870); „Zwei Novellen" (1873); „In der Sonnenwende" (1877). Endlich aus dem laufenden Jahre (1882) stammen die „Gedichte von Stephan Milow. Neu durchgesehene und beträchtlich vermehrte Gesamtausgabe".

Enttäuschung.

So soll auch dieser Traum entschwinden!
Auch dieser Himmel also log!
O schäm' Dich nicht, daß Dein Empfinden,
Du armes Herz, Dich so betrog.

Gesteh's nur, Du warst ganz versunken,
Es war ein tiefes, volles Glück,
Das Du in sel'ger Glut getrunken —
O nimm es jetzt nicht stolz zurück!

Und hast Du falsch in ihr gelesen
Und hast Du falsch auf sie gebaut,
Du liebtest nicht, was sie gewesen,
Du liebtest nur, was Du geschaut.

Und träumtest Du von schönern Welten,
Hat Deine Glut ihr Bild verklärt,
So darf darum Dich niemand schelten,
Du hast ja nur Dich selbst geehrt.

Gesteh's nur, Du warst ganz versunken,
Es war ein tiefes, volles Glück,
Das Du in sel'ger Glut getrunken —
O nimm es jetzt nicht stolz zurück!

Zwischen Wunsch und Erfüllung.

Das ist der Liebe schönste Zeit,
Vom ersten Blick zum ersten Kuß,
Wo Du, schon reich, in Seligkeit
Vorahnst, was Dir noch werden muß.

Wo der Erfüllung Frucht Du leis
Mit zagem Finger schon gestreift
Und Deine trunkne Seele weiß,
Daß sie Dir bald zum Pflücken reift.

Verweis.

Was neigst das Haupt Du widerstrebend,
Da ich um einen Kuß Dich bat
Und meine Lippen schon, erbebend,
Mit durst'ger Glut der Deinen naht?

Und hast Du mir's denn nicht gestanden
(Und muß ich Dir ein Mahner sein?),
Da wir allein uns neulich fanden:
Ich liebe Dich und ich bin Dein?

In dieses Wort sind tausend Küsse
Und Zeichen holder Gunst gefaßt
Und ach, wie viele süße Schlüsse
Zog ich daraus mit Liebeshast!

Ich bin damit fürs ganze Leben
In tausend Rechte eingesetzt
Und sieh, was Du mir hold gegeben,
Mein liebes Kind, das nütz' ich jetzt.

So stille denn mein heiß' Begehren
Und dulde, was geschehen muß:
Laß immer willig mich gewähren
Und spende willig Kuß auf Kuß.

Im Wald.

Das war ein Jubel ungezügelt,
Ein Sturmesdrang in der Natur,
Als ich mit raschem Schritt, beflügelt,
Durchzog die blütenreiche Flur.

Das war ein helles Lichtgefunkel,
Ein Wogen, Klingen weit und breit —
Nun tret' ich in Dein kühles Dunkel,
Du Wald voll stiller Herrlichkeit.

Und bebend schreit' ich in Dir weiter —
Wie wundersam ergreifst Du mich!
Dein Wesen atmend, selig heiter,
Mit trunk'nem Herzen grüß' ich Dich.

Du trägst den Lenz in Dir verschlossen,
Geheim in Deinem Schoße webt,
Was brausend schimmernd ausgegossen
Und lauten Dranges treibt und strebt.

Hier dämpfen sanft sich alle Klänge,
Hier wird das Licht zum Dämmerschein
Und bannst Du meinen Blick ins Enge,
Es bleibt, was ringsum blüht, doch mein.

Im Schatten Deiner Blätterhülle,
Da ich mich sammle, süß geschwellt,
Empfind' ich erst so recht die Fülle
Der weiten sonnengold'nen Welt.

Eduard Mörike.

Geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg, studierte im Seminar zu Urach, dann 1822—27 in Tübingen, wurde 1834 Pfarrer in Cleversulzbach bei Heilbronn, privatisierte seit 1843 in Mergentheim, nahm später eine Lehrerstelle am Katharinenstift, einem höheren Mädcheninstitut in Stuttgart, an und lebte dort auch, seit 1866 mit vollem Gehalte pensioniert und mit dem Titel Hofrat, bis an seinen Tod am 4. Juli 1875. Werke: „Maler Nolten" (einst ein sehr berühmter Roman, 1832), „Gedichte" (zuerst erschienen 1835, 4. vermehrte Auflage 1867), „Eine Idylle am Bodensee oder Fischer Martin und die Glockendiebe" (in 7 Gesängen, 1846), „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" (Märchen, 1853), „Mozarts Reise nach Prag" (Novelle, 1856), „Vier Erzählungen" (1857). Außerdem ein von Lachner komponierter Notentext, ein Jahrbuch schwäbischer Dichter (1836), eine Anthologie; „Iris" und „Theokrits Idyllen", übersetzt mit Notter. — Die hier mitgeteilten Gedichte stammen aus der Zeit nach 1850. — Wir können über Mörike als Lyriker nichts besseres sagen, als Julian Schmidt: „In der Zierlichkeit und Abrundung der Formen möchten ihn viele seiner schwäbischen Landsleute übertreffen, aber fast in keinem von ihnen prägt sich eine so bestimmte Individualität der Empfindung aus. Sie gewöhnten sich sehr bald daran, bestimmte konventionelle Stoffe zu behandeln und das Verhältnis des Gemüts zu denselben nach einer Norm zu regeln, die im Wesentlichen bereits durch Uhland vorgezeichnet war. Mörike hat diesen Stoff bei Seite gelassen. Wenn er auch im großen und ganzen nichts anderes geben kann, als was das menschliche Herz bewegt hat, so lange die Welt steht und was in allen Zonen und Jahrtausenden eine ähnliche Physiognomie tragen wird, so hat er doch die Äußerungen dieser Grundempfindung in so warmem Detail ausgearbeitet, daß er uns immer neu erscheint. Diese lyrischen Gedichte befriedigen die beiden wesentlichen Forderungen, die man an die subjektive Kunst stellen kann: Sie frappieren uns ihrer individuellen Haltung wegen und sie machen doch den Eindruck des Wahren, des allgemein Menschlichen".

Jedem das Seine.

Aninka tanzte
Vor uns im Grase
Die raschen Weisen —
Wie schön war sie!

Mit den gesenkten,
Bescheidnen Augen
Das stille Mädchen —
Mich macht' es toll!



Eduard Mörike.

Da sprang ein Knöpfchen
Ihr von der Jacke,
Ein goldnes Knöpfchen —
  Ich fing es auf

Und dachte Wunder
Was mir's bedeute,
Doch hämisch lächelt
  Jegór dazu,

Als wollt' er sagen:
Mein ist das Jäckchen
Und was es decket,
Mein ist das Mädchen
  Und Dein — der Knopf!

Die Tochter der Haide.

  Wasch' Dich, mein Schwesterchen, wasch' Dich;
Zu Robins Hochzeit gehn wir heut:
Er hat die stolze Ruth gefreit.
  Wir kommen ungebeten;
Wir schmausen nicht, wir tanzen nicht
Und nicht mit lachendem Gesicht
  Komm' ich vor ihn zu treten.

  Strähl' Dich, mein Schwesterchen, strähl' Dich:
Wir wollen ihm singen ein Rätsel-Lied,
Wir wollen ihm klingen ein böses Lied;
  Die Ohren sollen ihm gellen.
Ich will ihr schenken einen Kranz
Von Nesseln und von Dornen ganz:
  Damit fährt sie zur Hölle!

Schick' Dich, mein Schwesterchen, schmück' Dich
Derweil sie alle sind am Schmaus,
Soll rot in Flammen stehn das Haus,
Die Gäste schreien und rennen.
Zwei sollen sitzen unverwandt,
Zwei hat ein Sprüchlein fest gebannt;
Zu Kohle müssen sie brennen.

Lustig, mein Schwesterchen, lustig
Das war ein alter Ammen-Sang;
Den falschen Rob vergaß ich lang,
Er soll mich sehen lachen!
Hab' ich doch einen andern Schatz,
Der mit mir tanzet auf dem Platz —
Sie werden Augen machen!

Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf Deinem Grabe zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.

Sie werden schrittweis gehn
Mit Deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

An Gretchen.

Jüngst, als unsere Mädchen, zur Fastnacht beide verkleidet,
Im Halbdunkel sich scheu erst an der Thüre gezeigt,
Dann sich die Blonde als Schäferin Dir, mir aber die kleine
Mohrin mit Lachen zumal warf in den offenen Arm
Und Du, Liebste, von fern mein Gefühl nicht ahnend, ins Ohr mir
(Der ich verblüfft da saß) flüstertest „lobe sie doch" —:
O wie gedacht' ich der Zeit, da diese nicht waren und wir uns
Beide noch fremd, ja Du selber noch hießest ein Kind.
Einst und jetzt im Wechsel — ein fliegender Blitz der Gedanken
Machte mich stumm und hoch wallte vor Freuden mein Herz.

Erinnerung.

An C. N.

Jenes war zum letzten Male,
Daß ich mit Dir ging, o Klärchen!
Ja, das war das letzte Mal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.
Als wir eines Tages eilig
Durch die breiten, sonnenhellen,

Regnerischen Straßen, unter
Einem Schirm geborgen, liefen;
Beide heimlich eingeschlossen
Wie in einem Fensterstübchen,
Endlich einmal Arm in Arm.

Wenig wagten wir zu reden,
Denn das Herz schlug zu gewaltig —
Beide merkten wir es schweigend
Und ein jedes schob im Stillen
Des Gesichtes glüh'nde Röte
Auf den Wiederschein des Schirmes.

Ach, ein Engel warst Du da!
Wie Du auf den Boden immer
Blicktest und die blonden Locken
Um den hellen Nacken fielen.

„Jetzt ist wohl ein Regenbogen
Hinter uns am Himmel“, sagt' ich
„Und die Wachtel dort im Fenster,
Däucht mir, schlägt noch eins so froh!“

Und im Weitergehen dacht' ich
Unsrer ersten Jugendspiele,
Dachte an Dein heimatliches
Dorf und seine tausend Freuden.
— „Weißt Du auch noch“, frug ich Dich,
Nachbar Büttnermeisters Höfchen,
Wo die großen Stufen lagen,
Drin wir Sonntags nach Mittag uns
Immer häuslich niederließen,
Plauderten, Geschichten lasen,
Während drüben in der Kirche

Kinderlehre war — (ich höre
Heute noch den Ton der Orgel
Durch die Stille rings umher);
Sage, lesen wir nicht einmal
Wieder, wie zu jenen Zeiten, —
Just nicht in der Kufe, mein' ich —
Den beliebten Robinson?

Und Du lächeltest und bogest
Mit mir um die letzte Ecke.
Und ich bat Dich um ein Röschen,
Das Du an der Brust getragen
Und mit scheuen Augen schnell
Reichtest Du mirs hin im Gehen!
Zitternd hob ich's an die Lippen,
Küßt' es brünstig zwei und dreimal;
Niemand konnte dessen spotten,
Keine Seele hat's gesehen
Und Du selber sahst es nicht.

An dem fremden Haus, wohin
Ich Dich zu begleiten hatte,
Standen wir nun, weißt, ich drückte
Dir die Hand und —

Dieses war zum letzten Male,
Daß ich mit Dir ging, o Klärchen!
Ja, das war das letzte Mal,
Daß wir uns wie Kinder freuten.

Albert Möser.

In Göttingen am 7. Mai 1835 geboren, studierte Albert Möser dort bis 1862 Philosophie und Philologie und lebt seitdem — mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1868, während dessen er Gymnasiallehrer in Bielefeld war — als Dozent für klassische Sprachen und deutsche Litteratur am Krauseschen Lehr- und Erziehungs-Institut zu Dresden.

„Gedichte“ (1865); „Neue Sonette“ (1866); „An den Tod“ (Kanzone, 1866); „Nacht und Sterne“ (neue Gedichte, 1872); „Totenopfer, Gneisenaus Enkel, dem Grafen Lothar v. Hohenthal, zum Gedächtnis“ (Kanzone, 1870); „Idyllen“ (1875); „Schauen und Schaffen“ (1881).

Liebesahnung.

Gar lieblich ist's — o wohl — und süße Pflicht,
Erprobten Bund unwandelbar zu pflegen,
Erkornem hold, treufesten Sinn zu hegen,
Bis todumflort erlischt des Auges Licht.

Doch schöner ist es — wer erfuhr es nicht? —
Will junge Neigung sich im Herzen regen,
Wenn zart und rein, halb mutig, halb verlegen,
Aus feuchtem Aug' zuerst die Liebe bricht.

Das ist ein Zittern in des Herzens Gründen,
Ein süßes Zucken, liebliches Erbeben,
Ein Glühn und Wogen, das kein Mensch ermißt!

Ob Leid Dir wird, ob Glück, wer kann's ergründen?
Doch ist es gleich, Du kannst nicht widerstreben
Und fühlst nur eines, daß Du selig bist.

In der Klosterruine.

Das Kloster ragt einsam im blühenden Feld,
Das Dach ist gesunken, die Mauer zerfällt,
An den Wänden verblaßt das jüngste Gericht,
Winden und Epheu umspinnen es dicht.
Der Himmel schaut blau in den Kreuzgang hinab,
Im Kreuzgang gesunken liegt Grab bei Grab:
Nonne und Mönch, seit der Tod sie traf,
Schlafen hier modernd den ewigen Schlaf;
Fremde Gestalten, gehauen in Stein,
Ruh'n auf den Gräbern im Mondenschein
Und über den Gräbern wuchern empor
Gräser und Kräuter in üppigem Flor.

In Gräsern und Kräutern, versinkend fast,
Weiden die Schafe in träger Rast;
Der Hirte, gebräunt von der Sonne Glut,
Lehnt am Stabe mit frohem Mut;
Auf der Schalmei bläst hauchend sein Mund,
An seine Knieen schmiegt sich der Hund.
Nun schweigt er und lächelt, sein Auge schweift weit,
Schon naht ihm des Dorfes holdseligste Maid —
Sie beflügelt den Schritt und mit jauchzendem Ton
Ruht sie dem Starken am Herzen schon
Und ob der Jahrhunderte Moderrest
Feiert die Liebe ihr seliges Fest!

Friedhof der Gestrandeten.

Wo wild ums Riff des Meeres Fluten tosen,
Sieht still mein Aug' den öden Friedhof ragen;
Nur Kreuze sinds, die keinen Namen tragen
Und Gräser, die mit Abendwinden kosen.

Dort rasten schlummernd all' die Heimatlosen,
Die feuchter Tod an's Felseiland verschlagen;
An ihrer Gruft wird nie die Liebe klagen
Und keine Hand pflanzt Epheu hier und Rosen.

Wer sie geliebt, kennt nicht der Schläfer Klause,
Ihr Leib versank, ihr Name ist verschollen —
Tot, zwiefach tot, ruh'n sie im engen Hause;

Die Meerflut nur hört man wie klagend grollen
Und manches Grab küßt sanft ihr Schaumgebrause,
Gleich Thränen, die aus Freundesaugen rollen.

Nachtlied.

Auf Berg und Thal liegt stumm die Nacht
Und lautlos schweigt die Runde;
Tief unten im Dorf nur sacht, ganz sacht,
Bellen verschlafen die Hunde.

Es ziehen die Wolken, es rauscht der Wald
Und murmelnd leise, leise
Singt tief der Bach im Felsenspalt
Die traumhaft alte Weise.

In Lüften hallt es wie Sphärengesang,
Es leuchtet im Waldesgrunde,
Die Kirchturmuhr mit dröhnendem Klang
Kündet die Geisterstunde.

Ein Hauchen und Flüstern überall —
Mich treibt es zu lauschen, zu lauschen;
Mir ists, als hört' ich vernehmbar im All'
Die Ströme des Lebens rauschen.

Jugend und Alter.

Vormals in der Jugend fernen Tagen,
Wenn es laut an meine Thüre pochte,
Hüpfte froh das Herz mir in Erwartung,
Eilig that ich auf und voller Hoffnung
Und jedweder Brief und jeder Bote
Mahnte mich: „Heut' wird das Glück Dich krönen!“ . . .
Briefe schier und Boten nahten viele,
Jahr um Jahr ist eil'gen Flugs entschwunden,
Doch das Glück, drauf sehnend ich gewartet,
Noch bis heut' nicht trats in meine Klause,
Also schwand des Lebens beff're Hälfte,
Briefe nah'n und Boten mir noch immer;
Doch wenn jetzt es pocht an meine Thüre,
Scheuen Sinn's und bang fahr' ich zusammen,
Gern nicht öffn' ich und mit Argwohn immer —
Zögernd nur — schau' ich ins Aug' dem Klopfer
Und jedweder Brief und jeder Bote
Mahnt mich: „Heut kann Dich das Unglück treffen!“

Die Vögel.

Nah' und vertraut sind mir
Alle Lebendigen.
Denn aus dem Auge
Jedwedes der Wesen
Blickt rührend mich an
Und innig verwandt
Die alles durchdringende
Seele der Welt.

Aber von allem,
Was atmend sich regt,
Sind Lieblinge mir
Die gefiederten Sänger.
Die anderen vieln
Buntwimmelnden Wesen,
Die Kinder der Scholle,
Der nie sie entrinnen,
Sie leben ein zweckvoll bedächtiges Leben
Und fördern die ewige Werktagsarbeit:
Es müht sich am Pfluge
Der keuchende Stier,
In die tobende Schlacht
Trägt den Reiter das Roß
Und andere seufzen
In anderem Joch
Und nüchterner Ernst,
Schwerlastend und dumpf,
Läßt nimmer sie fröhlich eratmen.

Aber zur Lust
Und zur Freude sich selbst,
Wie der formende Künstler
Ein Lieblingswerk,
In heiterem Spiel
Glückseliger Laune
Schuf bildend mit Liebe
Und sorglichem Fleiß
Die schmiegsamen Vögel
Mutter Natur.
Leichtlebig sind sie,
Mit Anmut geschmückt
Und minder bedrückt sie
Des Daseins Bürde;

Der irdischen Schwere,
Die jegliches bannt,
Enthebt sich der schwebende,
Strebende Flug;
Ein lockeres Band nur
Verknüpft sie der Erde,
Nur leibliche Nahrung
Entraffen sie ihr;
Doch sehnsuchtbeflügelt,
Dem Himmel verwandt,
Aufschwingt sich ihr Geist
In sonnige Räume
Und freundlich getragen von reineren Lüften
Durcheilen sie hastend die lockenden Fernen,
Sie trinken des Lichtes berauschenden Strom
Und lachen der Mühen des Erdballs.

Wir aber, die armen,
Der Erde Verketteten,
Die nur von ferne
Das Licht begrüßen —
Mit nagendem Neide
Schau'n wir empor,
Wenn aufwärts entschwebend im Äther sich wiegen
Die hüpfenden, singenden, zierlichen, zarten,
Die Sonntagskinder der Schöpfung.

Max Moltke.

Geboren am 18. September 1819 in Küstrin, ein entfernter Geschlechtsverwandter des Generalfeldmarschalls, wurde anfangs Buchhändler und lebte als solcher lange zu Kronstadt in Siebenbürgen, wo sein zum Volkslied gewordenes Lied: „Siebenbürgen, Land des Segens" 1846 entstand. 1849 übernahm er die Redaktion der „Kronstädter Zeitung" und beteiligte sich dann an der ungarischen Erhebung. Von Bem zum Leutnant ernannt, war er mit bei der Belagerung von Temesvar. Nach der Katastrophe von Vilagos wurde er erst russischer, dann österreichischer Kriegsgefangener und als solcher einem Bataillon zugeteilt, das abwechselnd in Pola, Görz und Triest garnisonierte. An letzterem Ort im März 1851 entlassen, gab er dort deutschen Sprachunterricht, bis die mit seiner Entlassung aus dem unfreiwilligen österreichischen Militärdienst verbundene Ausweisung aus den österreichischen Staaten für unwiderruflich erklärt wurde. Er ging nun nach Küstrin zurück, siedelte 1852 nach Berlin, sowie 1864 nach Leipzig über, wo er seit 1866 eine Zeitschrift mit trefflichster Tendenz: „Deutscher Sprachwart" („für Kunde und Kunst, Hege und Pflege, Schirm und Schutz unsrer Muttersprache") herausgab. — Werke: „Haideblümchen" (1840), „Ufermuscheln", „Tag- und Nachtfalter", „Monumente für Momente" (1842—43), „Ein Frühling", „Der vierte Juli" (nebst dramatischem Bruchstück: „Die Farbigen", 1863), „Auch ein Büchlein Lieder" (1865); außerdem eine Übersetzung Shakespeare's und mehrere Anthologien: „Was die deutsche Mutter ihrem Kindlein singt", „Neuer deutscher Parnaß" u. s. w. In welchen Beziehungen Moltke auch speziell zu vorliegender Anthologie gestanden hat, geht außer dem Prospekt auch aus der Einleitung hervor.

Sommerabendlied.

In überirdischer Pracht
Die Sonne sank; die Sterne
Versammeln sich sacht;
Natur hält Feierabend,
Kühlend und labend
Nahet die Nacht.

Ihr Tagewerk nun verläßt
Die Menschenhand, vom sauren
Schweiße genäßt;
Sie suchet zärtlichen Triebes,
Was sie Trautliebes
Halte nun fest.

Des müden Wandrers Fuß
Erstrebt ein Ziel, zu rasten
Gelöseten Schuh's;
Sein Herz entbeut durch die Sterne
Lieben der Ferne
Liebenden Gruß.

Wo Freund mit Freund sich ergeht
In trautem Wort, sie scheidet
Die Mitternacht spät;
Zwei Lippen andachtverschwistert
Schließt ein geflüstert
Leises Gebet.

Einsamer Forscher, auch Du,
Des reger Geist sich gönnet
Nicht Rast und nicht Ruh';
Dein Auge wird müder und müder,
Bleierne Lider
Decken es zu.

Was sich geregt und bewegt
Den Tag hindurch, allnächtens
Zur Ruhe sich legt;
Ach, nur das Herz, das arme
Fühlende, warme,
Ruhelos schlägt.

Über Nacht.

Über Nacht, über Nacht, da kommt und geht,
Was Menschen nennen Freud und Leid:
Über Nacht in voller Blüte steht,
Was als Knospe blüht' die längste Zeit;
Über Nacht, was lang' ein Traum nur war,
Geht in Erfüllung wunderbar.

Über Nacht, über Nacht sich ändert viel;
Über Nacht sich legt der grimmste Zorn,
Über Nacht sich naht das fernste Ziel,
Über Nacht entkeimt das Samenkorn,
Über Nacht auch sprießt Gedankensaat
Und wächst und reift zu Werk und That.

Über Nacht, über Nacht nicht stille steht
Die Sonn in ihrem Himmelslauf
Und ob sie abends untergeht,
Allmorgens geht sie wieder auf
Und sank Dir unter tags der Mut,
Über Nacht wird alles wieder gut.

Über Nacht, über Nacht kommt Rat und Trost,
Über Nacht, über Nacht kommt Fried' und Ruh';
Wie gestern noch der Sturm getost,
Heut ist es still und hell dazu
Und ists auch heut nicht wie es soll,
Auf morgen hoff' vertrauensvoll!

Über Nacht, über Nacht wird Land zu Meer,
Über Nacht, über Nacht wird Meer zu Land —
Doch nicht durch blindes Ungefähr,
Es waltet eines Gottes Hand:
Sie führt auch Dich, o gib nur acht,
Du lernst sie preisen über Nacht!

Lenzweihnacht.

Kastanie, Du Frühlingsweihnachtsbaum
Mit leuchtenden Blütenkerzen,
Welch wunderlieblichen Weihnachtstraum
Zauberst Du meinem Herzen!
Die lind sich senket auf Hain und Flur,
Die blumenduftige Maiennacht,
Mir scheint sie das Wiegenfest der Natur,
Der Schöpfung heilige Weihnacht.

Und ob auch silbern der Quell vom Stein,
Der Tau von den Blumen sintert,
Es muß ja nicht immer nur Weihnacht sein,
Wenns stürmt und schneit und wintert;
Mir ist so weihnachtlich zu Sinn,
So will ich denn Weihnacht haben,
Ich kenne die Gottgebärerin,
Ich kenne den Jesusknaben.

Ich kenne sie, seit die Lerche schwirrt,
Verkündigend große Freude,
Die allem Volk widerfahren wird
Und weiß ihre Namen beide:
Schön Hertha heißt die Jungfrau hold,
Zur Heilands-Mutter erkoren,
Sie hat im Abendsonnengold
Den Gottsohn Lenz geboren.

Sie hat ihn geküßt viel tausendmal
Mit kräuterwürziger Lippe,
Sie hat ihn gebettet ins blumige Thal,
Das Thal ist seine Krippe.

Es kommen, zu schauen das Wunderkind,
Die Sippen aus weitester Ferne,
Es spenden ihr goldstrotzend Angebind'
Die Sonne, der Mond, die Sterne.

Die Morgenlandskönige fehlen zwar,
Doch kommen, geleitet vom Maihauch,
Die Dichter der Völker und bringen ihm dar
Gesänge statt Myrrhen und Weihrauch
Und an die Hirten ergeht das Lied
Der Lerchen und Nachtigallen:
Ehre sei Gott und auf Erden Fried'
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Julius Mosen.

Geboren am 8. Juli 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtlande, erst Advokat in Leipzig, dann in Dresden, später (seit 1845) Hofrat und Dramaturg am Großherzogl. Hoftheater zu Oldenburg, starb Julius Mosen ebendort am 10. Oktober 1868 nach ungemein langen, schmerzvollen und unheilbaren, allmählig den ganzen Körper lähmenden, den ganzen Menschen sozusagen paralysierenden Leiden — ein zweiter „Heinrich Heine in der Matratzengruft".

Der gedankentiefe, freilich auch von Mystik nicht freie Sänger des „Ritter Wahn" und „Ahasver", der Maler der romantischen „Bilder im Moos", der in vielen Einzelheiten wenigstens sehr glückliche und auch fruchtbare Dramatiker, vor allem aber: Der im besten Sinne volkstümlich gewordene Dicher des „Andreas Hofer-Liedes", des „Trompeters an der Katzbach", der „Völkerschlacht bei Leipzig", der „Letzten Zehn vom vierten Regiment", sowie so manches schönen, herzigen Liebesliedes im Volkston und in Chamissoscher und Eichendorff'scher Weise kann freilich in einer Anthologie deutscher Lyriker seit 1850 nur noch ein besonders für ihn zurecht gemachtes Plätzchen einnehmen.

Das heißt: Die im Jahre 1863 veranstaltete Ausgabe der „Sämtlichen Werke von Julius Mosen" enthält im 1. Band die „Gedichte" nebst einem Anhang: „Neuere Gedichte", welch letztere (überhaupt in verhältnismäßig sehr geringer Zahl vorhanden) zum größten Teil nur Gelegenheitliches (Prologe zu Festtagen des Oldenburger Hofes, zum Schillerjubiläum 1859, zum Jenenser Universitätsjubiläum, sowie Trauergedichte auf den Tod Arndts, Fichtes, Uhlands u. a.) sind. Aus den wenigen sich findenden Stimmungsgedichten, den eigentlich lyrischen Gaben aus der Zeit nach 1850, die also von Mosen auf seinem Schmerzenslager noch geschaffen wurden, reproduzieren wir vier — aus Pietät!

Der untergehende Mond.

Es scheidet von blühenden Bäumen
Der Mond mit seinem Licht
Und Thränen mit schmerzlichen Träumen
Zittern durch sein Gesicht.

Der Mond sinkt bei den Klippen
Tief in sein eignes Weh'
Und küßt mit bebenden Lippen
Die fernher wogende See.

Das sterbende Kind.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Sonne sinkt herab zur See,
Das kleine Herz thut nicht mehr weh,
Es thut sich auf die Sternenpracht
Selbst in der längsten Winternacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Die Wolke flieht, es weht der Wind,
Im Schoß der Erde ruht Dein Kind,
Es ruht sich gut in Gottes Macht
Jahr aus, Jahr ein bei Tag und Nacht.

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Ach! Wein' und klage nicht zu sehr,
Sonst wird die Erde mir zu schwer;
Ich hab' Dir sonst ja Trost gebracht —
Warum nicht jetzt in solcher Nacht?

Lieb' Mütterlein, recht gute Nacht!
Hat mich geliebt so recht Dein Herz,
So weih' mir frommen, milden Schmerz
Und aus dem hellsten Sterne lacht
Dein Kind Dir zu in jeder Nacht.

An * * *

Die weiße Rose duftet
Entgegen der Sternennacht,
Die all' ihre goldnen Wunder
Und Märchen mitgebracht.

Die Sterne zieh'n vorüber
In flammendem Gedicht,
Nur einer steht im Norden
Unwandelbar im Licht.

Ich liebe den Stern und die Rose,
Doch mehr noch Dein mutiges Herz
Und die Thränen, die Du geweinet
Um mich im stillen Schmerz.

St. Johannistag.

Am Johannistag
Tanzt die Sonn' im Purpurschein
Mitten in die Welt hinein;
Über Meer und Länder
Flattern goldne Bänder
Und Gott selber rufet laut:
„An mein Herz, Du schöne Braut!"

Am Johannistag,
Wenn im Blumenduft
Zittert heiß die Luft,
Wenn die Rosen blühen,
Alle Sinne glühen,
Unter Nachtigallenschlag
Ich wohl selig sterben mag.

Salomon Hermann von Mosenthal.

Geboren am 14. Januar 1821 in Kassel, bezog der junge S. H. Mosenthal 1840 nach abgelegter Maturitätsprüfung das Karlsruher Polytechnikum, erwarb sich 1842 in Marburg das philosophische Doktoriat, ging dann nach Wien und übernahm im Hause eines reichen Bankiers die Stelle des Erziehers. Hier nun war es, wo ihn 1849 das Drama: „Deborah" mit einem Schlage zum berühmten Manne und gefeierten Dichter machte. Die große öffentliche Teilname, die ihm dafür (um der toleranten Tendenz des Stückes willen) allseitig entgegengebracht wurde, verbunden mit einflußreicher Fürsprache, bewirkte seinen Eintritt in den österreichischen Staatsdienst, welcher mit Rücksicht auf die damaligen konfessionellen Verhältnisse in der Monarchie — war Mosenthal ja doch Jude — als ein kleines Ereignis angesehen wurde. Mosenthal trat ins Kultusministerium ein und ward 1867 Vorstand desselben mit dem Titel kaiserlicher Rat. 1871 erhob ihn Franz Josef durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den persönlichen Adelstand. Mosenthal starb in Wien am 17. Februar 1877. Er hatte sich in letzter Zeit eine hübsche Villa nahe bei der Kaiserstadt erbaut, die er demnächst beziehen wollte — sie wurde, ehe das noch geschah, durch seinen Tod und da er keine Nachkommen hinterließ, herrenlos. Über ihrer Thüre steht, originell genug, das Leibsprüchlein der Mosenthalschen Sonnwendbäuerin: „Je nun, sodann!"

Wir brauchten die überall gegebenen Tragödien Mosenthals hier wohl kaum zu nennen? Es sind außer „Deborah" besonders „Der Sonnwendhof", „Die deutschen Komödianten", „Pietra", „Der Schulz von Altenbüren", „Isabella Orsini", „Ein deutsches Dichterleben" (Bürger und Molly), „Gabriele von Percy", „Düwecke", „Das gefangene Bild", „Madeleine Morel", „Parisina" u. s. w. Außerdem: „Die Sirene" Komödie, (1875) und verschiedene Operntexte (so namentlich „Die lustigen Weiber von Windsor" für Otto Nikolai, „Der Goldschmied von Ulm" für Marschner, „Der Müller von Meran" für Flotow, „Diana von Solanges" für Herzog Ernst, „Die Kinder der Haide" und „Die Makkabäer" für Rubinstein, „Die Königin von Saba" für Goldmark, „Die Folkunger" für Kretschmer, „Das goldene Kreuz" für Ignaz Brüll).

„Gedichte" (1845); „Gesammelte Gedichte" (1866).

Ob auch die stolze Sonne meint.

Ob auch die stolze Sonne meint,
Sie achte nicht der Blume Blühen,
Die wendet dennoch mit Erglühen
Das Haupt hin, wo die Sonne scheint
Und wenn sie schied, in stiller Nacht,
Grüßt sie sie noch mit leisen Düften
Und sagt es den verschwieg'nen Lüften:
Ihr dank' ich meiner Blüte Pracht!

Und wendest Du Dich auch von mir,
Stolz wie die Sonne von den Blüten,
So kannst Du es doch nicht verhüten,
Daß sich mein Wesen neigt zu Dir
Und daß ich tausend, tausend Mal
Den stillen Lüften es erzähle:
Die duft'ge Blüte meiner Seele
Verdank' ich Deinem Sonnenstrahl!

Ach wie lang ist's her.

Ach wie lang, wie lang ist's her,
Daß ich Dich geseh'n nicht mehr?
So lang, daß ich tausend Mal
Dein gedacht in Lust und Qual!
So lang, daß ein Rosenbeet
D'rüber ward vom Sturm verweht!
So lang, daß der Sternenring
D'rüber um den Erdball ging!
So lang, daß ich unterdessen
Die Unendlichkeit durchmessen
Und die Ewigkeit empfunden:
Ganze vier und zwanzig Stunden!

Du liebst mich nicht.

Du liebst mich nicht. Welch' thörichtes Beginnen,
Ein Herz zu zwingen, daß es wieder liebt!
Das nimmt man nicht, das sich nicht selber gibt.
Nimm Du nur meins, mehr will ich nicht gewinnen —
Ist Eros nicht für sich ein Gott allein?
Muß er verbunden mit Anteros sein?

Das Götterglück, das seligste Entzücken,
Das blitzesgleich durch zweier Herzen glüht,
Die Wunderblume, die nur einmal blüht,
Sie läßt sich nicht vom Strauch wie Rosen pflücken.
Genüg' es, daß mein Herz, durch Dich bewegt,
In sich der Liebe duft'ge Rose trägt!

Zieh' immer hin und laß mich unbeachtet,
Wie Kinder spielend unter Blumen geh'n
Und nicht den Stern ob ihrem Haupte seh'n,
Der unverwandt und liebend sie betrachtet.
Einst, wenn es dunkelt, hebst vielleicht Du gerne
Das Haupt empor zu Deinem treuen Sterne!

Leidenschaften.

Leidenschaften, schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen;
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerren sie sich durch Staub und Erde.
Aber lenkest Du fest die Zügel,
Wird ihre Kraft Dir selbst zum Flügel
Und je wilder sie reißen und schlagen,
Um so herrlicher rollt Dein Wagen!

Tugend und Leichtsinn.

Die Tugend mit dem Leichtsinn kam
Einmal auf uns're Erde,
Dem Menschenvolke beizusteh'n
Gen Sorgen und Beschwerde.

Weitläufig waren sie verwandt
Und zogen in die Fremde;
Die Tugend mit Schild und Speer in der Hand,
Der Leichtsinn in bloßem Hemde.

Die Tugend griff alle Feinde an
Und warf sie hin auf dem Grase;
Der Leichtsinn hüpfte an allen fort
Und macht' ihnen eine Nase.

Die Tugend nahm Steine groß und schwer
Und trug sie, ohne zu murren;
Der Leichtsinn schlüpfte darüber hin
Und sang seine Lieder und Schnurren.

Die Tugend hielt offen Aug' und Ohr,
Die Gegner zu erspähen!
Der Leichtsinn hielt sich die Hände vor
Und wollte nichts hören und sehen.

Nun kamen sie an einen Berg,
Da konnten sie nicht weiter:
Die Tugend stand und dachte nach,
Der Leichtsinn trällerte heiter.

Die Tugend klomm durch Busch und Dorn
Und überstieg den Hügel;
Der Leichtsinn rief einen Schmetterling
Und band sich an seine Flügel.

Und brauchten sie ein Nachtquartier,
Kroch Tugend in Hütt' und Fässer;
Der Leichsinn griff in die Wolken hinein
Und baute sich ein paar Schlösser.

So zogen sie immer fort und fort:
  Die Tugend voll Wunden und Narben,
Der Leichtsinn immer frisch und gesund,
  Bis daß sie beide starben.

Die Tugend flog stracks ins Himmelreich;
  Der Leichtsinn blieb an der Schwelle,
Sprach: „Wenn ich auch nicht in den Himmel komm',
  So komm' ich auch nicht in die Hölle!"



Emil Neubürger.

Geboren 1826 in Düsseldorf, studierte in Bonn und Tübingen, promovierte zum Dr. phil. und ist Direktor einer Erziehungsanstalt in Frankfurt a. M. — „Gedichte" (1855); „Lyrisches und Satirisches" (2. Sammlung der Gedichte, 1862).

Schau Dich um.

Wohl war's im frohen blum'gen Mai;
Mir aber war der Blick nicht frei,
An altes Leid, an alten Schmerz
Dacht' ich und weh war mir ums Herz.
Da schlich ich nun in finsterem Sinn
Durch blüh'nde Auen und Felder hin,
Trat finster ein in den grünen Wald
Und Müdigkeit befiel mich bald,
Daß unter 'ner Buche hoch und schlank
Ich bald in tiefen Schlummer sank.

In diesem Schlummer hat sich's begeben,
Daß einen Traum ich träumte voll Leben.
Denn plötzlich hört' ich ein Gurren und Girren,
Ein Rauschen und Singen und Zwitschern und Schwirren
Und wie ich so lauschte, kam, weiß nicht wie,
Ein Sinn in des Waldes Melodie —
Da tönte der Bienlein Gesumme: „Humm, humm!
Wer ist jetzt so thöricht und sieht sich nicht um?
Nun blühen die Blümlein auf Thälern und Höh'n
So süß und so lieblich, so duftig und schön.

Nun lärmet und schwärmet und treibt euch herum!
Und nicht gehärmet! Wie dumm das, wie dumm!"
Dann rief es dazwischen: „Guck um Dich! Guckuck,
Schließ nimmer die Augen, als wie ein Kalmuck;
So blau ist der Himmel, so grün ist der Wald —
Guck um Dich und Holderes findest Du bald!
Hör' nur auf den Vater! Guck um Dich, Guckuck!
Und es fehlt Dir das Glück nicht, mein Söhnlein so schmuck!"
Und es sangen der Fink und die Amsel und Meis':
„Nun öffnet die Augen, ihr Kindlein mit Fleiß!
Schaut um euch im Feld, schaut um euch im Wald!
Wie grünt es, wie sprießt es so tausendgestalt!
Wie duften die Blüten so rot und so weiß!
Schaut um euch und singet dem Herren zum Preis!" —

So klangen der Töne noch mancherlei,
„Schau um Dich", das fehlte nimmer dabei
Und wie ich aus meinem Traum erwacht,
Da hab' ich auch selbst das „Schau um Dich" gedacht:
Ich schaute mich um und ich lauschte im Wald —
Wie ward mir so wohlig im Herzen da bald!
Hell klang es vom Liede der Vögelein,
Die Bäume rauschten im Tempo darein,
Und es wehte so frisch und erquickend die Luft
Und es hauchten die Blumen so lieblichen Duft
Und die Bäume so grün und so schattig und dicht
Und dazwischen so zaubrisch das goldene Licht —
Und ich trat aus dem Wald, ich kam in das Feld,
Da fand ich's kein Härlein schlechter bestellt:
Es blühten die Bäume auf Hügel und Thal,
Es lachten die Wiesen im goldenen Strahl,
Es wogte das grünende Korn auf der Au,
Es ragten fernher die Berge so blau,

Unzählige Lerchen jubelten drein,
Ich schaute mich um und verstand sie so fein!

Und weiter schritt ich, mit munterem Schall
Sang mir ihren Gruß da die Nachtigall;
Ihr Lied zu verstehen, nicht war es mir schwer,
Froh blickt' ich nach allen Seiten umher.
Wie lachte die Stadt da mit Türmen und Dom!
Wie lachte mit Schiffen und Brücken der Strom!
Und war noch kaum kommen zum vordersten Haus,
Da trat just ein herrliches Mägdlein heraus,
So schlank und so fein und so rosig und zart,
So frisch und so ganz unschuldiger Art;
Wohl prüfend ruht auf ihr lange mein Blick,
Wie eilt' sie da schamübergossen zurück!
Ja, kehr' mir den Rücken, ja eil' nur ins Haus!
Ich kann's schon erwarten, Du kommst noch heraus.
Es findet sich manches, sind wir nicht dumm;
Es findet sich manches, sehn wir uns um.

Dichters Antwort.

Und ob ich mein Leben verdichtet,
Und ob ich mein Leben verträumet
Und ob ihr mich scheltet und tadelt,
Was hab' ich dabei versäumet?

Mir sind im Traume erschienen
So hohe, so edle Gestalten,
Wie nimmermehr im Leben
An euch vorüberwallten.

Da ist mir der Freund erschienen,
So fand ich auf Erden keinen;
Da ruht' ich am Busen so Holden,
So Trauten, so Engelreinen.

Da sprachen die Flüss' und Bäume
In Worten, sinnigen, klaren;
Da kamen der Vorzeit Helden,
Da sangen der Englein Scharen.

Da durft' ich himmelan schweben
Mit ihnen im süßen Vereine.
Gern lass' ich euch euer Leben —
Doch laßt mir auch das meine!



Rudolf Nielo.

Geboren am 1. Mai 1816 zu Elberfeld, als Sproß einer dortigen alten Patrizierfamilie, erlernte in Lyon die Seidenfabrikation, erwarb sich daneben besondere musikalische und dramatische Kenntnisse, ward ein feiner Kenner der alten und neueren Sprachen und studierte noch nach einem 6jährigen Pariser Aufenthalt in Berlin moderne Linguistik. Von hier aus zog er als Vorleser mit seinem Freund Emil Palleske in die Welt; war Palleske im Süden, so hielt sich Nielo in den nördlichen Gauen des deutschen Vaterlandes auf, um seine Hörer durch den Vortrag Schiller'scher, Goethe'scher und Shakespearescher Tragödien zu entzücken. Nielo lebte auch längere Zeit in Düsseldorf, woselbst er den „Malkasten" mitbegründete, Prologe für die Künstlerfeste dichtete und mit seiner schönen Tenorstimme einst sogar die schwedische Nachtigall Jenny Lind als willkommener Partner begleitete. In Dresden bemühte er sich um die Stellung eines Dramaturgen am dortigen Hoftheater; Julius Pabst (kürzlich verstorben) wurde ihm indes vorgezogen. Nun entschloß sich Nielo endlich zu einer ordentlichen festen Lebensstellung: Er wurde im Anfang der sechziger Jahre Lehrer der neueren Sprachen am Friedrich-Werderschen Gewerbe-Institut in Berlin. Als solcher starb er daselbst am 16. Mai 1872. Nielo ist der Schöpfer vieler formvollendeter Gedichte gewesen, die indes nicht gesammelt erschienen sind. Wir bringen als Probe zwei für den Dichter, wie die betreffenden charakteristische poetische Huldigungen für zwei berühmte Zeitgenossen, den früh verstorbenen Düsseldorfer Maler Emanuel Leutze (geborenen Nordamerikaner und Schöpfer des kühnen Bildes von Washingtons Übergang über den Delaware), sowie den Komponisten Ferdinand Hiller in Köln. Vorzüglich sind Nielo's Übersetzungen der Gedichte Longfellow's, des „Manfred", des „Gefangenen von Chillon" u. s. w.

Emanuel Leutze.

Du hast an Deinem Herd mir einst fredenzet
Den Becher Washington's voll deutschen Weines:
Im Gruß Columbia's am Bord des Rheines
War uns der Zukunft Völkerbund ergänzet.

Heut' biet' ich Dir nun den Pokal; drin glänzet
Würzwein der Union, es haben seines
Sternbanners Wappengold, glorreichen Scheines,
Meerblumen der Atlantis bunt umkränzet.

Begeisternd mischt aus deutschem Wald-Arome
Bostons Poet, der Freund Germania's,
Dein Geist- und Lands-Genoß, die Duft-Atome:
Trink neuen Ruhm, Sohn Philadelphia's,
Du Farbendichter dort am Rheinlandstrome,
Dir bring ich dies „All-hail" Amerika's!

Ferdinand Hiller.

Ein Blütenbaum durchrauscht mit Harmonieen
Germania's Gau'n, die Lüfte wundermächtig,
Der Vogelsang, die Biene nektarträchtig,
Umschwirr'n ihn mit Ausoniens Melodieen.

Ein Britengrab wie im Triumph umziehen
Des Orients Lianen purpurnächtig
Und flatternd um die Kelche, tief und prächtig,
Zieht gold'ner Duft wie Schlummerpoesieen.

Ein Windhauch aber streut, o Meister, heute
An Blumenstaub in Deine Seele nieder,
Was ihm die Fremde gab zur Heimatsbeute:

O keim' und kling' in Blütenglocken wieder,
Sangreicher Baum, schwing' bald ein neu Geläute:
Lianenträume sing' als deutsche Lieder!

Martin Anton Niendorf.

Geboren am 24. Dezember 1826 zu Niemegk in der Mark Brandenburg, war von 1844—46 Seminarist in Potsdam, dann Lehrer an einer Privatschule in Berlin, sowie, nachdem ihm dort seine „Stunden der Andacht. Gesänge aus Berlins Revolutionszeit. Nebst einer Pfingstreise durch die Hölle im Jahre 1848" eine Verurteilung zugezogen, Hauslehrer in Heglermühle bei Neustadt-Eberswalde, wonach er später ein von ihm gedichtetes Idyll, oder wie der Titel sagt, einen Cyklus märkischer Lieder „Die Hegler-Mühle" benannte. 1854 nahm Niendorf, der für die Landwirtschaft Interesse gewonnen, das Rittergut Nußdorf in Pacht und kaufte 1863 den Wolfswinkel bei Zahna, eine wüstliegende Feldmark, die er durch intelligente Bewirtschaftung bald in eine ertragsfähige Gegend umwandelte. 1869—71 gehörte Niendorf auch dem preußischen Abgeordnetenhause an und, nach Berlin übergesiedelt, begründete er dort die „Deutsche Landeszeitung", als Parlamentarier wie als Publizist nun das Programm einer neuen und eigenen nationalökonomisch-politischen Partei, der sogenannten „Agrarier" oder „Steuer- und Wirtschafts-Reformer" ausgebend und sich zum anerkannten Führer dieser Partei machend. Niendorf starb am 12. Juni 1878 zu Oberlößnitz bei Dresden. Seine Grabstätte auf dem Friedrichs-Werderschen Kirchhofe in Berlin schmückt ein Denkmal mit der Inschrift: „Die deutschen Steuer- und Wirtschaftsreformer ihrem Vorkämpfer".

Werke: „Stunden der Andacht" (s. o.); „Die Hegler-Mühle" (Cyklus märkischer Lieder, 1850); „Gedichte" (1852); „Blütensträuße" (aus Dichtern des Morgenlandes gesammelt, 1853); „Anemone" (epische Dichtung, 1853); „Liebenstein" (thüringische Sage, 1855); „Lieder der Liebe" (1854); „Fürst Leopold von Anhalt-Dessau" (Gedicht, 1866).

Die Entsagungs-Urkunde" (Lustspiel); „Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben"; „Der Schulzenhof in Raben" (Erzählung, 1866 — neben der „Hegler-Mühle wohl Niendorfs gelungenstes Werk); „Kontraste der Gegenwart" (Skizzen aus dem deutschen Kulturleben); „Entfesselte Furien" (kulturhistor. Roman aus dem 30jährigen Kriege); „Wie man regiert" humoristische Erzählung); „Die Randschrift eines Königs" (Novelle); endlich noch drei Romane: „Ein ausgerissenes Blatt", „Rittergut Marderheim" und „Vom Altar in den Krieg".

Niendorf hatte sich durch sein Idyll: „Die Hegler-Mühle" zahlreiche Freunde erworben und des Lobes über seine Gabe dichterischer Schilderung, über sein gelungenes und lebenswahres Ausmalen innerer und namentlich auch landschaftlicher Stimmungen ist viel gewesen. Gegenüber diesem farbenfrischen und mit Treue der Charakteristik wiedergegebenen Bilde aus der Mark sind freilich M. Niendorfs „Lieder der Liebe" denen unsre Proben entnommen, etwas leichte Ware.

Die müssen beide für einander sein.

Wo ich zwei Bäume sah, mit ihren Zweigen
So hold verschränkt und still vertraut und nah',
Wo ich zwei Wölkchen mit des Tages Neigen
Am Abendhimmel rot erglühen sah,

Wo ich zwei Glocken hört' harmonisch klingen,
Zwei Vöglein locken hört' im stillen Hain:
Da mußt' ich stets mit Meister Goethe singen:
Die müssen beide für einander sein.

Und wir, wir wandelten zum Lindenpaare —
Zwei Wölkchen glühten über'm Laubengang,
Zwei Glocken summten durch die Luft, die klare,
Zwei Finken schmetterten im Wechselsang.
Du warest still zur Rasenbank gesunken
Und ich umschlang so kühn den Nacken Dein —
Wie zornig warst Du! Doch ich jauchzte trunken:
Wir müssen beide für einander sein!

Ein Lied, ein Lied!

Zu diesen Liedern nun voll Qual
Ein Lied im Lerchenschlage!
Ein Tropfen Tau, ein Sonnenstrahl
Und eine süße Frage!
Ein Lied, ein Lied, ein Lächelhauch
Und eine Thrän' im hellen Aug'!
Das wär' ein Lied, zu senden Dir
An diesem Frühlingstage.

Denn Du bist mein und ich bin Dein!
O Gott, wie alte Klänge!
Und dennoch für der Liebe Pein
Der schönste der Refraine!

O Du bist mein und ich bin Dein!
Wo will dies Lied zu Ende sein,
So lang die Sehnsucht, ach, so gern
Um Deinen Hals sich schlänge?

So fliege, wie Du bist, für mich,
Mein Lied, zu ihr mit Grüßen,
Auf ihren Nähtisch lege Dich,
Oder zu ihren Füßen
Und sing' und sag' ihr süß, statt mein:
O Du bist mein und ich bin Dein!
Und küss' ihr Aug' und Mund — fürwahr,
Ich wollt's für Dich genießen.

Das ist so Brauch.

Wie die Nacht den Himmel droben
Finster mit Wolken hat umwoben!
Thränen weint er, kalt und naß,
— Leichenblaß
Schaut er jetzt durchs Fensterglas.

Hast gewiß zu warm geliebet,
Armer Himmel, so tief betrübet,
Drum die Thränen im blauen Aug';
Das ist so Brauch:
Wenn man liebt, so weint man auch.

Hugo Oelbermann.

Geboren am 4. Oktober 1832 zu Müllenbach im Kreise Grevenbroich der preußischen Rheinprovinz — lebt soviel uns bekannt, als Buchhändler und Schriftsteller am Rhein (in Bonn?) — Werke: „Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen“ (1854), „Gedichte“ (1856), „Herz-Bilderbuch“ (zweite Sammlung von Gedichten, 1859), „Germanische Melodien“ (1862), „Liebe und Brod“ (Familienroman aus dem 19. Jahrhundert, 1865).

Ich hab' so lieb den Blick der stillen Güte.

Ich hab' so lieb den Blick der stillen Güte,
Der alle Schroffheit der Natur besiegt,
Den Sonnenstrahl aus göttlichem Gemüte,
Vor dem, wie Rauch, das Häßliche verfliegt.

Ich hab' so lieb die lilienweiße Stirne,
Die zwingend beugt des stolzen Mannes Knie,
Das milde Licht um eines Hauptes Firne,
Die stumme Macht der innern Harmonie.

O Frauenmacht, wenn Du Dich recht verständest
Und nie begehrtest über Dich hinaus,
Den Herrscherstab im Geist der Stille fändest —
Wir wären besser, heil'ger wär' das Haus!

Alice.

I.

Hab' ich gelebt, eh' Deiner Nähe Gnade
Mein dunkles Herz erfüllt mit ihrem Licht?
Hab' ich gelebt, verloren Deinem Pfade?
Ich glaube nicht!

Ich ahnte Dich, ich suchte Dein Gemüte
Und glaubte oft gefunden Deine Spur;
Ach, was ich fand, es war von Deiner Blüte
Der Schatten nur!

Und wenn ich je nach eines andern Weibes
Geliebter Gunst den süßen Drang gespürt,
War's, weil ein Schimmer Deines reinen Leibes
Mich irr' geführt!

Dann kamst Du selbst; an einem Tag der Tage
Ward ich gewürdigt, Deinen Glanz zu schau'n
Und diese sel'ge Stillung jeder Klage,
Ich darf ihr trau'n.

Nicht neue Täuschung, o kein fahler Schimmer!
Ich sah die Fülle aller Seligkeit,
Erkannte Dich und habe Dich für immer,
Für alle Zeit!

Sei wo Du seist und gehe wo Du gehest,
Ich habe Dich, bist Du auch nicht mehr da;
Ich habe Dich und — ob Du's nicht verstehest —
Du bist mir nah!

Ich war versunken in den Finsternissen
Der eignen Brust; nun strahlt es morgentlich;
Ob Du mich liebst, begehr' ich nicht zu wissen:
Ich liebe Dich!

II.

Das ist ein Lenz, ein Frühling sondergleichen,
Ein weicher Teppich unergründlich grün
Und das sind Blumen, wie in Erdenreichen
Sie nie geblüht und schwerlich wieder blüh'n.

Das ist ein Meer von lindbewegten Düften,
Von Morgenwolken schwanenweiß besäumt
Und das ein Singen, Klingen in den Lüften,
Wie nie vernommen, niemals noch geträumt.

Wie ist mir denn? Ich sah doch oft die Sonne,
Den Erdenfrühling auf und nieder gehn,
Den König Lenz mit seiner Maienwonne —
So königlich hab' ich ihn nie gesehn.

Das macht, er führt die sieben Seligkeiten
Im Wappenstern, Dein blaues Augenpaar;
Dem König geht die Königin zur Seiten:
Drum glänzt die Welt, wie nie so wunderbar!



Hermann Ölschläger

wurde am 19. November 1839 in Schweinfurt geboren, studierte in München Jurisprudenz, war 1859 und 1866 als Offizier in der bayrischen Armee aktiv, trat 1869 als Mitglied in die Redaktion der „Gartenlaube“ in Leipzig ein, lebt seit 1871 aber ohne feste Stellung nur dem freien Schaffen.

„Gedichte“ (1869); „Wunderliche Leute“ (Roman in 3 Bdn.); verschiedene Novellen u. a. in Zeitschriften. Auch ist Ölschläger sehr glücklich als Übersetzer antiker Dichter (Ovids „Elegien der Liebe“, des Musäos Gedicht von Hero und Leander ꝛc.) aufgetreten.



So sei denn glücklich ohne mich.

So wirst Du nie mir ganz gehören,
Nie, niemals ganz die Meine sein?
Das Schicksal glaubt' ich zu beschwören,
Aus Deinem Munde sagt es: Nein!
Ich liebte Dich und durft' es wagen,
Zu Dir drängt' all' mein Leben sich —
Nun forderst Du, ich soll entsagen?
So sei denn glücklich ohne mich!

Kein Wort des Vorwurfs will ich reden,
Sei immer glücklich, wenn Du kannst —
Doch wer zerreißt die tausend Fäden,
Die Du einst liebend um mich spannst?
Und wer zerbricht die Zauberkreise,
Die uns umschlangen, mich wie Dich?
Sie wirken fort auf ihre Weise —
So sei denn glücklich ohne mich!

Ich weiß es, daß mit allen Mächten
Ein Denken heiß an's Herz Dir dringt,
Wenn auch in liebeschwülen Nächten
Ein andrer Arm Dich stark umschlingt:
Mein denkst Du neu! Mein Herz indessen
Verzehrt in aller Sehnsucht sich,
Verlassen und doch unvergessen —
So sei denn glücklich ohne mich!

Lied.

Wenn Du Dein Haupt
Zur Brust mir neigst
Und die Hände mir fassest
Und stehst und schweigst —

Wenn mir Dein Hauch
Die Stirn umweht,
Dann überkommt es mich
Wie Gebet.

Mir ist, der Himmel
Sehe darein
Und es müsse sein Segen
Mit uns sein!

Betty Paoli.

Pseudonym für Elisabeth Glück, die am 30. Dezember 1815 in Wien geboren wurde und seit 1852 dort ausschließlich litterarischer Thätigkeit lebt, nachdem sie erst mit ihrer Mutter und seit 1843 als Gesellschafterin der 1848 verstorbenen Fürstin Schwarzenberg lange und weite Reisen ins Ausland gemacht hat.

„Gedichte" (1841); „Nach dem Gewitter" (1843); „Romanzero" (1845); „Neue Gedichte" (1850); „Lyrisches und Episches" (1855); „Neueste Gedichte" (1870). Außerdem Monographisches: „Wiens Gemäldegalerien", „Grillparzers Werke" ꝛc.

Die unbekannten Freunde.

Der Dichter wandelt einsam durch das Leben,
So ist es und so war's zu allen Zeiten;
Entsagung nur darf ihm zur Seite schreiten,
Wenn holde Bande sich um andre weben.

Doch ein Ersatz ist ihm dafür gegeben,
Daß Herzen ihm in unbekannten Weiten
Entgegenschlagen und wie Harfensaiten
Vom Hauche seiner Lieder sanft erbeben.

Und wurden solche Freunde Dir zu teil,
Betrachte sie als höchste Schicksalsspenden,
Die für kein flücht'ges Gut der Erde feil!
Zweifach gesegnet ist, der sie gewann!
Denn mit dem stillen Gruß, den sie ihm senden,
Fängt auch bereits die Nachwelt für ihn an.

Eines Morgens.

Ans Fenster rückt' ich meinen Tisch
Und wollte weise Dinge schreiben,
Doch eh' ich's dachte, sah ich frisch
Mein Blatt im Morgenwinde treiben.
Was liegt an einem Blatt Papier?
Leicht ist's, ein zweites zu bereiten!
Nun aber ließ die Sonne mir
Streiflichter blendend drüber gleiten —
Wie flogen sie so lustig hell,
Die Pfeile von dem goldnen Bogen!
Gleich einem Schilde ließ ich schnell
Den grünen Vorhang niederwogen;
Jetzt, meint' ich, jetzt wird Ruhe sein,
Des Fleißes ernste Zeit beginne . . .
So dacht' ich stillvergnügt, allein
Bald ward ich meines Irrtums inne,
Denn schmeichelnd und verlockend klang
Durch Blättergrün und grünen Schleier
Der Vögel Lied wie Festgesang,
Wie eine freud'ge Liebesfeier.

Was half es mir, daß ich mein Ohr
Vom Lauschen suchte zu entwöhnen?
Im Geiste hörte ich den Chor
Der süßen Stimmen doch ertönen.
Vergeblich sorgt' ich, daß sich nicht
Der Sonne Schimmer zu mir stehle;
Das ich von mir gebannt, das Licht,
Ich schaut' es doch in meiner Seele!
Da warf ich meine Feder hin —
Nicht länger konnt' ich widerstreben,
Gefangen war mir Herz und Sinn,
Ich mußte mich dem Lenz ergeben.

Aus meinem Hause trieb mich's fort
Auf waldbekränzte Bergeshöhen,
Wo wie ein mildes Segenswort,
Wie ahnungsvoll die Lüfte wehen!
Den heil'gen Stimmen lauschend, saß
Ich dort bis spät zum Abendlichte
Und meine trunk'ne Seele las
In Gottes herrlichem Gedichte!

Richard Paul.

Eigentlich Richard Paul Wurst, geboren am 25. August 1843 zu Breslau. Nach Lehrzeit bei einem Glasermeister wurde er Holzschnitzer, dann Maler. Kürzere oder längere Zeit hatte er hintereinander in Dresden, Bremen, Berlin und Ulm sein Domizil aufgeschlagen; zuletzt ist er in München seßhaft geworden und schafft dort in der von ihm als Beruf erwählten Kunst weiter, doch auch in der Schwesterkunst Poesie, deren auserwählte Jünger, wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Heinrich Leuthold u. a. seine Freunde waren und sind. So ist er auch an der Sammlung der Gedichte Leutholds nach dessen Tode noch beteiligt gewesen.

Der Poet Richard Paul schuf die Dramen: „Der entfesselte Prometheus" (1874) und „Christus" (noch ungedruckt) während ein Band seiner lyrischen „Gedichte" 1878 erschienen ist. Er zeigt sich darin auch „berufen" für die Kunst, deren berufener Jünger, wie gesagt, er nicht hat werden mögen.

An den Genius.

Ach! Wie lange schweigst Du mir?
Dich, der in Wolken gehüllt, sucht
Sehnsuchtvoll, ruhlos mein Auge.
Zürnest Du mir, weil Du so lang' Dich birgst?
Doch ich vertrau' auf Dich — dennoch bist nahe Du
In heißer Stunde, wann hinsinkt ermattend die Seele,
Fächelt Kühlung zu meinem Antlitz das
Weh'n Deines Fittichs.

Ja, ich glaube an Dich!
Drängt auch weh'bringend das Schicksal,
Wie an des Titanen Brust der Geier, sich
An mein Herz, markauszehrende Qualen bereitend —
Aus der Knechtschaft reißest Du mich empor,
Du träufelst mild in die offnen, brennenden Wunden
Balsam mir — ich genese, berühre ich nur den
Saum Deines Kleides.

So hoff' ich auch jetzt auf Dich und still
Erwartungsvoll, wie nur der Jüngling sich abhärmt
In banger Wehmut, die Geliebte zu schau'n!
Siehe und nun — nun kömmst Du selbst und streust
Über mich aus all' Deines Lichtes Glanz —
In Begeistrung hinschmilzt vor Dir die Seele:
Wieder ja durchströmt mich Deiner heiligen Liebe
Göttliches Feuer!

Vor einer Venusstatue.

Noch erglänzt Dein Fuß von dem Schaum der Welle,
Da dem Schoß des Meers Du Dich siegvoll losringst,
Seines tiefverborgenen Abgrunds schönstes,
Herrlichstes Kleinod!

Marmor zwar umfängt noch die Pracht des Leibes —
Schimmernd flößt sein Umriß jedoch in's Herz uns
Staunend Trunknen Lieder erhabner Sehnsucht,
Süßen Entzückens.

Täuscht Begeistrung? Lebet der Stein? Beugt lieblich
Anmutvoll der Nacken sich? Bebt des Busens
Rose, holdanschwellend im Knospendufte
Kosenden Atems?

Frägt, im Hoheitglanze der Keuschheit, schüchtern
Nicht dies Auge, schwimmend in Wonnelächeln,
Nicht des Mundes zartester Hauch: bin ich die
Göttin der Liebe?

An Italien.

Kaum daß ich zu denken begann, ertönte
Deiner Schönheit liebliche Sag' im Ohr mir,
Deiner Macht großartiges Lied, erweckend
Glühendste Sehnsucht.

Da erwuchs mir schon die Begier zu schauen
Dich, geliebtes Land; doch ist Wunsch geblieben,
Was eh'mals des Jünglings wie noch des Mannes
Seligstes Träumen.

Eingezwängt in's Joch des gemeinsten Elends,
Wo in kalter Sonne die Seele frieret,
Leiht dem Geist allein der Gedank' an Dich nur
Dädalus-Flügel.

Ja! Dann tret' ich wahrhaft auf Deinen Boden,
Da entsteht das Ewige sichtbar, Form wird,
Was im Innern längst zum Gebild gestaltet
Schüchtern die Ahnung.

Vor mir türmen sich auf die Thaten Deines
Hochgewalt'gen Strebens, o Brunelleschi
Und mit Ehrfurcht lauschet der Staubgeborne
Dantes Gesängen.

Farb' und Marmor lösen ihr starres Schweigen:
Furchtbar hebt in heiligem Zorn sich Moses,
Neuem Sonnenlichte entgegen reist der
Leib der Aurora —

Rings im Chor uralter Geschlechter sinnet
Tiefverborgnem nach die Sibylle, staunend
Schau'n Prophetenblicke in ferner Zukunft
Heil und Erlösung —

Einem nur gelang dies zu bilden, Einem!
Jeder Lorbeer schlang nur um seine Stirn sich!
Mit ihm starb die Kunst und es trauert gramvoll
Lässig die Muse!

Tritt aus Säulenreih'n und der Andacht Tempeln:
Unerschöpft quillt stetig der Born der Reize,
Die als Brautschmuck gab der geliebten Tochter
Gnadvoll die Erde.

Ob von rauhem Gipfel Dir Meer und Ferne
Lacht, ob nachtumdämmerter Schluchten Tiefe
Gährt in düstrem Grauen, ob Blumenauen
Laden zur Liebe —

Alles spricht zum Geist! Der Geschichte Bücher
Öffnen sich, Jahrtausende steigen lebend,
Neuverjüngt aus Schutt und Geröll im Glanze
Hehrer Verklärung.

Sah die Sonne Größeres? Mordend legt hier
Romulus den Stein zu der Weltenherrschaft,
Dort noch weht geheimnisvoll um die Grotte
Heilige Sage.

Numa's Hain beut nordischem Wandrer Schatten;
Horchend wähnt er, Quellengeriesel flüstre
Ihm, wie einst dem König die weise Nymphe,
Sprüche des Lebens.

Bricht dort Thyrsusschwingend die Schar des Bacchus
Nicht aus Oleandergebüsch und Myrten?
Zittert nicht altheiliges Laub dem Tanze
Jauchzender Mädchen?

Komm! Des Abends Kühle gemahnt zum Abschied —
Über Rom sinkt glühend die Sonne, tiefblau
Hebt die Riesenkuppel sich los vom Grunde
Brennender Strahlen . . .

Nicht durch Stammeln will ich entweih'n den Anblick,
Einmal nur mög' er mir im Aug' sich spiegeln:
Dann im Rausch' der Wonne durchschneid', o Parze,
Freundlich den Faden.

Adolf Peters

wurde am 9. Februar 1803 in Hamburg geboren, studierte in Göttingen Philosophie und Mathematik, lebte ein Jahr in Leipzig und nahm 1826 die Stelle eines Lehrers der Mathematik am Blochmannschen Institut und am Vitzthumschen Geschlechts-Gymnasium in Dresden an. Siebzehn Jahre bekleidete er beide Stellen, privatisierte dann, ging 1851 aber wieder als Professor der Mathematik und der Naturwissenschaften an die Landesschule St. Afra zu Meißen und trat 1873 in Ruhestand. Zu seinen Schülern haben auch König Albert und Prinz Georg von Sachsen gehört. Peters starb im Jahre 1876.

„Gesänge der Liebe" (1840); „Natur und Gottheit" (Preisgesänge, 1859); „Germania im Herbst" (Zeitgedicht, 1866).

Durch seine „Gesänge der Liebe" hatte A. Peters sich einst auf dem Felde der erotischen Lyrik einen geachteten Namen verschafft. Nach jahrelangem Schweigen trat er endlich 1859 mit einer andern Sammlung von Gedichten vor das Publikum, deren Titel „Natur und Gottheit" schon auf ihren vorwiegend kontemplativen Charakter deutete. Gott in der Natur, die Natur in Gott zu finden und so die Rätsel des Daseins zu lösen und seine Widersprüche zu versöhnen, ist das Bestreben des Dichters, der mit einem lebhaften und innigen Gefühl zugleich eine tiefe philosophische Bildung, sowie eine seltene Sprachgewandtheit verbindet.

An die Natur.

Am Abend.

Wie ganz Du Huld und Liebe bist
In Deinem Frieden, o Natur!
Wer liebend Dich umarmt, vergißt,
Was Leides je sein Herz erfuhr.

Der Arme, der den Mut verlor
Und blickt Dich an, dem lächeltst Du
Und hebst ihn wieder sanft empor,
Gibst ihm zurück die Seelenruh.

Ich nahe mich mit heil'ger Scheu,
Du läßt auch mich nicht ungeliebt,
Du bist es ja, die hold und treu
Für jede Liebe Liebe gibt.

Du ladest alle zu Dir ein,
Nähmst gern Dich aller Herzen an
Und keines soll vergessen sein,
Das nur Dein Wort vernehmen kann.

Du trittst uns nah', Dein Odem fließt
An unsre Herzen warm und tief
Und jede Himmelsblum' entsprießt,
Die in dem Erdenstaube schlief.

O, wer an Deinem heil'gen Dom
Voll Andacht steht und Dich erkennt,
Den trägst Du auf der Liebe Strom
Zu Dem, den keine Zunge nennt.

Aufblick.

Laß ew'ge Flammen in mir brennen,
Nie, Quell der Liebe, will ich ruh'n!
Das Wahre lehre mich erkennen,
Das Schöne bilden und das Gute thun,
Das Heilige verehren —
So laß nach Nord, Süd, West und Ost,
Nach allen Himmelsgegenden getrost
Das Antlitz froh mich kehren.

Gustav Pfarrius

wurde am 31. Dezember 1800 zu Heddersheim bei Kreuznach geboren, studierte 1818—22 in Halle und Bonn Theologie und Philologie, erhielt bald Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Saarbrücken und wurde 1834 zum Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln berufen. Später zum Professor befördert, trat er am 1. Oktober 1863 in Ruhestand.

„Das Nahethal in Liedern" (1833); „Karlmann" (episch-lyrisches Gedicht, 1844); „Kriemhildens Rache" (dem Nibelungenlied nacherzählt, 1844); „Waldlieder" (1850); „Gedichte" (neue Sammlung, 1860). Außerdem Novellistisches. Pfarrius gehört ebenfalls zu den Poeten des Rheinlandes, von denen wir oben bei Hermann Grieben und Alexander Kaufmann sprachen. Besonders gelingen ihm Naturschilderungen. Er ist eine leichtlebige, frische und heitere Dichternatur, der jedoch auch Vertiefung ihres Wesens und Aufwand von schönem Ernst möglich wird.

Ziel und Ende.

Vom Strande schaut' ich hinaus ins Meer,
Da schien so öde die Welt und leer,
Die Wellen kamen, die Wellen floh'n,
So trieben sie's seit Jahrtausenden schon,
Ich sah nicht Ziel und Ende.

Und wieder schaut' ich zum Himmel empor,
Da zogen die Wolken nach wie vor,
Die Sonne, die tief im Westen hing,
So heute wie gestern unterging,
Ich sah nicht Ziel und Ende.

Und wieder schaut' ich entlang dem Strand,
Da spielte der Wind mit dem Dünensand,
Hier ließ er ihn sinken, dort hob er ihn auf
In ewig erneuertem Wechsellauf,
Ich sah nicht Ziel noch Ende.

Und wie ich so stand in Gedanken tief,
Eine Stimme hold meinen Namen rief —
Sie war's! Vom rasenumgrünten Rand
Der Düne winkte sie mit der Hand:
Da sah ich Ziel und Ende.

Wie es den Sorgen erging.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Zerschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Tau.

Da habt ihr's, rief ich, von ihrer Not
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt zu Haus!

Luise von Plönnies

wurde am 7. November 1803 in Hanau als Tochter des Obermedizinalrats Leisler geboren und nach dem frühen Tode der Eltern im Hause ihres mütterlichen Großvaters, des Geh.-Rats und Leibarztes Freiherrn v. Wedekind, in Darmstadt erzogen. 1824 vermählte sie sich mit dem Leibmedikus Medizinalrat Dr. August v. Plönnies ebenda, wurde 1847 Witwe, siedelte nun mit ihren Kindern nach Jugenheim an der Bergstraße über, zog 1860 aber wieder nach Darmstadt, wo sie am 22. Januar 1872 starb. Einer ihrer Söhne, Major Wilhelm v. Plönnies, hat sich als Militärschriftsteller und auch als Dichter bekannt gemacht.

Werke: „Gedichte" (1844); „Abälard und Heloise" (Sonettenkranz, 1849); „Oskar und Gianetta" (dsgl., 1850); „Neue Gedichte" (1851); „Mariken von Nymwegen" (Gedicht, 1853); „Die sieben Raben" (Gedicht, 1862); „Sawitri" (Dichtung, 1862); „Lilien auf dem Felde" (Religiöse Dichtungen, 1864); „Ruth" (Biblische Dichtung, 1864); „Joseph und seine Brüder" (Epische Dichtung, 1866); „Maria von Bethanien" (Neutestamentliches Gedicht, 1867); „Die heilige Elisabeth" (Ep. Gedicht, 1870); „David" (Bibl. Drama, 1874); „Sagen und Legenden" (1874). Außerdem früher schon „Reiseerinnerungen aus Belgien", „Die Sagen Belgiens" und Übersetzungen englischer Lyriker.

Frauenliebe.

Frauenliebe ist die Quell' im Thale,
Die, ob festes Eis sie noch umschließt,
Bei dem ersten warmen Sonnenstrahle
Wieder reicher wallend sich ergießt.

Frauenlieb' ist gleich dem Rosenstrauche;
Ob ihm Nord und Sturm die Blüten raubt,
Bei dem ersten warmen Frühlingshauche
Hebt, aufs neu' erblühend, er das Haupt.

Frauenlieb' ist gleich dem Abendsterne;
Scheint vergebens er auch tausendmal,
Ruhig harrt er in der blauen Ferne,
Bis ein liebend Aug' erkennt den Strahl!

An die Nordsee.

Ich lieg' auf's neu' anbetend Dir zu Füßen,
Du ewigschöne, wunderbare See!
Aus tiefster Brust laß mich auf's neu' Dich grüßen,
Du nur verstehst allein mein heimlich Weh.
Geheimnisworte will ich mit Dir tauschen,
Laß durch mein Singen Deine Wogen rauschen!

O ich verstehe Dich, Du Wandelbare,
In Deiner Wonne, Deiner tiefen Qual,
In Deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel Dich grüßt mit heil'gem Liebesstrahl.
Am besten doch versteh' ich Dein Erbeben,
Wenn sich im Sturm die Wogen brandend heben.

So sah ich Dich, o See, vor wen'gen Tagen,
Wie kämpften da, wie flogen Deine Wellen!
In jeder schien ein stürmisch Herz zu schlagen,
In jeder eine Brust im Kampf zu schwellen,
Aus jeder stieg ein Ton der bangen Qual —
So sangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen,
Liegst Du, wie Magdalena, still und groß;
Du hast des Himmels heil'ges Bild umschlossen
Und Frieden sinkt herab in Deinen Schoß.
Und über all' Dein Sündigen, Dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten!

Josef Pollhammer.

Geboren am 20. Februar 1832 zu Aussee in der Steiermark, besuchte in Graz das Gymnasium, studierte 1850—54 in Wien die Rechte, wurde Doktor, arbeitete bis 1864 auf einem advokatorischen Bureau, ging dann als Notar nach Gföhl, sowie in gleicher Eigenschaft 1873 nach Krems.

„Gedichte“ (1863); „Kolumbus“ (Episches Gedicht, Sonderabdruck aus der vorgenannten Sammlung, 1873).

Der Maler.

Mir träumt', ich stünd' als Maler
Vor meiner Staffelei
Und malte, süßes Liebchen,
Dein schönes Konterfei.

Der Stirne sanfte Wölbung,
Das wallende goldene Haar,
Die frischen Rosen der Lippen
Gelangen mir wunderbar.

Die Augen nur verfehlt' ich —
Die schauten mich freundlich an,
Freundlich und liebeverheißend,
Wie sie es nie gethan.

Ein Proteus.

Du bist, o Wort, ein Baum mit grünen Zweigen
Und bist die ewig muntre Waldesquelle;
Bald leuchtest Du, ein Stern, in Sonnenhelle,
Bald flimmerst einsam Du durch nächtig Schweigen.

Zum Himmel fliegst Du mit des Adlers Schnelle
Und trauernd willst Du in die Grüfte steigen;
Du tanzest lustig Deinen Elfenreigen
Und hebst, ein stürmend Meer, Dich Well' auf Welle.

Ich liebe Dich umgürtet mit den Waffen,
Wenn Du zum Kampfe für die Menschheit eilest
Und stolze Geister Deine Züge lesen;

Ich liebe Dich, wenn Du, nur halb erschaffen,
Noch auf des Mädchens holden Lippen weilest —
Ein leiser Hauch verrät Dein ganzes Wesen!

Der Fischer.

Es war vor langer Zeit ein Fischerknabe,
Ihn sahen seine Nachbarn morgens immer
Zum Meere wandern mit dem Angelstabe
Und wiederkehren in des Abends Schimmer.

Doch einstens zog er aus und kehrte nimmer;
Sie wähnten ihn versenkt im Flutengrabe
Und teilten trauernd seine kleine Habe,
Die Angeln, Netze, wie der Muscheln Flimmer.

Nach Jahren kam er als ein Mann gegangen;
Sie sah'n wie sonst ihn, nur mit bleichen Wangen
Und trübem Blick, zum Meere niedersteigen.

Und forschten fragend sie um sein Beginnen,
Sprach er vor sich in langem, düstrem Sinnen:
„Ich hab' die Welt gesehn“ — und sank in Schweigen.

Glaube.

Ermattet sanken meine schwachen Glieder;
Der Flut, der unbezwinglichen, zum Raube,
Trieb auf den Wellen frei mein alter Glaube,
Das kleine Schiff ging schwankend auf und nieder.

Da hört' ich leise rauschendes Gefieder;
Es flog einher die weiße Friedenstaube
Und brachte mir das Reis mit grünem Laube
Und aus den Fluten stieg die Erde wieder.

Seid mir gegrüßt, ihr lieblich grünen Matten,
Ihr sonn'gen Berge mit der Wälder Schatten,
Ihr Blumen, lächelnd aus der Knospen Hülle!

Nun schweigt der Sturm; — ich seh' im Farbenbogen
Der Gottheit Schrift, durch Wolkenduft gezogen:
„Erkenne mich in der Erscheinung Fülle!“



Heinrich Pröhle.

Geboren am 4. Juni 1822 zu Satuelle im Magdeburgischen, studierte in Halle und Berlin Geschichte und Philologie, promovierte in Bonn zum Dr. phil., lebte mehrere Jahre publizistisch thätig in Österreich, eine Zeitlang auch in Leipzig und im Harze, nahm dann, nachdem er in Berlin das vorgeschriebene Probejahr gemacht, eine Lehrerstelle zu Mühlheim an der Ruhr an und wurde schließlich ordentlicher, sowie vor kurzem Ober-Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin. — Werke: Zwei Reiseschilderungen („Aus dem Kaiserstaat", „Berlin und Wien"); eine stattliche Zahl wertvoller Märchen- Sagen- und Volksliedersammlungen (namentlich aus dem Harz, aber auch allgemeine „Deutsche Sagen" sowie spezialiter „Reformationssagen" — wertvoll sind sie sämtlich für Jugend, Volk und Forscher); nicht minder eine Anzahl gediegener Monographieen (Jahns Leben, Bürgers Leben, Kriegsdichter des 7jährigen Kriegs und der Freiheitskriege, Die Fremdherrschaft in Westfalen, Harz und Kyffhäuser in Gedichten und Schilderungen, „Feldgarben", d. h. Beiträge zur Kirchen-Litteratur- und Kulturgeschichte, Gleim in der Schule, Philipp Melanchthon, zuletzt „Lessing, Wieland, Heinse"). Endlich die liebliche „Walddrossel" (Lebensbild, 1861) und „Der Pfarrer von Grünrode" (Lebensbild, 1852), welch beide Erzählungen es sehr bedauern lassen, daß Pröhle das novellistische Gebiet nicht weiter kultiviert hat und folgendes Poetisches: „Gedichte" (1859), „Der Krieg 1866" (Gedicht), „Deutsche Lieder und Oden" (1870), „Neue Lieder aus Wittenberg gegen Rom" (1875).

Wir erachten das eine von Pröhle hier mitgeteilte Gedicht: „An die Gattin" als eine Perle unsrer modernen Lyrik.

Der Gattin.

Schmücke Dich, o süße Lust,
Hoffnungsvoll mit grünem Tuche!
Schlag' es um die treue Brust!
Komm mit mir zu Tann' und Buche!
Reifer Sommerfreuden warten
Laß uns heut' in Forst und Garten.

War's nicht auch in Sommerglanz,
Als Dein Trauter Dich errungen,
Als durch Locken Dir und Kranz
Zitternd seine Hand gedrungen,
Wie zur Frühlingszeit ein Wetter
Stürmen mag durch junge Blätter?

Und das Haupt, das er begehrt,
Mußte endlich ihm sich wenden;
Der Pokal ward ihm gewährt,
Den er hielt mit beiden Händen;
Deiner Lippen Nektarschale
Setzt' er an zum frohen Mahle.

Doch die Blumen, die geknickt
Sind von seinen rauhen Händen,
Soll Dir, Reine, hochbeglückt,
Dieses Jahr von neuem spenden.
Dieser Kranz — er fleht auf's neue
Dich um Liebe und um Treue.

Immortellen und Jasmin,
Rosen, Tulpen und Narzissen,
Kaiserkronen, Rosmarin
Soll Dein stolzes Haar nicht missen.
Immergrün und blauer Flieder
Wall' aus Deinen Locken nieder.

Rötliche Kamelia,
Der Hortensia schwere Dolden
Winden sich von fern und nah
Jetzt in Deine Flechten golden;
Was im Sommer blüht und Lenze,
Schlingt der Jugend sich in Kränze.

Wie der Schwalben rascher Zug
Unsre Jugendtag' entwischen;
Unsrer Jahre rascher Flug
Schwindet wie das Wild in Büschen —
Laß uns drum mit Blumen kränzen,
Weil noch Freud' und Jugend glänzen.

Wie die Weih' im Himmelsblau
An den heißen Sommertagen,
Über unsres Lebens Au'
Wird Vergänglichkeit getragen —
Laß uns küssen, eh' der Nelken
Und der Rosen Kränze welken!



Robert Prutz.

Geboren am 30. Mai 1816 in Stettin, studierte Philologie und Philosophie in Berlin, Breslau und Halle, promovierte an letztgenanntem Orte und begann da auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Nachdem er seit 1840 in Preußen mancherlei polizeiliche Maßregeleien erfahren hatte, wandte er sich nach Dresden und dann nach Jena, von wo er 1843 ausgewiesen wurde. Er begab sich nun wieder nach Halle zurück, indem er sich an der Universität habilitieren wollte, ohne daß jedoch der „politisch Anrüchige“ im stande gewesen wäre, dies Vorhaben auszuführen. Es folgte ein erneuter Aufenthalt in Berlin und dann die Annahme des Dramaturgenpostens am Hamburger Stadttheater. Das Jahr 1848 sah ihn erst in Dresden, dann wieder in der preußischen Hauptstadt, politisch in Vereinen und sonst thätig, bis er 1849 es noch durchsetzte, Professor der Litteraturgeschichte in Halle zu werden. Er blieb da 10 Jahre, kam dann aber um seinen Abschied ein und lebte seitdem ohne Amt, als Herausgeber des „Deutschen Museums“, in seiner Heimat Stettin, vielfach leidend, doch noch immer produktiv und geistig frisch. — Werke: Verschiedene treffliche litterar-historische oder rein geschichtliche Schriften (Der Göttinger Hainbund, Litterarhistorisches Taschenbuch [von 1843—48], Dramaturgische Blätter, Geschichte des deutschen Journalismus, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, Geschichte der letzten 10 Jahre seit 1840, Kleine Schriften zur Politik und Litteratur, Neue Schriften zur deutschen Litteraturgeschichte, Holbergs Leben und Schriften, Goethe — eine „biographische Schilderung“ — Menschen und Bücher, Die deutsche Litteratur der Gegenwart u. s. w.); mehrere Tragödieen (Karl von Bourbon, Moritz von Sachsen 2c.) und eine satirische Komödie: „Die politische Wochenstube“ (1845); Romane und Novellen (das Engelchen, die Schwägerin, Felix, Helene, Der Musikantenturm, Der Weg zum Ruhme, Oberndorf); sowie „Gedichte“ (1841, 4. Aufl. 1857), „Gedichte“ (neue Sammlung, 1842), „Aus der Heimat“ und „Aus goldenen Tagen“ neueste Gedichte, (1858 und 1861), endlich nochmals letzte Gedichte: „Herbstrosen“ (1865) und „Buch der Liebe“ (1869). Prutz starb in Stettin am 21. Juni 1872. — Als Dichter machte sich Prutz zuerst im Reigen der politischen Lyriker in den vierziger Jahren im Bunde mit Herwegh Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt u. s. w. bekannt und soviel galt seine Person und sein Wort in jenem Kreise, daß ihn der Chorführer G. Herwegh, in einem feurigen Liede, gleichsam als Vertreter der deutschen Jugend ansang. Nach einer Reihe sanglos verbrachter Jahre, in deren Verlaufe er ganz und gar auf die Lyrik Verzicht geleistet zu haben schien, kehrte Prutz mit verdoppelter Liebe zu derselben zurück und gab Gedichte, „Aus der Heimat“ u. s. w., heraus. Es ist in ihnen — die wir hier zu berücksichtigen hatten — in stark ausgeprägter Weise ein erotisches Element vorhanden. Wo das Maß beachtet wird, verhilft der Poet dem letzteren zu ungemein schönem, stellenweise glänzendem Ausdruck.

Und hast Du je einmal geliebt.



Und hast Du je einmal geliebt
Und weißt Du, was für Süßigkeiten
Die Liebe ihren Treuen gibt,
Bist Du beglückt für alle Zeiten.

Es kann das Dornenreis der Pflicht
Die müden Schläfe Dir zerwühlen,
Unglücklich aber kannst Du nicht,
Nicht ganz verlassen je Dich fühlen.

Von jedem Kummer, jeder Pein
Läßt Dich Erinnerung genesen
Und kannst Du nicht mehr glücklich sein,
So weißt Du doch, Du bist's gewesen.

Wie tief im Wald ein Vogel singt,
Tönt Dir ein tröstend Lied im Herzen
Und was die Zeit nun immer bringt,
Mit Lächeln kannst Du es verschmerzen,

Seitdem der Liebe Lust und Qual
Dein bebend Herz zuerst verspürte,
Seit ihres Heil'genscheines Strahl
Zuerst Dein junges Herz berührte!

Erinnerung.

Und hast Du recht geliebt einmal,
Sei Dir's zur Freude, sei's zur Qual,
O halte das Gedächtnis fest,
Auf daß es nimmer Dich verläßt.

Gib ihm, als Deinem besten Schatz,
Im tiefsten Herzen einen Platz,
Gleichwie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den Du geschickt
Und jeden Kuß, der Dich erquickt
Und selbst der Trennung bittern Schmerz, —
O schließ' es alles treu ins Herz:

Auf daß, wenn einst nach Jahren spät
Der Frost des Alters Dich umweht,
Du an verschwundner Tage Glück
Noch laben magst den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So spielt um Dich Erinnerung
Und macht das alte Herz Dir jung.

Die Rose welkt wohl über Nacht,
Vergänglich ist der Erde Pracht,
Nur was Du liebst, o Herz, ist Dein:
Das soll Dein Trost im Sterben sein!

Wunder.

Es ließ Natur ein Wunder zu:
Sie brach, der alles sonst bezwingt,
Den Grimm der Zeit, daß wieder Du
Vor meinen Augen stehst, verjüngt,
Der Rose gleich, die über Nacht
Den keuschen Busen hat erschlossen,
Wenn sie, von Morgentau begossen,
Dem Gärtner früh entgegenlacht.

Und ahnst Du dieses Wunders Sinn?
Hat Dir Dein Herz nicht offenbart,
O holdes Lieb, daß ich es bin,
Für den dies Kleinod ward gespart?
Wie das Geschick es war zu Dir,
O sei auch Du nicht minder gnädig
Und stürze, aller Fesseln ledig,
Dich jauchzend in die Arme mir!

Weißt Du noch?

Weißt Du noch, wie Deine Wange röter sich, o Liebste, malte,
Da zuerst ins fromme Auge Blitze Dir das meine strahlte?
Wie Du rasch Dich seitwärts kehrtest, zürnend halb und halb erschrocken,
Da der Atem meines Mundes streifte Deine süßen Locken?

Bis Du näher dann und näher fühltest mählig Dich gezogen,
Höher schlugen, immer höher Deines Busens keusche Wogen —
Wolltest schmählen, wolltest flüchten, ach und konntest Dich nicht wenden,
Bis Du in den Arm mir sankest, stammelnd, mit gefaltnen Händen!

Trautes Bild der ersten Stunde! Sel'ges Zürnen, holdes Schämen,
Linde Qual verliebter Herzen, süß im Geben wie im Nehmen,
Leuchte meiner Seele sollst Du unverlierbar mich begleiten,
Sollst im heißen Kampf des Lebens kühle Schatten um mich breiten!

Fließ', o fließe, Strom der Tage! Deine Strudel, laß sie schäumen;
Nicht an meiner Seele rühret Deiner Wogen wildes Bäumen —
Jene Stunde, da die Liebste sich zu eigen mir gegeben,
Diese mußt Du doch mir lassen, diese Stunde ist mein Leben!

Im Dorf.

Ein ärmlich Haus hab' ich gesehen,
Das Dach halb abgedeckt vom Wind,
Die Mauern wollten nicht mehr stehen,
Die Thüre schief, die Scheiben blind!

Doch hinter der Scheibe, sorgfältig im Glas,
Ein voller duftiger Rosenstrauß —
Da hab' ich gedacht und, wißt ihr, was?
Es wohnt was Liebes in dem Haus.

Du fragst, wozu das Küssen tauge?

Du fragst, wozu das Küßen tauge
Und was es eigentlich will sagen?
Um sich zu blicken Aug' in Auge
Und Seel' um Seele zu befragen!

Wenn Auge sich in Auge spiegelt
Und Seele sich zu Seele findet,
Dann wird im Kusse rasch besiegelt,
Was treue Herzen ewig bindet.

Drum willst Du je Dich küssend neigen,
So gibt es eines, das bedenke:
Daß leis in andachtsvollem Schweigen
Auch Seele sich in Seele senke.

Wenn nur die Lippen sich berühren,
Da wirst Du bald verschmachten müssen —
Der Liebe Wonnen ganz zu spüren,
O lerne mit der Seele küssen!

Trost in Schmerzen.

Es soll der Mensch nicht um Verlornes klagen,
Noch soll er leimen wollen, was zerbrochen —
So hab' mit lächelndem Behagen
Ich oft mir selber zugesprochen.

Doch als an einem gramumflorten Tage,
Den keine Sonne jemals wieder lichtet,
Der grimme Tod mit einem Schlage
Mein Glück, mein blühendes, vernichtet:

Da, bei dem düstren Glanz der Trauerkerzen,
Hab' ich zuerst begriffen und empfunden,
Daß es ein Glück auch gibt der Schmerzen
Und daß auch Rosen blüh'n aus Wunden.

Als hätt' erst jetzt die Welt sich mir erschlossen,
Seitdem mein Auge überquillt von Zähren,
So seh' ich tausend Leidgenossen,
Die meine Trauer mir verklären.

Wie anders jetzt nach frühverblühtem Lenze
Berührt die gelbe Blume mich am Wege,
Seit ich die winterlichen Kränze,
Auf einen teuren Hügel lege!

Wie anders hör' die Nachtigall ich schlagen,
Wie anders hallt mir's aus der Lerche Chören,
Seitdem man sie dahingetragen,
Die keine Lerche mehr wird hören!

Ja selbst am Himmel dort die ew'gen Sterne,
Sie scheinen inniger mir zuzuwinken,
Seit ich in grenzenlose Ferne
Ein leuchtend Antlitz sah versinken!

Und alles Weh, das seit der ersten Stunde
Der Menschheit Brust durchwühlt mit bangem Sehnen,
  Es brennt in meiner Seele Grunde
  Und lindert sich in milden Thränen —

Nicht müß'gem Schmerze will ich mich ergeben,
Dem Tage leist' ich unverkürzt das Seine:
  Doch wurde heil'ger mir das Leben,
  Seit eine Tote ich beweine!

Gustav zu Putlitz.

Gustav Heinrich Hans Edler Herr zu Putlitz wurde am 20. März 1821 auf dem väterlichen Gute Retzien in der Westpriegnitz geboren, besuchte das Domgymnasium zu Magdeburg, studierte seit 1841 in Heidelberg und Berlin die Rechte, arbeitete seit 1846 bei der Regierung in Magdeburg, verließ aber 1848 den Staatsdienst, lebte teils auf seinem inzwischen ererbten Gute, teils auf Reisen, war 1863—67 Intendant des Schweriner Hoftheaters, wurde dann Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen und ist seit 1873 General-Intendant des Karlsruher Hoftheaters. Auch ist er nach wie vor Kgl. Preuß. Kammerherr. Er hat sich 1853 mit Gräfin Elisabeth Königsmark vermählt.

Dem allbekannten und allbeliebten Dramatiker Gustav zu Putlitz verdankt die deutsche Bühne nicht nur die lange Reihe seiner „Lustspiele", die in 7 Bänden gesammelt erschienen sind (wir nennen z. B. Badekuren, Das Herz vergessen, Die blaue Schleife, Familien-Zwist und Frieden, Seine Frau, Liebe im Arrest, Das Schwert des Damokles, Spielt nicht mit dem Feuer, Die alte Schachtel, Die Idealisten, Die Kompagnons 2c..), sondern auch eine Anzahl sehr geschätzter Dramen und Schauspiele: Das Testament des großen Kurfürsten, Der Aufruf an mein Volk, Don Juan d'Austria, Waldemar, Wilhelm von Oranien in Whitehall, Rolf Berndt. „Karolina oder Ein Lied am Golf von Neapel" ist ein Liederspiel, zu dem Ferdinand Gumbert die Musik geliefert hat; „Maienzauber" betitelt sich das Festspiel, das Putlitz für die Vermählung des Großherzogs von Schwerin mit der Darmstädtischen Prinzessin Anna dichtete.

Fast ebenso bekannt und beliebt, wie die des Dramatikers, sind die Schöpfungen des Novellisten und Romandichters Putlitz: „Brandenburgische Geschichten" (1863); „Novellen" (1863); die Einzelnovellen; „Die Halben" (1868); „Die Alpenbraut" (1870); „Walpurgis" (1870); „Funken unter der Asche" (1871); endlich der Roman: „Die Nachtigall" (2 Bde., 1872).

Außerdem gab Putlitz heraus: „Theaterbriefe von Karl Immermann" (1851); „Ungebundenes" (Immemorabilien, 1. Heft, 1856); „Theater-Erinnerungen" (2 Bde., 1874). „Ausgewählte Werke" in 5 Bänden erschienen 1872—75.

Auf seine Erstlingswerke kommen wir hier zuletzt zu sprechen. Wir meinen das Buch: „Was sich der Wald erzählt" (Ein Märchenstrauß, 1850; 34. Aufl. 1874 — auch in „Illustrierten Ausgaben" vorhanden), woran sich schlossen: „Vergißmeinnicht" (Arabeske, 1853, 11. Aufl. 1876) und „Luana" (Dichtung, 1855, 3. Aufl. 1872). Welche bedeutsame, ja den ganzen Charakter der Dichtung mitbestimmende Rolle „Was sich der Wald erzählt" gleich am Beginn der Epoche, mit welcher wir uns hier speziell beschäftigen, gespielt hat, darüber sprechen wir in der Einleitung. Dieser „Märchenstrauß" ist eine gewiß poetische Gabe — aber der Form nach in Prosa; lyrische Gedichte sind nur der Prolog und der Epilog. Wir wollten auch mit diesen wenigen vorhandenen Proben einen so wichtigen Dichternamen für die Periode in unsrer Anthologie nicht fehlen lassen und teilen daher den Prolog ganz, sowie vom Epilog drei Strophen mit.

Aus „Was sich der Wald erzählt".

I.

Das Märchen.

(Als Prolog.)

Das waren laute Tage,
Im Streite lag die Welt;
Daß es die Waffen trage,
Hat Alles sich gestellt;
Im Kampf sich zu beweisen,
Selbst nicht die Dichtung mied,
Das Wort ward Stahl und Eisen,
Zum Schwerte ward das Lied.

Das Märchen stand verlassen
Im Dräuen um ihn her.
Ihm will der Stern nicht passen,
Ihm ziemt nicht Schild und Speer;
Zum blut'gen Kampfesruhme
Ist seine Macht gering —
Es fliegt vom Blatt zur Blume,
Ein bunter Schmetterling.

Und aus des Streites Mitte
Da trieb's mich alsobald,
Ich floh mit scheuem Schritte
Tief in den grünen Wald.
Da, wo der Blüten Fülle
Der Bäume Fuß umsäumt,
Hab' ich in Waldesstille
Geschlummert und geträumt.

Ich lag im duft'gen Reise,
Umschattet und umrauscht
Und hab' im Schlummer leise
Auf Waldes Wort gelauscht;

Wob meine Träume luftig
Und meine Phantasien
Im Blumenlaute duftig
Und in der Blätter Grün.

Jetzt treibt's vom Blumenbette
Mich wieder waldauswärts;
Des Märchens liebste Stätte
Ist doch des Menschen Herz!
Jetzt drängt's mich, Euch zu fragen:
Ist noch im Sturm die Zeit?
Ist noch nicht ausgeschlagen
Und ausgekämpft der Streit?

Doch habt für Waldes Kunde,
Für meinen bunten Traum
In Eures Herzens Grunde
Ihr jetzt schon wieder Raum,
Dann nehmt, den ich getragen,
Den Strauß voll Waldeslust
Und auf des Herzens Schlägen
Steckt ihn an Eure Brust.

Und wollt Ihr ihn nicht achten,
Den Märchengunst umwallt',
So laßt den Strauß verschmachten —
Viel andre trägt der Wald.
Ich aber zu den Bäumen
Will wieder dann entflieh'n,
Will wieder ruh'n und träumen
Im duft'gen Waldesgrün.

II.

Der Dichter.

(Als Epilog.)

So nehmt sie hin, die Träume schöner Stunden,
In denen ich vom Rätsel der Natur
Die Lösung in dem Märchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Märchen nur.
Es war kein Trug! Fragt selbst den grünen Hain;
Was ich erzählt — in tausend Lauten spricht er's;
Ich gab's in meines Herzens Wiederschein
Und also mußt' es wohl ein Märchen sein —
Ist doch ein Märchen selbst das Herz des Dichters.

Ein Märchen, das der Blüten viel erschlossen,
Das seinen Lenz hat, seine Winterzeit,
Wo mancher Quell geheimnisvoll geflossen,
Dem Bach des Waldes gleich, dem Schmerz geweiht.
Da trat, so wie des Veilchens Knospe bricht,
Geweckt im Lenze von der Sehnsucht Triebe,
Ein sehnsuchtsvolles Rätsel auch an's Licht,
Empfunden tief und doch verstanden nicht:
Des Herzens Frühlingskind — die erste Liebe.

* * *

Genug! Der Dichter muß die Blätter schließen,
Mit ihnen auch das Herz! — Der Vorhang fällt.
Des Waldes Wunder ließ er Euch umsprießen
Und schau'n in seines Busens Märchenwelt.
Euch, die Ihr's mit dem Herzschlag eingetauscht,
Euch weiht er immer seiner Märchen Bestes;
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauscht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie gerauscht
Und was der Dichter Euch enthüllt — vergeßt es!

Oskar Freiherr von Redwitz.

Geboren am 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach als Sohn des 1848 in Speier als königl. bayrischer Oberzollinspektor vorstorbenen Freiherrn Ludwig, studierte Oskar Freiherr von Redwitz-Schmölz seit 1844 in Erlangen und München Jura und Philosophie, war 1845—47 Rechtspraktikant in Speier, sowie 1848—49 in Kaiserslautern, bestand seine juristische Staatsprüfung, entsagte dann der Rechtswissenschaft und widmete sich in Bonn unter Simrock noch germanistischen Studien. In Schellenberg bei Kaiserslautern, an der Seite seiner Braut, der damals 16jährigen Mathilde Holscher, mit der er sich 1851 vermählte, entstand die erzählende Dichtung — genauer vielleicht — ein Balladenkranz mit lyrischen Zugaben —: „Amaranth“, deren Erscheinen 1849 ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne, zum gefeierten Poeten und eigentlichen Modedichter jener Zeit machte. Es entstand und erschien also „Amaranth“ noch kurz vor 1850, doch weil das eben nur so kurz vorher der Fall war, daß, als das Werk seine ersten Erfolge erntete, bereits das Eröffnungsjahr unsrer Epoche, 1850, angebrochen war, gehört es in das Bild derselben sicher ebenso berechtigt und notwendig hinein, wie dies mit „Was sich der Wald erzählt“ ganz der gleiche Fall ist. Weiteres siehe in der Einleitung.

Zu den Auszeichnungen und Ehren, die „Amaranth“ ihrem Schöpfer brachte, zählte in erster Linie auch seine Berufung als Professor der Ästhetik und Litteraturgeschichte an die Wiener Universität 1851. Jedoch gefiel er sich auf diesem Lehrstuhl so wenig, daß er noch im selben Jahre wieder vom Katheder herabstieg und seitdem nicht wieder Gelehrter, sondern, wozu er geboren, nur noch Dichter hat sein wollen. Er lebte fortan wieder in Schellenberg bei Kaiserslautern, welch' freundliches Asyl (ein Besitz der Familie seiner Gattin) er blos zu verlassen pflegte, wenn ihn die Versammlungen der bayrischen Stände nach München riefen. Er gehörte denselben als Deputierter für Kronach an. 1860 wurde er zum kgl. bayr. Kammerherrn ernannt. Auch hat ihn 1866 Würzburg zum Doktor honoris causa gemacht. 1871 erwarb er die Villa Möser bei Meran, der er den Namen „Schillerhof“ beilegte und welche er seitdem bewohnt.

Werke: „Amaranth“ (1849, 33. Aufl. 1880); „Das Märchen vom Waldbrünnlein und der Tanne“ (1851); „Gedichte“ (1852); „Sieglinde“ („christliches“ Drama, 1853); „Thomas Morus“ (histor. Trauerspiel, 1857); „Philippine Welser“ (histor. Schauspiel, 1859); „Der Zunftmeister von Nürnberg“ (desgl., 1860); „Mit einem Königsherzen“ (Beschreibung einer Reise des Königs Max II. durch Bayerns Hochland, 1864); „Hermann Stark“ (Roman, 3 Bde., 1869); „Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützowschen Jägers Vermächtins an das Vaterland“ (1871); „Odilo“ (poetische Erzählung, 1878); „Die Gräfin von Provence“ (Lustspiel, 1880); „Schloß Monbonheur“ (Schausp. 1881). Bekanntlich haben sich von diesen Redwitzschen Theaterstücken „Philippine Welser“ und „Der Zunftmeister“ fest eingebürgert auf allen unseren Bühnen und sie sind in der That auch sehr schätzenswerte kraft- und wirkungsvolle dramatische Gaben. „Sieglinde“ war ein tendenziöser Mißgriff. Der Roman „Hermann Stark“ hat seine eigentümlichen Vorzüge, ebenso die poetische Erzählung: „Odilo“ und daß das „Lied vom neuen deutschen Reich“ seine patriotische Aufgabe erfüllt hat, beweisen die verschiedenen Auflagen desselben. — Die zwei letzten von uns hier mitgeteilten Proben sind den „Gedichten“ entnommen.

Aus „Amaranth".

I.

(Aus „Walthers Liedern.)

So lang' mein Himmel heiter blaut,
Will ich nicht an die Wolke denken;
So lang' die Locke nicht ergraut,
Will ich mein blühend Haupt nicht senken.
Denkt denn die Blume ans Verblüh'n,
Wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glüh'n,
Daß er am Morgen schon erblindet?

* * *

Komm, geh mit mir ins Waldesgrün,
Ich muß ein Wörtchen Dir vertrauen!
Doch sieh dort erst die Blumen blüh'n,
Die Täubchen ihre Nester bauen,
Leg' erst Dein Haupt in Sonnenschein
Und hör' die Nachtigallen schlagen,
Blick' in den Himmel erst hinein —
Erst dann sollst du mir Antwort sagen.

II.

(Aus „Amaranths Waldliedern")

Du, Quell, hast einen süßen Mund,
Hab' Dich im Stillen oft belauscht,
Wenn mit der wilden Rose Du
Die leisen Wörtchen eingetauscht.
Hat sie nur einmal Dich gehört,
Neigt sie sich hin und grüßet Dich —
Nicht wahr? Hab ich einmal ein Lieb,
O lehr' die Wörtchen dann auch mich!

* * *

Waldvögelein! Wie singst Du heut
So herzig lieb, wie nie zuvor?
Möcht' fliegen ja vor lauter Freud',
Ein Vöglein hoch zu Gott empor!,
Hast Du denn auch heut über Nacht
Dein Frühlingslieb im Traum gesehen?
Waldvögelein, gib Du nur acht,
Mit Dir und mir wird was geschehen!

* * *

Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust!
Und sänget ihr auch ewig fort,
Vieltausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könnet singen nie genug —
So schön hat Gott die Welt gemacht.

III.

(Des Waldes Erwachen.)

Noch überall ist tiefe Ruh,
Die Himmelsaugen blicken matt
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' in Busch und Baum,
Die Blümlein all' am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;

Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom taubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Äuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt
Und zupfen ihn am Kleidessaum;
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt,
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Derweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hört's aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeersteckn,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Heidelerch', im Gras verborgen.
Die hat das Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen!
Von ihrem Fittich aufgestört,
Das Häslein aus dem Kraute blickt
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest ins Gras herunter
Und wäscht mit Tau das Äuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kuckuck schreit,
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!

Ein jeder Baum sagt es dem andern —
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern,
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes geschäftig Wandern;
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken —
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken!

IV.

(Aus Amaranths „stillen Liedern".)

Es muß was Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!
Und Freud' und Leid und Glück und Not
So mit einander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

* * *

Ich will mich in Dein Herz gewöhnen,
Daß ich erfülle Deinen Willen;
Will nur Dir leben zum Versöhnen,
Dir mutig jede Thräne stillen
Und was Dich freuen mag vom Tage,
Will froh am Abend ich Dir sagen
Und alles Trübe, alle Klage
Will ich allein verschwiegen tragen.

Grüß' Gott, du lieber Frühlingswind.

Grüß' Gott, Du lieber Frühlingswind,
Doch darfst bei mir nicht säumen!
Flieg' fort, flieg' fort in den Wald geschwind,
Da liegt noch alles in Träumen.

Die Blätter in den Knospen weck',
Sie sollen säuselnd sprießen!
Und hilf den Veilchen im Dornenversteck,
Die Äuglein aufzuschließen!

Und sag' den Vöglein im ganzen Wald,
Der Winter sei zerronnen,
Daß jeder Busch und Wipfel schallt
Und heiter rieseln die Bronnen!

Und wo ein trauerndes Herze sinnt,
Das sollst Du ins Freie locken
Und wo eine stille Thräne rinnt,
Da weil' und küsse sie trocken.

Bei mir, bei mir hat's keine Not,
Den Frühling anzusagen;
Ich kann ja die Veilchen und Röslein rot
Kaum alle vom Winter tragen.

Du kennst ja doch mein lenzig Kind
Und wird's nun Mai auf Erden —
Ja sag' nur selber, Du Frühlingswind,
Was soll das alles noch werden?

Und weißt du auch, herzinnig Kind.

Und weißt Du auch, herzinnig Kind,
Warum ich so lächle, da's stürmt und schneit?
Laß Du nur ruhig brausen den Wind,
Er bringt ja die selige Weihnachtszeit.

Da schmücken wir unsre Herzen fein
Als Christusbäumchen einander aus
Und unsre Lieb' ist der Kerzenschein —
Wie soll da funkeln das ganze Haus!

Und all' die Gedanken von Lieb' und Treu',
Die hängen als goldne Äpfel wir dran
Und ach, da werden wir Kinder aufs neu'
Und schauen voll Jubel den Christbaum an.

Emilie Ringseis.

Die zweite, am 15. November 1831 in München geborene, poetisch-begabte Tochter des Obermedizinalrates Prof. Dr. Joh. Nep. v. Ringseis daselbst.

„Gedichte“ (1865); „Gesammelte Dichtungen“ (1869); „Neue Gedichte“ (1873). Außerdem die Schauspiele: „Veronika“ und „Die Sibylle von Tibur“ das dramat. Märchenspiel: „Die Getreue“, sowie „Sebastian“ (von der Dichterin eine „Märtyrertragödie“ zubenannt).

Im See.

Weiß auf bläulichen Fluten spielt
Nachmittäglich der Sonnenschein;
Eh' die Dämmerung niedersinkt,
Steig' hinab ich zum Bade.

Lieblich gurgelt die Welle sacht,
Summt mir Lieder im Traume vor,
Tanzt und schäkert an mir hinauf,
Faßt mich scherzend am Haare.

Lämmerherden ob meinem Haupt
Lautlos ziehen ins Blaue hin;
Während laulichte Flut mich wiegt,
Zählend hüt' ich die Scharen.

Weit jenseits an dem Ufer steigt
Einzelstimmig ein Sang empor;
Doch der klinget so fern, so fern,
Aus verzauberten Weiten.

Lockt im Sang mich die Wunderwelt?
Über's Wasser gezogen kommt
Heimlich schwellendes Lustgebraus,
Seltsam schauerndes Wehe.

See, was hast Du mir angethan?
Bang umstrickt mich der Einsamkeit
Unergründliche Wehmutsqual,
Weinen möcht' ich vor stillem Schmerz,
Sterben möcht' ich vor Sehnen.

„Abgedroschene“ Reime.

Was sollen wir denn nicht in altgebrauchten Reimen
Mehr dichten dürfen mit erneutem Sinn?
Als brächten neue Reime stets Gewinn!
So lange Schmerzen aus den Herzen keimen,
So lang ein irdisches Geschlecht
In Herbstesstürmen und in Frühlingsluft
Wird seine Sprossen in die Wiege legen
Und in die Gruft,
So lang' auch wollen wir der alten Reime pflegen:
Auch uns ist billig, was den andern Recht.

Verschiedenen Einwürfen gegenüber.

Wollte Gott Männliches von mir haben,
Ließ Er zur Welt mich kommen als Knaben;
Da zum Mädchen Er mich erschaffen,
Wollt' Er mich nicht zu des Mannes Affen.

Nicht unweiblich ist, daß ich dichte,
Wenn ich's in weiblicher Zucht ausrichte.
Weibisch Wesen den Mann entadelt,
Unweiblich Weib sei drum getadelt;
Doch wie den Mann auch Zartheit ehrt,
Sei dem Weibe nicht Kraft verwehrt!
Läßt sich die Weiblichkeit nur erkennen,
Hör' ich mich gern auch männlich nennen:
Denn so ward mir ja nichts entwandt,
Löbliches nur hinzuerkannt.

Emil Rittershaus.

Dieser Hervorragendste und auch weitaus Bekannteste der Dichtergruppe des Wupperthals (Olbermann, Siebel, Schults, Stelter u. s. w.) wurde am 3. April 1834 in Barmen geboren, widmete sich dem Kaufmannsstand, war Inhaber eines Agentur- und Kommissionsgeschäftes, dann Mitinhaber einer Fabrik und lebt nach glücklicher Überwindung der materiellen Kalamitäten, in die ihn letzteres Unternehmen gestürzt, in angenehmer, ihn viel auf Reisen führender und zugleich Zeit zu poetischer Bethätigung lassender Stellung als General-Agent verschiedener rheinischer und westfälischer Assekuranzgesellschaften. Sein Domizil ist nach wie vor Barmen.

„Gedichte“ (1856, 5. Aufl. 1875); „Freimaurerische Dichtungen“ (1870); „Den Frauen und Jungfrauen in der Kriegszeit“ (Drei Lieder, 1870); „Vorwärts! Nach Paris!“ (Drei Kriegslieder, 1870); „Neue Gedichte“ (1872, 4. Aufl. 1874); „Zur Sedanfeier“ (1875).

Gewiß ist Rittershaus eine sehr liebenswürdige Dichterpersönlichkeit und er hat sich einen schönen Platz in unsrer modernen Lyrik errungen. Bekannt sind in den weitesten Kreisen seine vielen Gelegenheitspoesieen geworden, seine Besingungen von Zeitereignissen und Männern der Zeit und drgl. mehr. Man weiß, wie sich da immer die Muse unseres Rittershaus „zu rechter Zeit einstellt“, um mit Goethe zu reden. Man denke nur an seine dichterischen Beiträge für die „Gartenlaube“ und andere Blätter.

Die Stunde.

In des Daseins reichster Fülle, in der vollsten Kraft des Lebens
Flamme in der Brust, der tiefen, nicht des Mutes Glut vergebens.
Rückwärts mag er schau'n, der Träumer, bis die letzte Kraft zerrann.
Hundertarmig winkt das Leben! Für das Leben lebt der Mann.

Für das Leben, für die Stunde, für das Heute gilt's zu streiten
Und zum Lob des Heute greifen will ich in die goldnen Saiten.
Thatlos harren! Nennt ihr's weise? Thatlos träumen! Nennt ihr's gut?
Ist das Heute nicht die Knospe, drin des Morgens Blüte ruht?

Ist das Heute nicht das Saatfeld, drin des Morgens Keime liegen?
Wird, wo heute prangt die Blüte, morgen nicht die Frucht sich wiegen,
Laßt den Träumer bei den Blüten, die der Sturmwind abgestreift!
Für die Zukunft sorgt am besten, wer die Gegenwart ergreift.

Im Frühling.

„Nun grünt's und blüht's an allen Enden;
Die Welt im Arm der Frühling hält
Und rings die Lerchenkehlen senden
Ein Lied des Danks zum Herrn der Welt
Und rings die Blumen Düfte geben
Und rings ist Frieden, Glück und Ruh' —
O Frühlingslust, o Frühlingsleben,
Zieh' auch in meinen Busen Du!“

So sang ich einst, doch heute nimmer
Erklingt mein Lied in solchem Ton;
Es waltet Frühlingssonnenschimmer
Ja längst in meinem Busen schon.
Das trübe Lied, das Lied der Klagen,
Ich sang es schon so lang' nicht mehr,
War in des Winters kalten Tagen
Doch meine Brust nicht blumenleer!

Zwei Augen sah ich Flammen sprühen,
Zwei Augen, draus die Liebe sprach!
Zwei Wangen sah ich glüh'n und blühen,
Als rings der Frost die Blumen brach!
Zu ihrem Dienst, dem selig süßen,
Hat mich die Liebe jetzt geweiht,
Drum darf ich heut' Dich fröhlich grüßen,
Du wunderfel'ge Frühlingszeit!

Nun mein' ich recht erst zu verstehen
Der Vögel Lied im Waldgebiet,
Das Gotteswort im Windeswehen,
Das fächelnd durch die Fluren zieht.
O Frühlingsluft, o Frühlingssonne,
Wohl warst Du stets dem Herzen wert,
Doch Deines Segens ganze Wonne
Hat Liebe mich verstehn gelehrt!

Ich sprach zur Sonne.

Ich sprach zur Sonne: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab nicht Antwort, gab nur goldnes Licht.
Ich sprach zur Blume: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab mir Düfte, doch die Antwort nicht.

Ich sprach zum Ew'gen: „Sprich, was ist die Liebe?
Ist's heil'ger Ernst? Ist's süße Tändelei?"
Da gab mir Gott ein Weib, ein treues, liebes
Und nimmer fragt' ich, was die Liebe sei!

Monatsrosen.

Vor meinem Spiegel auf den Tisch gestellt
Hast Du den Strauß von roten Monatsrosen;
Der Herbst regiert in Wiese, Wald und Feld
Und durch die kahlen Wipfel Stürme tosen.

Hab' Dank, hab' Dank für Deinen Blumengruß!
Doch wie ich will mich zu den Blüten neigen,
Zu ihrem Duft und Glanz, der Spiegel muß
Gefurchte Stirn und graues Haar mir zeigen.

Es war einmal — mit diesen Worten hebt
Gar manches Märchen an, das ich gelesen:
Mir ist es heut', als sei, was ich erlebt,
Nichts, als ein schönes Märchen, nur gewesen.

Es war einmal in lichter Lenzesnacht,
Da hat sich eine Rose mir entfaltet,
Die hundertblättrig ihres Kelches Pracht
Zu einem Dom der Schönheit hat gestaltet.

Aus ihrer Krone quoll ein linder Hauch,
Als ob ein Weh'n aus Eden zu mir dränge
Und jauchzend sang die Nachtigall im Strauch
Der höchsten Seligkeiten Preisgesänge.

Es war einmal — o wonnig Märchenland,
Zu Dir wird einmal nur der Pfad gefunden!
Nun preis' ich dankbar die geliebte Hand,
Die mir der Monatsrosen Strauß gebunden,

Mein zahmes Vöglein sitzt beim Blumenstrauß
Und schmettert helles Lied aus lust'ger Kehle:
Ists nicht genug für Herbst und Sturmgebraus?
Längst floh zum Süden fort die Philomele.

Des Blumendomes stolzer Blätterkranz,
Versunken ist er mit des Sommers Schätzen —
Es kann der Maiensonne Strahlenglanz,
Des Herdes kleine Flamme nicht ersetzen!

Es war einmal — und was die Zeit geraubt,
Nie kommts zurück wie in den Jugendtagen!
Gefurchte Stirne und ergrautes Haar
Und doch noch Rosen! — Laß mich Dank Dir sagen!

Frauengröße.

Willst Du das Weib in ganzer Größe seh'n,
So sieh es nicht umstrahlt von Glückes Glänzen,
Wenn unumwölkt die Freudensterne steh'n —
So sieh's, wenn Dornen seinen Pfad bekränzen.

So sieh das Weib, wenn aus des Glückes Schooß,
Wenn von der Lust es hieß das Schicksal scheiden —
Denn, wie der Mann in That und Handeln groß,
So ists das Weib im Dulden und im Leiden.

O sieh das Weib in opferfreud'ger Pflicht!
Im Arm des Weibes ruht der Mann, der kranke;
Aus ihrem Aug' die treue Liebe spricht
Und ein Gebet ist jeglicher Gedanke.

Kein Stündlein, wo sie fern dem Liebsten blieb',
Sie mag sich gern um ihn des Schlafs berauben;
O sieh das Weib voll opferfreudger Lieb',
Ein solches sieh und lern' an Engel glauben!

Ein krankes Weib, des Todes Beute halb!
Kaum trägt den Körper noch der Fuß, der matte
Und dennoch spielet um die Lippen falb
Ein freundlich Lächeln, naht besorgt der Gatte.

Nur im Verborg'nen still die Thräne fällt,
Daß sie dem Liebsten ihren Schmerz verhehle —
Als Königin in des Gemütes Welt,
Der unerforschten, herrscht die Frauenseele!

Die Sonntagspuppe.

Es war an einem Sonntagmorgen —
Ob hell, ob düster, weiß ich nicht;
Ich weiß nur das: Ich war in Sorgen
Und finster war mein Angesicht.
Mir war die Welt voll Gram und Grauen,
Die Lust der Jugend schuf mir Pein —
Nur helle Menschenaugen schauen
In Gottes Welt den Sonnenschein!

Ich hatte einen Freund gefunden,
Der heil'ge Treu' mir einst gelobt —
Nun kommen ernste, schwere Stunden,
Nun ward des Mannes Wert erprobt;
Jetzt hing mein Schiff an schlimmen Riffen,
War nicht der Freund als Retter nah'?
Ich hätte gern die Hand ergriffen,
Die Freundeshand — sie war nicht da!

Mein Aug' ist schlecht geschickt zur Thräne;
Nicht stand ich mutlos und erschlafft,
Doch brummt' ich knirschend in die Zähne:
„Nun wohl, mit Gott und eigner Kraft!“
Und in den Zügen stand geschrieben,
Wie mich geschmerzt der eitle Trug,
Daß einen Namen, einen lieben,
Ich ausstrich aus des Herzens Buch. —

Mit seiner Sonntagspuppe spielend
Mein Töchterchen im Zimmer saß;
Oft sah das Kind, zur Seite schielend,
Wie ich nur fast zum Scheine las,

Wie achtlos durch die Blätter schweifend
Ich doch in schwarzen Träumen blieb
Und wie ich sinnend, leise pfeifend,
Gedankenvoll die Stirne rieb.

Ein närrisch Ding, mein kleines Ännchen!
Wie ist das Fräulein sonst empört,
Wenn's in dem Spiel mit Kaffeekännchen
Und Puppen je der Vater stört!
„Gib einen Kuß mir!“ „Nein, ich danke!
So laß mich doch in Ruh', Papa!“
Doch heute von dem Puppenschranke
So oft zu mir die Kleine sah.

Und plötzlich kam mein Kind gegangen
Und leise sprach es drauf zu mir:
„Die Sonntagspupp' mit roten Wangen,
Papa, ich leih' die Puppe Dir!
Mit ihren allerschönsten Sachen
Hab' ich für Dich sie angethan,
Papa — nun mußt Du wieder lachen,
Nun sieh auch Anna freundlich an!“

Und als mir in das Auge schaute
Mein Kind wie sonn'ger Maientag,
Da fühlt' ich, wie im Herzen taute
Das Eis, das auf der Seele lag;
Da ward mir wieder froh zu Sinne,
Da wurde meine Stirne klar
Und tief beschämt ward jetzt ich inne,
Wie unaussprechlich reich ich war!

Julius Rodenberg.

Als Sprößling einer wohlhabenden (jüdischen) Familie, deren Name Levy ist, zu Rodenberg in Kurhessen am 6. Juli 1831 geboren, studierte seit 1851 in Heidelberg, Göttingen und Berlin die Rechte, wurde 1856 in Marburg Doktor juris, wendete sich jedoch von der Rechtswissenschaft ab und dichterischem, sowie schriftstellerischem Schaffen zu, verbrachte mehrere Jahre auf Reisen und ließ sich endlich in Berlin 1862 nieder. Er begründete hier das „Deutsche Magazin" (bis 1864), sowie 1867 mit E. Dohm den „Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft (den nachherigen Payneschen „Salon"). Dazwischen war er Redakteur des belletristischen Teiles des „Bazar" (vor Heigel). Aber seine journalistische Hauptschöpfung (aus dem Jahre 1874) ist die „Deutsche Rundschau".

Auch ein besonders glücklicher und beliebter Schilderer von Land und Leuten ist Rodenberg. Wir besitzen von ihm eine lange Reihe sehr anmutiger und sehr interessanter Reisebeschreibungen, Erinnerungen und Studien; ihre Titel sind: Pariser Bilderbuch, Ein Herbst in Wales, Kleine Wanderchronik, Alltagsleben in London, Die Insel der Heiligen, Diesseits und jenseits der Alpen, Stilleben auf Sylt, Verschollene Inseln, Die Harfe von Erin, Tag und Nacht in London, Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht, Aus aller Herren Ländern, Studienreisen in England, Vier Wochen in Helsingör, In deutschen Landen, Wiener Sommertage, Ferien in England, Belgien und die Belgier u. s. w.

Bedeutende Erscheinungen sind ferner Rodenbergs Romane — bisher nur vier an der Zahl: „Die Straßensängerin von London" (3 Bde., 1863); „Die neue Sündflut" (4 Bde., 1865); „Von Gottes Gnaden" (5 Bde., 1870); „Die Grandidiers" (3 Bde., 1878).

Eigentlich Poetisches (unser Urteil über Rodenberg speziell als Lyriker geben wir in der Einleitung): „Für Schleswig-Holstein" (Sonette, 1850); „Dornröschen" (1851); „Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe" (1851); „König Heralds Totenfeier. Ein Lied am Meer" (1853); „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein. Lustige Kriegshistorie" (1853); „Lieder" (1853); „Musikalische Sonette" (1854); „Waldmüllers Margret" (Liederspiel, komponiert von Heinrich Marschner, 1856); „Die Myrte von Killarney. Ein modernes Idyll" (1858); „Gedichte" (1864, 5. Aufl. 1880); „Kriegs- und Friedenslieder" (1870). Außerdem verschiedenes Gelegentliches: Prologe, ein Festspiel „Vom Rhein zur Elbe" u. s. w.

Das Letzte, was Rodenberg veröffentlichte, war ein Band Erinnerungen aus seiner heissischen Heimat an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker.

Der fahrende Schüler singt:

Die Lieb' ist tot, das Glück ist hin,
Die Lust ist gar zerronnen,
Doch festen Mut und starken Sinn,
Die hab' ich mir gewonnen.

Meine Stütze ist der Wanderstab,
Meine Freude ist das Wandern!
Weil ich einen Schatz verloren hab',
Such' ich mir einen andern.

Die Heimat wird mir gar so klein,
Seit ich so verlassen schreite:
Wohlan mit dem leuchtenden Sonnenschein
In die fröhliche, selige Weite!
Weil der Frühling ruft und der Himmel glüht,
Will ich keine Zeit verlieren —
Wer weiß, wer weiß, wo mein Glück noch blüht,
Ich will es probieren, marschieren!

Ei, so einem schlanken Musensohn,
Dem folgt das Glück auf den Wegen,
Ein andres Mädel find' ich schon,
Bin darum auch nit verlegen!
Doch ob ich auch wandre bergan, bergab,
Das Land hinauf und hernieder:
Wie ich einen Schatz verloren hab',
So find' ich doch keinen wieder!

Der betrübte Jurist.

Ach Gott, ich bin recht unglückselig,
Die Arbeit will mir nicht gelingen,
Weil draußen wieder hundertkehlig
Die Vögel muntre Lieder singen,
Weil durch die staubigen Gardinen
Die Frühlingssonne neckt und blitzt
Und drüben mit holdsel'gen Mienen
Die Nachbarin am Fenster sitzt!

Weil aller Zauber ferner Zeiten
Lebendig wird vor meinen Blicken,
Weil herrliche Gestalten schreiten
Und dunkle Augen freundlich nicken;
Weil aus des Zimmers engen Grenzen
Die Sehnsucht in das Weite fliegt
Und mir der ganze Duft des Lenzen
Berauschend auf der Seele liegt!

Ich mag nicht denken, lesen, schreiben,
Mir sind die Bücher ganz zuwider,
Ich sehe nur die Wolken treiben
Und höre nur die muntern Lieder.
Und thät' ich Unrecht, wär' es sündlich —
Nun wohl, mit Vorsatz bin ich schlecht,
Denn was mich quält und ärgert stündlich,
Das ist vor allem ja — das Recht!

Die Arbeiterin.

Armes Kind!
Eingeschlafen früh am Morgen —
Die Augen von Arbeit halbblind,
Geschlossen müd' und in Sorgen —
Schon bricht der Tag herein
Mit goldenen Frühlingsstreifen —
Was mögen Deine Träume sein
Und wohin Deine Gedanken schweifen?

Armes Kind!
Sie schweifen in Fernen voll Wonne,
Wo keine Qualen sind,
Keine Nächte — nur Tage, nur Sonne!

Sie träumen ein Land voll Glück,
Wo keine Not, keine Klage!
Sie tragen Dich zurück
In die Hütte und der Kindheit Tage.

Armes Kind!
Und was wird sein Dein Erwachen?
Wird der scharfe Morgenwind
Dich nicht wecken und traurig machen?
Wird das helle Morgenlicht
Und die Lampe, düster schwehlend,
Dir aufs neue zeigen nicht
Deinen Kummer und Dein ganzes Elend?

Armes Kind!
Und doch reicher in Kümmernissen,
Als viele, viele sind,
Die sich wiegen jetzt auf weichem Kissen,
Die im Rausch von Gold und Wein
Deine Armut Dir nicht gönnen,
Die nach Ruhe jammern und schrei'n
Und nicht schlafen, nicht schlafen können!

Schlaf denn, Du armes Kind
Des Volkes — schlaf' und träume!
Schon spielt der Morgenwind
Um Deines Gewandes Säume.
Auf Dich milden Gesichts
Sieht schützend die Madonne,
Du, deren Reichtum nichts,
Blos ein Traum und ein bischen Morgensonne!

Spatzenlied.

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht —
In schönen Kleidern geh' ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch recht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen;
Und dennoch will mir's scheinen,
Als sei so schön die ganze Welt,
So blau die Luft, so grün das Feld —
Piep, piep, piep,
Ich habe die Welt so lieb!

Mitternacht.

Aus tiefster Brust sehnt sich mein Herz nach Dir,
O meine Heimat — die zu dieser Stunde
Schon schlafen ging und ihrer Sterne Zier
Sanft widerstrahlt in ihrer Wasser Grunde.

Durch Deine Wälder rauscht die Mitternacht,
Von Dorf zu Dorf geht dumpf des Hornes Rufen;
Das Licht des Mondes gleitet bleich und sacht
Thalnieder von der Berge Rasenstufen.

Ob es den Platz noch kennt, wo es dereinst
Im Erlengrün zwei Glückliche umfangen?
O Mond, der Du so voll durchs Fenster scheinst,
Seitdem ist manche dunkle Nacht vergangen

Und mancher wilde Tag. — Ach Gott, wie weit
Verlor ich mich in unglücksel'gem Ringen . . .
Dumpf sinnt mein Hirn . . . nur oft um diese Zeit
Beginnt in mir ein weicher Ton zu klingen:

„Kehr' um, kehr' um! Und ging die Liebe gleich
Verloren mit der Jugend heißen Jahren,
In Deiner Heimat, Deines Herzens Reich
Hast Du viel Heil'ges noch Dir zu bewahren!"

Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert alles
Von keinem Hauch gestört,
Kaum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund' noch wach.

Und alles, Lust und Schmerzen,
Bracht' ich in mir zur Ruh;
Nur eins noch wacht im Herzen,
Nur eins — und das bist Du!

Und Deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede
Und nachts wird er zum Traum.

Märzgesang.

Noch liegt die Erde wie befangen,
Es ruht das Feld, es schweigt der Wald,
Der Himmel ist noch schwarz verhangen
Und aus den Bergen weht es kalt.

Doch horch, es geht ein leises Mahnen,
Ein Flüstern geht geheimnisvoll —
Als sollte man schon leise ahnen,
Was nunmehr alles werden soll.

Die Wolken ziehen rasch am Himmel,
Die Wasser rauschen voll durchs Thal;
Bald kommt ein flockiges Gewimmel,
Bald ein verirrter Sonnenstrahl.

Und durch dies ahnungsvolle Grausen,
Durch dieses Hoffen schmerzensbang,
Geht stark und voll der Winde Brausen,
Wie der Gewalt'gen Lenzgesang.

Ich muß ins kühle Land hernieder,
Durch Wald und Feld trägt mich der Schritt;
Der Sturm singt seine dunklen Lieder
Und tiefbewegt sing' ich sie mit.

O banges Sehnen, dunkle Regung,
Die wunderbar im Herzen gährt,
Bis aus der stürmischen Bewegung
Der Liebe Frühling sich verklärt!

Maienwonne.

Was ich auch sage oder singe
Von duft'ger Blütenherrlichkeit,
Es scheint mir alles zu geringe
Für diese sonnige Maienzeit.

Ich hab' kein Wort so blau und duftig,
Wie Veilchenduft und Wiesenhag
Und keines, das so rein und luftig,
Wie Lerchenlied und Drosselschlag.

Auch auf die schöne Frühlingssonne
Find' ich den Reim, den echten, nicht;
Denn für der Welt gemeine Wonne
Scheint sie zu heiter, sanft und licht.

Das ist der Seele best' Empfinden,
— Ich fühl' es meinem eignen an! —
Auf daß man keine Reime finden
Und keine Verse machen kann.

Wilhelm Röseler.

Geboren am 14. März 1848 zu Neumünster in Holstein, studierte in Berlin Philosophie und Litteraturgeschichte und lebt jetzt ebendaselbst, nachdem er in seiner Heimatsprovinz mehrere Jahre schon journalistisch wirksam gewesen, als Mitredakteur des „Berliner Fremdenblattes".

Werke: Die Monographie: „Matthias Claudius und sein Humor" (1873); „Nordische Eichen. Meiner Heimat Chronik in Dichtungen" (1876) und „Dornröschen. Ein Liebeslied in 10 Gesängen" (1882). Auch gab er heraus: „Franz Bockel's Ausgewählte Dichtungen" (1878).

Die „Nordischen Eichen" sind ein zusammenhängender Cyklus von Balladen oder epischen Dichtungen aus der Geschichte Schleswig-Holsteins, die, in voller poetischer Freiheit, mit der in der Mitte des 12. Jahrhunderts noch immer dämmernden Lage beginnend, allmählig die historisch geklärten Momente erfaßt und mit dem „Sturm auf die Breitenburg" (1626) abschließt. Der Dichter — so hat ein Kritiker nur gerecht und treffend sich geäußert — hat wieder einmal an die alte große Glocke der Lyrik angeschlagen; an diesen vollen Ton Uhlandscher Heldenlieder ist man kaum mehr gewöhnt und es geht einem ordentlich das Herz dabei auf. Röselers „Dornröschen" ist eine der glücklichsten der verschiedenen Nach- und Umdichtungen des bekannten Volksmärchens, die unsre Zeit uns gebracht hat. — Das Gedicht: „Der Uglei" gehört zu einem Cyklus von Stimmungsbildern aus Ost-Holstein, der bisher nur in einer Zeitung jener Provinz erschienen ist.

Der Marsenmutter Wiegenlied.

(Aus den „Nordischen Eichen".)

Schlaf', mein Kindlein, in süßer Ruh',
Schließ' die unschuldigen Äuglein zu —
Vater ist gangen durch Wald und Flur,
Jagt auf den Zottelbär, jagt auf den Ur,
Bringet auch heim Dir ein Häslein.

Höre, mein Bübchen, ja höre mich an:
Werde wie Vater ein heldischer Mann,
Jage den Eber, durchstreife den Gau,
Schirme die Ehre der keuschen Frau,
Sei dem Verräter ein Stachel.

Lausche der Mutter, Du einzige Lust:
Härte am Wetter vorzeiten die Brust,
Laß Dich umrauschen Regen und Wind,
Bleibe im Alter noch fromm wie ein Kind
Und den Bedrängten ein Helfer.

Horche, mein Knäblein, wohl auf, was ich sag':
Folge dem Feinde durch Watt und durch Hag,
Über die Wurt und das Moor bis an's Meer,
Ringe für Vaterland, Freiheit und Ehr',
Wie mit den Wogen wir rangen.

Marsenblut ist ein edel Blut,
Edel Blut ist das größte Gut,
Marsenehr' gibt es nimmermehr,
Marsenehr' ist stolze Ehr'
Und der rechte Adel.

Bald wird erblinken ein Schwert an der Seit',
Bald wirst Du zieh'n in den Männerstreit,
Mütterlein putzet den Gürtel Dir blank
Und Du schwingest auf's Roß Dich frank,
Trägst um den Finger Dein Wappen.

Schlafe, mein Küchlein, in süßer Ruh',
Schließe die müden Blauäugelein zu;
Warm umhüllt Dich der weiße Flaum,
Träume Dich süß in den Heldentraum,
Träum' von den Lehren der Mutter.

Gute Nacht nun! Gute Nacht!
Mutter Maria, o gib auf ihn acht.
Sende vom Himmel ein Lüftchen lind,
Schirm' ihn, als wär' er Dein Gotteskind!
Schlaf', mein Liebling! Schlaf'!

Der Ugleisee.

Wenn Dein Herz in trunkenem Weh' dahinstirbt
Und die Seele zittert vor Liebessehnsucht,
Geh' und weine weltenentrückt am Uglei
Still eine Thräne.

Einst von Thränen, die uns entlockt Cupido,
Schwoll zum See es an, das verlass'ne Hainthal;
Heut' noch aus dem Grunde des Wassers hörst Du
Schluchzen es leise.

Frieden rings am zackigen Strande, wo die
Schlanken Buchen, hehre Olympossäulen,
Kühlung fächeln und die beschwingten Sänger
Schweigen vor Ehrfurcht!

Ganz von süßen Schauern gerüttelt, starrst Du
Wie verloren über den stillen Weiher;
In den Zweigen summet wie Äolsharfen
Klagend der Nachtwind.

Wieder steigt aus neblichen Fernen droben
Hell des Mondes silberne Wunderschale;
Auf dem Hünengrabe, dem grünbemoosten,
Tanzen die Elfen.

Heilger Friede! Duftende Sommermondnacht! —
Ach, und lauter mahnt's in des Herzens Abgrund:
Lern', o Seel', ihm gleichen, dem ruhevollen
Spiegel des Uglei!

Aus „Dornröschen“.

I.

Du Jagdfalk mein,
Nun höre fein,
Was ich Dir sagen will:

Schweb' hin zu ihr,
Der schönsten Zier
Und bring' ihr still
Und heimlich meinen Gruß.

Du treuer Falk,
Du loser Schalk,
Du Bote meiner Liebe,
Hast menschlichen Verstand.

So flieg' dahin
Mit frohem Sinn
Auf Deiner Herrin Hand
Und pflücke mir ein Kirschlein
Von ihrem rotem Mündlein —
O süßer Morgentrunk!

II.

Dunkele Rose,
Blume des Lebens,
Blume der Liebe, wie
Prangst Du in Glut!
Bist vor des Knaben
Schmeichelnden Worten

Hold Du, o Einzige,
Schamvoll errötet?
Blume der Liebe, wie
Bist Du so schön!

Du weiße Rose,
Blume der Unschuld,
Blume der Treue, wie
Früh schon verwelkt!
Ach, von des Knaben
Trüg'rischen Worten
Bist Du so einsam,
Stille erblichen —
Selbst noch im Tode wie
Herrlich und schön!

III.

Fahr wohl, Du schöne, lichte Huldgestalt,
Die mir das Haupt umhüllt wie Wetterleuchten,
Nicht sahst Du meinen Blick, den thränenfeuchten
Und nicht den Schmerz, der immer wiederhallt,

An Dir hab' ich verschwendet all' mein Lieben —
Mir ist's, als sänke in das Grab mein Glück;
Ein Trost bleibt dennoch hier für mich zurück:
Bist fern Du auch, bist doch Du mir geblieben!

IV.

Was siehst Du einmal noch, o Liebe,
Mir in das düstre Herz hinein?
Willst einmal noch Du mich erwärmen
Mit hellem Frühlingssonnenschein?

Willkommen, schönste aller Rosen,
Ich atme Deinen Duft mit Lust
Und fühl's, wie Deiner Dornen schärfster
Mir langsam gleitet in die Brust.

Wie öde wars in mir und stille,
Wie einsam stand ich und allein —
Nun sind wir treue Freunde wieder,
Du höchste Lust, Du tiefste Pein!

Hermann Rollett.

Geboren am 20. August 1819 in Baden bei Wien, widmete sich der Chemie und Apothekerkunst, dann aber dem Schriftstellerberuf, weilte 1844 einige Zeit bei Justinus Kerner, 1845 in Jena und 1847 in Ulm; seit 1848 als politisch gefährlich aus verschiedenen deutschen Städten und Ländern ausgewiesen, ging er nach der Schweiz. Seit 1854 hat er wieder in seiner österreichischen Heimat, in Wien, Domizil genommen.

„Liederkränze" (1842); „Frühlingsboten aus Österreich" (1845); „Lyrisches Wanderbuch" (1846); „Ein Waldmärchen aus der Gegenwart" (1848); „Republikanisches Liederbuch" (1849); „Dramatische Dichtungen" (Die Halunken, Thomas Münzer, Eine Schwester — 1851); „Jucunde" (Roman, 1853); endlich „Ausgewählte Gedichte" (1866).

Zuletzt hat sich Rollett durch wertvolle Goethe-Studien, die zu ihrem speziellen Gegenstand die „Goethe-Bildnisse" haben, hervorgethan.

Liebe mich!

Liebe mich — ich küss' Dich wach!
Zu der Knospe das Lüftchen sprach.

Knospe sagte nicht nein, nicht ja —
Doch sie wußt' nicht, wie ihr geschah:

Wie ein seliges Wonnemeer
Wogte das Lüftchen um sie her,

Küßte ihr kosend jedes Blatt,
Wurde nimmer des Küssens satt,

Kos'te so lang, ward nimmer müd',
Bis die Knospe — in Lieb' erblüht.

Frühlingsfahrt.

Und wenn ich tagüber gewandert bin
Mit klingender Brust, mit fröhlichem Sinn,
Da leuchtet der liebe Mondenschein
Mir abends in die Schenke hinein.

Am Pförtlein küss' ich die rosige Magd —
Die lächelt und grüßet mich unverzagt;
Die muntere Wirtin erkennt mich fast,
So freundlich komm' ich als fremder Gast.

Der Wirt, der nimmt mir vom Leib den Staub,
Das Mägdlein vom Hut die Rose im Laub';
Die stellt sie in kühles Wasser hinein,
Mir aber bringt sie hellglühenden Wein.

Der blitzt so feurig, der blinkt so klar,
Wie helles Auge, wie goldiges Haar; —
Behaglich streck' ich die Glieder aus
Und ich fühl' in der Schenke mich bald zu Haus.

Und morgens, beim ersten dämmernden Strahl,
Da zieh' ich hinunter ins duftige Thal·
Und seh' erst tief unten, in Bächleins Flut,
Ein Vergißmeinnicht bei der Rose am Hut.

Vollendung.

Der Geist der Liebe hat die hohe Sendung,
Daß er das Leben bringt erst zur Vollendung;
Noch niemand hat erfaßt des Lebens Tiefe,
Der nicht gelesen in der Liebe Briefe,

Der sehnend nicht den Brief der Lieb' entsiegelt,
In dem sich licht der Gottheit Antlitz spiegelt,
In dem sich liebereich der Geist entfaltet,
Der alles Leben weihevoll gestaltet!

Am Festtage.

Des Herzens tiefster Wunsch,
Der läßt sich niemals sagen,
Den muß im Herzensgrund
Man tief verschlossen tragen.
In Worte läßt sich nicht
Der Seele Sehnen fassen,
Man kann es höchstens nur
Im Kusse ahnen lassen.

Verlorner Klang.

Es klingt mir oft im Herzen
Wie ein verlorner Klang,
Der sich vergebens sehnet
Zu tönen im Gesang.

Ich kann das Lied nicht finden,
Für das er taugen mag, —
Er wird wohl still verklingen
Im letzten Herzensschlag.

Otto Roquette.

Geboren am 19. April 1824 zu Krotoschin (Provinz Posen), erhielt seine Gymnasialbildung in Frankfurt a. d. O. und studierte seit 1846 in Heidelberg, seit 1848 in Halle Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen. Nach Reisen durch Süddeutschland, die Schweiz und Norditalien ging er 1852 nach Berlin und später nach Meißen, bis er 1853 Lehrer am Blochmannschen Institut in Dresden wurde. 1857 kehrte er nach Berlin zurück, wo er 1862—63 eine Professur an der Kriegsakademie, 1867—69 eine Lehrerstelle an der Gewerbeakademie inne hatte. Seit 1870 wirkt er als Professor am Polytechnikum in Darmstadt.

Gleich sein Erstlingswerk: „Prinz Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein= Wein= und Wandermärchen" (1851) machte Otto Roquette zum berühmten und beliebten Poeten. Wir sprechen ausführlich über diese von so glänzendem Erfolg begleitete Erscheinung in der Einleitung. Hier sei nur erwähnt, daß Roquette 1876 ihr einen „Märchenstrauß zu Prinz Waldmeisters silberner Hochzeit" folgen ließ und daß 1880 die fünfzigste Auflage des reizenden Buches ausgegeben worden ist.

Weitere Werke Roquette's sind die erzählenden Dichtungen: „Der Tag von St. Jakob" (1852), Herr Heinrich" (1854), „Hans Heidekuckuck" (1855), sowie ein „Liederbuch" (1852 — 2. Aufl. unter dem Titel: „Gedichte" 1863, 3. Aufl. 1880). Auch Theaterstücke, ernste und heitre, schrieb Roquette: „Waldeseinsamkeit" (1851), „Das Reich der Träume" (1853), „Jakob von Artevelde" (1856), „Rudolf von Habsburg" (1856), „Der deutsche Festkalender" (1865), „Die Märtyrer des Glücks" (1867), „Gevatter Tod" (1873), „Der Feind im Hause" (1874), „Die Schlange" (1875); sie liegen auch als „Dramatische Dichtungen" (2 Bde., 1867—76) vor. Jedoch haben sie weniger Glück gemacht, als das Erzählende, was wir ferner von Roquette besitzen: „Orion" (1851), „Das Hünengrab" (1853), „Heinrich Falk" (Roman in 3 Bdn., 1853 — das Bedeutendste in dieser Gruppe seiner Werke), „Erzählungen" (1859), „Neue Erzählungen" (1862), „Susanne" (1864), „Luginsland" (1867), „Novellen" (1870), „Welt und Haus" (2 Bde. Novellen, 1872—75), „Euphrosyne" (1877), „Das Buchstabierbuch der Leidenschaft" (2 Bde., 1878), „Im Hause der Väter" (1878), „Die Prophetenschule" (2 Bde., 1879).

Endlich hat Roquette ein Oratorium: „Legende der heiligen Elisabeth", welches Lißzt komponierte, gedichtet, eine interessante Monographie: „Leben und Dichten Johann Christian Günthers" (1868) geliefert und eine „Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit" (2 Bde., 1862—63; 3. Aufl. 1879) geschaffen, die sich neben ihrem wissenschaftlichen Wert insbesonder durch anmutige Darstellung empfiehlt und sich vor allen anderen Werken dieser Art als Lektüre für gebildete Frauen eignet. Ein „Deutsches Lesebuch" in 2 Bdn. stellte Roquette 1877 zusammen.

Aus „Prinz Waldmeisters Brautfahrt."

I.



Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O Du schöne Welt, wie bist Du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so blau, wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt von Lerchenschlag!



Otto Roquette.

Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait,
Noch ist die schöne, blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Frei ist das Herz und frei ist das Lied
Und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht
Und ein rosiger Kuß ist nicht minder frei,
So spröd und verschämt auch die Lippe sei!
Wo ein Lied erklingt, wo ein Kuß sich beut,
Da heißt's: Noch ist blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

Ja, im Herzen tief da ist alles daheim,
Der Freude Saaten, der Schmerzen Keim!
Drum frisch sei das Herz und lebendig der Sinn,
Dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!
Wir aber sind allzeit zu singen bereit:
Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!

II.

Ihr Wandervögel in der Luft,
Im Ätherglanz, im Sonnenduft,
In blauen Himmelswellen,
Euch grüß' ich als Gesellen!

Ein Wandervogel bin ich auch,
Mich trägt ein freier Lebenshauch
Und meines Sanges Gabe
Ist meine liebste Habe.

Im Beutel rostet mir kein Geld,
Das rennt wie ich in alle Welt,
Die ganze Welt durchfliegen
Ist besser, als verliegen.

Dem blanken und dem frischen gar,
Dem gönn' ich gern die Wanderjahr',
Das muß mit all dem andern
Gleich wieder weiter wandern.

Wo mir ein voller Becher blinkt,
Den möcht' ich sehen, der mich zwingt,
Daß ich das Gottgeschenke
Nicht voller Freuden tränke!

Beim Schopfe nimm den Augenblick!
Das ist mein Spruch, das ist mein Schick.
Ich hasse, was da staubig,
Nur an das Frische glaub' ich.

An den Schlaf.

O schöner, mohnbekränzter Gast!
Du streuest doppelreiche Blüten
Zum Haupte, das mit stillem Hüten
Zum Liebling Du erkoren hast.

Erquickung bringst Du da in Fülle,
Besänftigest des Herzens Schlag
Und gibst ihm in des Traumes Hülle,
Was neidisch ihm verwehrt der Tag.

Beherrscht von Dir auf kurze Stunden,
Ist Sorge, Klage, Not vorbei:
So hältst den Träumer Du gebunden
Und machst ihn doch der Bande frei.

Doch weh' der peinerfüllten Stätte,
Die, ach, nach Dir vergeblich ringt,
Um die sich die Dämonenkette
Erschütternder Gebilde schlingt!

Das tiefste Weh, die tiefsten Sorgen
Beleben sich verhundertfacht
Und, was der bunte Tag verborgen,
Geschlichen kommt es durch die Nacht.

Feindselig sind der Nacht Gestalten,
Sie tauchen auf, sie flüstern leis,
Doch bald geschäft'ger wird ihr Walten
Und wilder schlingen sie den Kreis.

Zum wirbelnden Gedankentanze
Gerissen, schwindelt Seel' und Sinn —
Ach, eine Blüt' aus Deinem Kranze
Wär' Linderung, wär' schon Gewinn!

O Schlaf, warum mit vollen Händen
Nahst Du der holden Jugend nur?
Du folgst mit goldenem Verschwenden
Des eigenwill'gen Glückes Spur.

Wem Du geneigt, verkennt den Segen;
Wer Dich ersehnt, gewinnt Dich nicht —
Nur der Verlust ist das Gewicht,
Des Lebens Schätze recht zu wägen.

Morgens am Brunnen.

Er kam in der Frühe
Wie der Morgenwind,
Nußbraun seine Locken,
Sein Fuß geschwind.

Ins Auge die ganze
Seele gedrängt —
Ach, der eine Blick hat
Das Herz mir versengt!

Und ich stand, als ob ewig
Ich schauen müßt';
Er hielt mich umschlungen,
Er hat mich geküßt.

Als brächt' er von draußen
Die ganze Welt,
Von zuckenden Strahlen
Blendend erhellt,

Als ging mir das Leben
Auf in der Brust,
So hing ich am Hals ihm
In bebender Lust.

Und was er gesprochen,
Ich weiß es nicht mehr,
Es sang ja und klang ja
Die Welt um mich her!

Wie ist mir geschehen?
Ja, daß ich es wüßt'!
Mein Drohen, mein Zürnen,
Ich hab's nun gebüßt!

Im Brünnlein das Wasser,
Das rieselt und rinnt;
Zum Bach, wo er wohnet,
Hin fließt es geschwind.

Mein Sinnen, mein Denken
Fliegt hin durch den Wald —
Ach, Liebster, mein Liebster,
Komm wieder, komm bald!

Unruhe.

Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zur Rüste geht.
Da summen die Bienen im goldenen Schein
Und sie summen heraus und sie summen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften steht.

Nun sind die Gedanken alle
Mir schon auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!
Und sie summen herein und sie summen heraus
Und mein Kopf ist schier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde schlug!

Weißt Du noch?

Weißt Du noch, wie ich am Felsen
Bei den Veilchen Dich belauschte?
Weißt Du noch den Fliederstrauch,
Wo der Strom vorüberrauschte?
Weißt Du noch den Bergespfad,
Wo ich um den Strauß Dich bat,
Weißt Du noch?

Ach, es war ein süßes Bild,
Als Du da errötend standest
Und zur Erde all' die Blumen
Fielen, die zum Strauß Du bandest!
Deine liebe kleine Hand
Spielte mit dem blauen Band,
Weißt Du noch?

Und es sahen Fels und Strom
Dein Erröten und Dein Beben,
Sahen auch den ersten Kuß,
Halb genommen, halb gegeben!
Und des Himmels goldener Strahl
Überflog Gebirg und Thal,
Weißt Du noch?

Perlenfischer.

Du liebes Auge, willst Dich tauchen
In meines Augs geheimste Tiefe,
Zu spähen, wo in blauen Gründen
Verborgen eine Perle schliefe?

Du liebes Auge, tauche nieder
Und in die klare Tiefe dringe
Und lächle, wenn ich Dir Dein Bildnis
Als schönste Perle wiederbringe!

Nachts.

O laß Dich halten, goldne Stunde,
Die nie so schön sich wieder beut!
Schau, wie die Mondnacht in die Runde
All' ihre weißen Rosen streut.
Des Tages Stimmen fern verhallten,
Nicht Worte stören, nicht Gesang,
Des stillsten Glückes innig Walten,
Nach dem die ganze Seele rang.

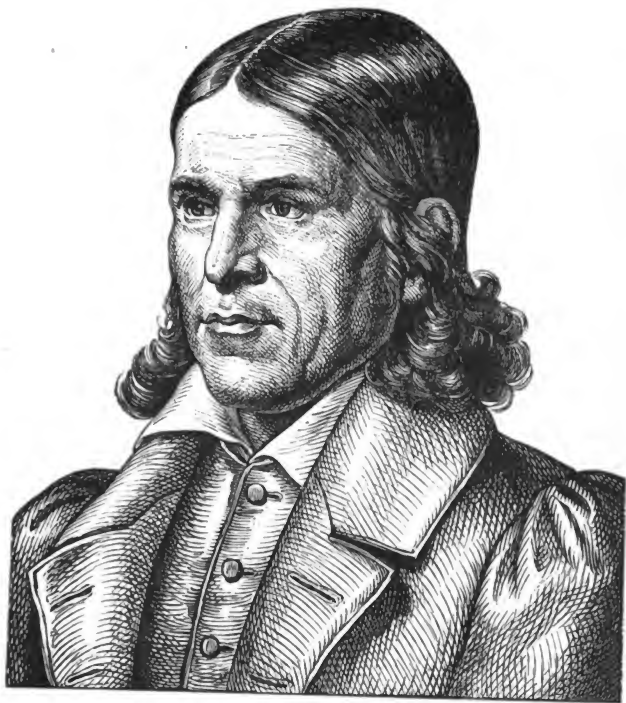
So Brust an Brust, so ganz mein eigen,
So halt' ich Dich, geliebtes Bild!
Es rauscht die Nacht, die Lippen schweigen
Und Seele tief in Seele quillt.
Ich bin Dein Glück, Du meine Wonne,
Ich bin Dein Leben, Du mein Licht;
Was soll uns Tag, was soll uns Sonne?
Du schöne Nacht, entflieh' uns nicht!

Friedrich Rückert.

Geboren am 16. Mai 1788 in Schweinfurt, studierte in Jena Philologie und Philosophie, wurde dort 1811 Privatdozent, übernahm 1813 in Stuttgart die Redaktion des „Morgenblattes", bereiste 1817 und 18 Italien und lebte nach der Rückkehr privatisierend und poetisch schaffend in Koburg. 1826 ward er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und ging 1841, von Friedrich Wilhelm IV. berufen, mit dem Titel Geh. Regierungsrat nach Berlin, wo er nun die Winter zubrachte und an der Universität Kollegien las, während er im Sommer auf seiner Besitzung in Neuseß bei Koburg verweilte. 1849 legte er indes die Berliner Stellung nieder und zog sich für immer in sein thüringisches Tuskulum zurück, wo er, hochbejahrt und von der Nation verehrt, am 31. Januar 1866 gestorben ist. (Vergleiche die verschiedenen Schriften über Rückerts Leben und Dichtungen von Konrad Beyer). Eine Gesamtausgabe derselben ist 1867 in 12 Bänden erschienen. Der Leser vergleiche, was über den nur noch mit seinen allerletzten kurzen und gleichsam müden Klängen in unsere Periode hinüberragenden Dichter die Einleitung sagt. Jedenfalls war es wohl unsere Pflicht, im Folgenden mehrere Mitteilungen aus den aus seinem Nachlaß herausgegebenen „Liedern und Sprüchen" (1867) zu bringen.

Kleines Denkmal einer kleinen Fliege.

Eine Fliege, die ich mir hatte
Auserſehen zur Wintergesellschaft,
Daß mit mir sie das Zimmer teile,
Unvorsichtig dem Tintenfaß
Kam sie nahe, sie ist ertrunken,
Ist versunken im schwarzen Strome,
Der Vergessenheit hingegeben.
Nicht mehr seh' ich gedankenvoll sie
Vor mir hin auf den Blättern schreiten,
Meinem leicht abirrenden Auge
Vorzuzeichnen die rechte Richtung.
Nicht mehr hör' ich sie sinnig leise
Mein nachsinnendes Haupt umsummen.



Friedrich Rückert.

Aber wenn ich die Feder tauche
In das Grab, das sie hat verschlungen,
Kommt ihr Schatten heraufgestiegen,
Spricht mich an um ein Angedenken:
Warum willst Du der kleinen Fliege
Unter allen den Kleinigkeiten
Deiner Kunst nicht ein kleines Denkmal
Auch errichten? Hier ist's errichtet.

Lied mein Gebet.

I.

Ein Gefühl ist's von der Harmonie der Welt,
Was dem Vogel zum Gesang die Kehle schwellt
Und das allerkleinste Lied,
Das am Morgen Dir geriet,
Hat für Dich den ganzen Tag erhellt.

II.

Ein Liedchen, noch so weltlich, noch so äußerlich,
Schließt immer ein Gebet in sich,
Weil es doch immer einen dunklen Teil der Welt
Mit einem Gottesblick erhellt.

Frühlingsgelübde.

Wenn ich's noch einmal erlebe,
Daß es draußen Frühling werde,
Sich des Todes Decke hebe
Und verjünget sei die Erde:

Allen Winter der Gedanken
Will ich in der Stube lassen,
Mit der Sinne frischen Ranken
Die erneute Schöpfung fassen.

Keinen Gang will ich versäumen,
Keinen Ausflug unterlassen,
Keinen Augenblick verträumen,
Keinen Wink der Lust verpassen.

Will vom Glanz der Morgensonne
Bis zum Schein der Abendröte
Lauschen jedem Gruß der Wonne,
Jagdhorn oder Hirtenflöte,

Jeden Ruf des Kuckucks hören,
Jeden Schlag der Nachtigallen,
Lerchen in des Himmels Chören,
Drosseln in des Waldes Hallen.

Will an jeder Quelle trinken,
Mich in jedem Schatten strecken,
Jedem Strahl der Sonne winken,
Mich in jedem Busch verstecken.

Jede Rose will ich pflücken,
Die im Morgentau sich badet,
Mich nach jedem Veilchen bücken,
Das mit stillem Duft einladet.

Will nach allen Lüften haschen,
Will auf alle Schönen zielen,
Will von allen Düften naschen,
Will in allen Tönen spielen.

Will am Nichtsthun ganz genesen
Vom Geschäft der langen Weile,
Keine Zeile will ich lesen
Und nicht schreiben eine Zeile.

Das war schon was!

Siehst Du nun heut,
Daß Du gestern Dich über ein Nichts gefreut? —
Über ein Nichts? Wie meint ihr das?
Ich freute mich doch, das war schon was.

Maßliebchen und Gänseblume.

An deren Blättchen ich gezupft:
Liebt sie mich wenig oder viel?
Jetzt bleibst Du mir unabgerupft,
Weil ausgespielt ist jenes Spiel;
Maßliebchen einst in Deinem Ruhme,
Jetzt bist Du wieder Gänseblume.

Nachmann und Vormann.

Eins hätt' ich mir gern verbeten,
Daß kein Nachmann mir sollt' auf die Ferse treten,
Wie ich meinen Vormann um Verzeihung bat,
Dem ich auf die Ferse trat.
Doch, was Bitte, Vorbitt' und Abbitte?
Tritte kriegt man und gibt Tritte.

Tanne und Birke.

Zwischen dunklen Tannen
Ringt sich dann und wannen
Eine Birk' hervor;
Daß die Erdenstelle
Ganz nicht ohne Helle
Lieg' im Trauerflor.

Wenn an heitern Farben
Deine Tage darben,
O verzweifle nicht!
Unversehens dazwischen
Wird sich tröstend mischen
Ein versöhnend Licht.

Mit einem Ringe.

So laß Dich binden mit dem süßen Ringe,
O süße Hand, die mir das Herz gebunden;
Die Liebe, die ihn Dir zum Pfand gewunden,
O achte sie im Ringe nicht geringe.

Sie flehet, daß ihr Ring Dich sanft umringe
Mit Lust in heitren und in trüben Stunden;
Und nimmer sei die Frevlerhand gefunden,
Die freundlich feindlich, Dir den Ring entringe.

So trag' ihn denn, Geliebteste, und denke,
Daß so, wie sichtbar dieser goldne Bogen
Mit meines Herzens Neigung Dich umschließet,

Unsichtbar auch, wohin Dein Schritt sich lenke,
Mein Gruß, auf leisen Flügeln nachgezogen,
Begrüßend, wachend, schützend Dich umfließet!

Friedrich Graf von Schack.

Geboren am 2. August 1815 zu Brisewitz bei Schwerin, verlebte Adolf Friedrich von Schack (aus altem, ursprünglich Lüneburgischem Adelsgeschlecht) seine Kindheit auf den Familiengütern im Mecklenburgischen, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Schwerin'scher Bundestagsgesandter war, studierte 1834—38 in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte, wie auch Linguistik, arbeitete eine Zeitlang beim Berliner Kammergericht und bereiste dann Italien, den Orient, Griechenland und Spanien. Zurückgekehrt, trat er in den Mecklenburgischen Staatsdienst, wurde Attaché bei der Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. und nach einer abermaligen Reise durch Italien und den Orient Geschäftsträger in Berlin. Durch den Tod seines Vaters (1852) freier Herr eines großen Vermögens, verließ er den Staatsdienst, machte neue Reisen (nach Spanien 2c.) und nahm 1855, einer Einladung des Königs Max II. von Bayern folgend, seinen Wohnsitz in München. Auch von hier machte er wiederholt große Reisen, 1865 nochmals nach Spanien (mit dem Großherzog von Schwerin), 1871—72 in das Morgenland 2c.

Schack hat sich nicht nur in der litterarischen Welt einen weithin geachteten Namen, sondern als großmütiger und verständnisreicher Förderer der Kunst, namentlich der Malerei, auch erhebliche Verdienste um diese erworben; seine dem allgemeinen Besuch geöffnete Sammlung in München gehört zu den bedeutendsten Privatsammlungen der Gegenwart (vgl. den von ihm selbst verfaßten, sich zu einer wertvollen kunstgeschichtlichen Monographie erweiternden Katalog: „Meine Gemäldesammlung", 1881). Seit 1856 ist Schack, der den Titel eines Großh. Meckl. Geh. Legationsrates a. D. und Kammerherrn führt, Ehrenmitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, sowie seit 1879 auch der dortigen Akademie der Künste. Er ist ferner Ehrenmitglied der spanischen Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor der Philosophie von Leipzig und Tübingen, Maximiliansordensritter 2c. Jedoch die höchste Auszeichnung verlieh ihm Kaiser Wilhelm, er erhob ihn unter dem 22. November 1876 in den preußischen Grafenstand, erblich nach dem Rechte der Erstgeburt und geknüpft an den Besitz des Fideikommisses Zülow (im Schwerinschen). Da der Graf unvermählt geblieben, so ist nächster Anwärter auf den Grafentitel und das Erbe sein Bruder Rudolf v. Schack, resp. dessen Sohn Ulrich. In den letzten Jahren war der Graf sehr augenleidend; er hat sogar die Operation am grauen Star durchmachen müssen. Zu seiner Erholung lebte er dann längere Zeit in Venedig.

Als Litterarhistoriker und Übersetzer hat Schack Mustergültiges geleistet; wir nennen die „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" (3 Bde., 1845 — Nachträge 1855); „Heldensagen des Firdusi" (zum ersten Mal metrisch aus dem Persischen übersetzt, nebst einer Einleitung über das iranische Epos, 1851); „Spanisches Theater" (2 Bde., 1855); Stimmen vom Ganges" (indische Sagen, 1857); „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (mit E. Geibel, 1860); „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (2 Bde., 1865); „Strophen des Omar Chigam" (1878).

Von Schacks eigenen poetischen Werken, die sich durch seltene Technik, Gedankentiefe und ebenso tiefes, als vornehmes Empfinden auszeichnen, sind hervorzuheben: „Gedichte" (1866 — eine Anzahl derselben wurde schon vorher, 1862, in dem von Geibel veranstalteten „Münchener Dichterbuch" mitgeteilt); „Episoden" (erzählende Dichtungen, 1869); „Durch alle Wetter" (Roman in

Versen, 1870); „Lothar" (Gedicht in 10 Gesängen, 1872); „Die Pisaner" (Trauerspiel, 1872); die politischen Lustspiele: „Der Kaiserbote" und „Cancan" (1873); „Nächte des Orients" (Dichtung, 1874); „Ebenbürtig" (Roman in Versen, 1876); „Weihgesänge" (1879); „Heliodor" (dramat. Gedicht, 1879); „Dramatische Dichtungen" (2 Bde., 1879); „Die Plejaden" (Gedicht in 10 Gesängen, 1881).

Man wird sicher nur mit freudiger Erregung und gehobener Stimmung den folgenden, einem wahrhaft dichterischen Gemüt entstammenden Liedern lauschen.

Du willst, daß ich in Worte füge.

Du willst, daß ich in Worte füge,
Was flüchtig ist wie Windeswehn
Und meiner Seele Atemzüge,
Die leisen, kannst Du nicht verstehn?

Die stille Wonne, wie die Klage,
Die nur in Geistertönen lallt,
Bleibt eine unverstand'ne Sage,
Wenn nicht das Herz ihr widerhallt.

Ihr Sinn ist hin, ihr Laut verklungen,
Sobald die Lippe sie erst nennt;
Nicht eignet sich für Menschenzungen,
Was nur der Himmel weiß und kennt.

O Mädchen, durch all Dein Lachen und Singen.

O Mädchen, durch all Dein Lachen und Singen
Vernehm' ich ein leises Seufzen oft;
Hoch klopft Dir das Herz, als wollt' es zerspringen
Von dem, was es fürchtet und träumt und hofft.

Wie Wolken über die blühenden Matten,
Wie über wogende Saaten der Wind,
So ziehen rastlos Gedankenschatten
Über Dein lächelndes Antlitz, Kind!

Die Lippen in wachendem Traume bewegst Du,
Als pflögest Du sacht mit Geistern Gespräch,
Dann plötzlich zu Boden die Augen schlägst Du
Und hoch errötend eilst Du hinweg.

Wohl hab' ich die Zeichen erkannt; verhehle,
Thörichtes Mädchen, es länger nicht!
Dir flackert im Hauche der Liebe die Seele,
Wie im Odem der Nacht ein Licht!

Das singt und flötet in den Zweigen.

Das singt und flötet in den Zweigen
Und zirpt und schmettert auf der Flur;
Zum Himmel mit den Lerchen steigen
Die Freudenrufe der Natur.

Ein Sausen geht, wie Jubelchöre,
Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum,
Die düstre Tanne selbst, die Föhre,
Erweckt es aus dem Wintertraum.

Hinunter jauchzt in alle Schluchten
Der stürzenden Gewässer Schwall,
Froh tönt am See von Bucht zu Buchten
Des Wogenschlages Widerhall.

Doch Trost gibt mir der Stimmen keine
In all dem Jubel und Gesang,
Denn stumm für immer ist die eine,
Die süßer mir, als alle klang!

Von dunklem Schleier umsponnen.

Von dunklem Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht;
Wohl steigen neue Sonnen —
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten dämmerfern;
Vom Himmel blickt ein trüber,
Einsamer Stern.

Ein Mädchen, bleich von Wangen,
Winkt mir von drüben zu:
„Ich bin vorangegangen,
Was zögerst du?"

Süßes Geheimnis.

Glaub' nicht, daß ich dem lauten Tage
Verrate, was Du mir vertraust,
Wenn mir vorbei mit flücht'gem Schritte
Du wandelst in der Deinen Mitte
Und mit dem Blick, halb kühn, halb zage,
Verheißend mir ins Antlitz schaust.

Berauscht vom Zauber Deiner Nähe
Dann seh' ich lang' Dir staunend nach
Und mählich erst, indem ich sinne,
Werd' ich des eignen Glückes inne,
Wenn ich die Rede ganz verstehe,
Die stumme, die Dein Auge sprach.

Die Abendschatten werden trüber,
Längst in die Ferne schwandest Du
Und wie den Tropfen Tau die Blume
Birgt in des Kelches Heiligtume,
Schließt meine Seele still sich über
Dem duftenden Geheimnis zu.

Kein Vergessen.

Ihr sagt: „Um Freuden, die erstarben,
Warum dies jahrelange Leid?
Jedwede Wunde muß vernarben
Und jeden Kummer stillt die Zeit".

Nein — scheucht, wenn ihr vermögt, den euren,
Doch treu bewahr' ich meinen Gram,
Der stets mir frisch das Bild der Teuren
Erhält, wie da sie Abschied nahm.

Süß ist die Trauer im Gemüte,
Die von vergangnen Wonnen spricht:
O raubt die Düfte nicht der Blüte,
Dem Herzen seinen Kummer nicht!

Mag ewig bluten meine Wunde,
Wenn von dem Schmerze neu belebt
Nur die Erinn'rung jeder Stunde,
In der sie mein war, mich umschwebt!

Der Tod der Nachtigall.

Du, die unsterblich, vom Geschlechte
Der Feen und Elfen, ich geglaubt,
O holde Freundin meiner Nächte,
So hat der Tod Dich mir geraubt?

Im weichen Mondlicht vom Balkone
Wie oft Dir lauscht' ich andachtsvoll,
Wenn aus der grünen Blätterkrone
Dein heilges Lied herüberscholl.

Aufhorchte selbst das Seelenlose
Den Tönen Deiner Melodie;
Die bleiche Lilie, die Rose,
In ihrem Schlummer hörten sie.

Zu Abgrundtiefen bald versunken,
Wo kein Gestirn des Lichtes kreist,
Bald von des Himmels Wonne trunken
Schien im Gesang Dein Sehergeist.

Ein Hoffen quoll aus ihm, ein Ahnen
Von Höh'rem, als die Erde gibt;
Ein Hauch, so wollte mich's gemahnen,
Der Liebe, die in allen liebt.

Nicht schwieg Dein Schwellen, Dein Geflöte,
Seitdem das Abendlicht verglüht —
Erst spät beim Schein der Morgenröte
Sank Dir das Köpfchen schlummermüd.

Im Dunkel gestern auch zum Singen
Auf Deinem Zweig warst Du erwacht —
Gewölk stieg auf; verloren gingen
Schlaftrunken Donner durch die Nacht.

Sanft glitt Dein Lied, das leisgehauchte,
Auf Rosen- und Jasminenduft,
Der ringsher aus den Kelchen rauschte,
Zu mir in sommerschwüler Luft.

Doch stärker war der Äste Sausen,
Des Donnerkrachens Wiederhall;
Laut, immer lauter durch das Brausen
Des Sturms quoll Deiner Stimme Schall

Und ob der Blitz mit lohem Strahle
Hernieder auf die Wipfel fuhr,
Hoch jauchztest Du in dem Chorale
Der um Dich jubelnden Natur.

Mit Geistern war's ein Zwiesprachhalten,
Ein Stürzen in das ew'ge Licht,
Ein Schauen himmlischer Gestalten,
Wie in Ezechiels Gesicht.

Und, wo selbst der Prophet mit Zagen
Den Blick gesenkt und heil'gem Grau'n,
Wie wolltest Du's, o Kleine, wagen,
Die Gottheit unverhüllt zu schau'n?

Beim Frührot rollte durch das Wetter
Ein letzter mächt'ger Donnerklang,
Durch den Dein jubelndes Geschmetter
In hohem, vollem Hymnus drang:

Glorreich durchs Dunkel stieg die Sonne —
Da sankst Du zuckend erdenwärts!
Der Donner schwieg; im Sturm der Wonne
Gebrochen war Dein kleines Herz!

Leopold Schefer.

Geboren am 30. Juli 1784 in Muskau, während der Jugend privatim mit Mathematik, Philosophie und linguistischen Studien beschäftigt, dann Generalbevollmächtigter der Güter des Fürsten von Pückler. Sechs Jahre bekleidete Schefer diese Stelle; dann trieb ihn die Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, aus Deutschland weg, nach England, Italien, der Türkei und Kleinasien. 1820 beendete er seine Wallfahrten und puppte sich von da an in dem kleinen Muskau wieder völlig ein, es nie mehr verlassend, bis zu seinem am 16. Februar 1862 erfolgten Tode. — Gedichtsammlungen: „Gedichte mit Kompositionen" (1811), „Kleine lyrische Werke" (1828), „Laienbrevier" (1834), „Vigilien" (1843), „Gedichte" (1846), „Der Weltpriester" (1846), „Hafis in Hellas" (mit der Bezeichnung „von einem Hadschi", 1853), „Hausreden" (1854), „Koran der Liebe" (1855), „Homer's Apotheose" (unvollendet gebliebenes Epos, 1858), ferner poetisch sehr bedeutsame, wenn auch in der Komposition sehr diskutierbare Novellen und Romane, auch einige Trauerspiele und die von ihm selbst komponierte Oper „Sakontala". Aus seinem Nachlaß erschien noch, von R. Gottschall herausgegeben, die Gedichtsammlung: „Für Haus und Herz. Letzte Klänge". — In der Lyrik bot L. Schefer insofern bemerkenswerte Leistungen, als er in der lyrischen Didaktik sich sogar als tonangebend erwies. Mit seinem „Laienbrevier" nämlich, dem, was den Inhalt anlangt, gediegensten und künstlerisch vollendetsten Werke, welches wir von ihm rhythmisch haben und welchem später noch der „Weltpriester" und die „Hausreden" sich anschlossen, trat L. Schefer in den Reigen jener Spruchpoeten, deren Führer Rückert und deren letzter Spätling Sallet war — von den neueren, unserer Periode angehörenden hier zu geschweigen. Wie L. Schefer aber schon immer in seiner Lyrik sich in fast bedenklicher Weise als Anhänger des Pantheismus und der Naturreligion gezeigt hatte, so bekannte er sich, je älter er wurde, desto eifriger dazu, d. h. seine Neigung zu jenem Orientalismus in der deutschen Poesie, welcher sich an das von Goethe im westöstlichen Divan zuerst gegebene Muster anlehnte, wuchs mit den Jahren. Zwar zählte er unbedingt zu jenen Dichtern, deren eminentem Talente es einzig zuzuschreiben war, daß die ganze, an und für sich fremdartige Ideenwelt bei uns Eingang und Aufnahme fand. Es ging ihm aber dabei, wie es allen Nachahmern zu gehen pflegt, d. h. er übertrieb das Beispiel, dem er folgte und führte die von Goethe mit Maß betretene Richtung bis zum Extrem fort. Ja, mit einem merkwürdigen Festhalten an seinen jugendlichen Idealen ließ der alternde Dichter den von Daumer bei uns eingebürgerten „Hafis" nochmals in die Fremde, nach „Hellas" gehen und wagte sich sogar an das stolze Unternehmen, einen „Koran der Liebe" zu dichten: ersteres Buch ließ er anonym, unter der Maske eines „Hadschi" erscheinen. In beiden Werken aber zeigte er wohl einen fast unerschöpflichen Reichtum an Variationen über dasselbe Thema, jedoch zu vermissen bleibt immer die ausgleichende Harmonie der Empfindung, die Reinheit und ruhige Festigkeit der klassischen Form, die sich der Greis Goethe auch dann noch erhielt, als seine Muse aus den grau und farblos gewordenen heimischen Zuständen in die bunte Märchenwelt des Orients flüchtete. Statt dessen haben wir bei L. Schefer die Dissonanzen und Sprünge einer exaltierten Seele und ein glühendes Kolorit in der poetischen Malerei, das auf abnorme innere Zustände, auf eine Art geistigen Rausches hindeutet. So anmutig der Humanismus der Gesinnung ist, so erscheint der Inhalt befremdlich. Wo aber die germanische Natur des Dichters über seine orientalischen Passionen den Sieg davonträgt, da nimmt die verführerische Stimme

dieses auserwählten Genius uns sogleich für sich ein und wir vermögen dem reizenden Evangelium seines Liedes nicht zu widerstehen. — Im folgenden teilen wir zuerst Proben aus „Hafis in Hellas", dann zwei Stücke aus dem „Koran der Liebe", eines aus den „Hausreden" und endlich mehreres aus den „Letzten Klängen" mit.

Aus „Hafis in Hellas."

I.

Darf ich das Haar ihr flechten
Und flecht' ich es auch ganz reizend,
Aber ich küsse zum Danke
Sie nicht, spricht sie verdüstert:
„So bin ich doch nicht fertig!"
Und dann werd' ich nicht fertig!

* * *

Was helft ihr mir, ihr Gestirne,
Im Düstern hier — ohne Lampe!
Was helft ihr da droben, ihr Wolken,
Mir Schmachtenden, ohne Quelle;
Du Keime-erfüllter Äther,
Was hilfst Du mir ohne Früchte?
Und was, o ihr Göttinnen alle,
Was helft ihr mir ohne Geliebte?
Doch sie mir am Herzen, da fehlst Du
Im Himmel, o Göttin der Liebe!

II.

Die Skolie der Aphrodite.

Die Skolie für Aphrodite hört,
Die Ares sang. Wer merkte sie nicht gern?

„Dir setzt' ich alle Diademe auf,
In Purpur kleidet' ich dich siebenfach,
Den Hals umwänd' ich Dir mit Perlen voll,
Die schönen Arme . . . die besteckt' ich Dir
Mit goldnen Spangen und die Finger all'
Mit Ringen, ja die Zehen funkelnd noch —
Wenn Das Dich schmückte, nicht entstellete,
Wenn Hilfe wär', was eben Schaden ist!
Erst ohne das . . ., ohn' alles, was Du trägst,
Bist Du die Schönste! Wie schön . . . weiß der Mond!
Er schweigt vor Überdrang und mir gebricht
Ein Wörtchen! . . . mir gebricht die Eigenschaft:
Rund-um zugleich um einen Baum zu sehn.
O schenke Du mir tausend Augen, ach,
Da säh' ich Dich wohl einmal, wie Du bist!"

III.

Die Skolie des Hephästus.

Mag die Skolie des Schmiedes
Gute Nachtruh jedem singen!

„Wunder denk' ich, was ich habe
Und ich habe auch ein Wunder
An dem ganz vollkommnen Weibe.
Aber sinn' ich, daß am Melas
Hundert solch ein Wunder haben . . .
Tausend solch eins am Ilissus . . . .
Hunderttausend an dem Nile . . .
Tausend Tausend an dem Indus
Und was weiß ich, wo die Liebe
Überall sich Nester bauet,

Eigne Jungen-volle Nester
Immerfort in jedem Frühling —
Da vergehn mir alle Sinne
Vor dem Wonnespender Eros
Und ich kann die Nacht nicht schauen,
Ohne ganz vor Angst zu zittern!
Da nur tröstet mich, daß alle,
Wie ich auch, nur eine haben,
Keine Süßre, Schönre keine,
Ich auch eine und ich gehe
Froh zu meiner Tausendschönen!"

IV.

Die Empfundene.

Schön, schön bist Du am Tage,
Wenn Dich die Sonne mit Silberglanz umstrahlt;
Schöner bist Du am Abend,
Wenn der Mond sich in Deinen Augen malt;
Aber die Allerschönste
Bist Du des Nachts im Finstern,
Lispelnd, nur mir geahnt, nur empfunden, wenn Deine
Augenwimpern streicheln und kosen meine!

Mysterium

(aus dem „Koran der Liebe").

Der Himmel kann nicht leuchten —
Da ballt er sich zur Sonne
Und leuchtet voller Pracht!

Die Nacht, sie kann nicht glänzen —
Da schmilzt sie still zum Monde
Und sanft erglänzt die Nacht!

Die Erde kann nicht duften —
Da faßt sie sich zur Rose
Und würzt die Welt mit Duft!

Der Äther kann nicht klingen —
Da fliegt er als die Vögel
Und Sang erfüllt die Luft!

Der Himmel kann nicht sehen —
Da schafft er Mädchenaugen,
O, sieht er da und blickt!

Die Erde kann nicht lieben —
Da tritt sie her als Jüngling,
O, liebt sie da geschickt!

Die Welt kann nicht empfinden —
Da wird ihr Geist zum Menschen,
O, fühlt sie da und strebt!

Die Zeit, sie kann nur fliehen —
Da wird sie still zum Kinde,
O, lacht sie da und lebt!

Liebe Deine Kinder.

(Aus den „Hausreden.“)

Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre!
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind

Sie Dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald, was Du nicht bist
Und lockt sie mancherlei, was Du nicht hast;
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nötigkeiten zieht der Knabe fort,
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet.
Und nimmer wird er wieder Dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, andre leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt Dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in Dein Haus!
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind. —
Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre:

Nur das war Tag! Nur das war Nacht!

(Aus den „Letzten Klängen".)

Nur das war Tag,
Als Du mit Deinem Aug' mir leuchtetest,
Mehr, als die Sonne, selbst, die unbemerkt
Am Himmel kam, vom Himmel untersank,
Mehr, als die Erde, die vergessen lag —
Nur das war Tag!

Nur das war Nacht,
Als ich in Finsternis Dich selbst nicht sah,
Du mir nur Flüstern, süß Geheimnis warst
Und keins von uns das Haupt nur leis erhob
Nach jener leicht entbehrten Sterne Pracht —
Nur das war Nacht!

Antritt des Erbes.

Ich zähle meine Schätze
Mir heut im ganzen Haus;
Du hast mir viel verlassen,
Du zogst nicht karg hinaus.

Da ist nicht eine Stelle,
Die Du mir nicht geweiht;
Auf jeder weilst Du schweigend
Nun außer aller Zeit.

Die Pfühle, drauf ich ruhe,
Der arme Schmuck der Wand,
Das Tuch auf unsrem Tische —
Sie sind von Deiner Hand.

Du ließest mir den Brunnen,
Draus Du den Krug gefüllt,
In dem wir uns beschauten,
Da ließest Du Dein Bild.

Die süßverblühten Tage,
Der tausend Nächte Lust,
Die tausend Freuden alle,
Sie find' ich in der Brust.

Du bringst mir ernst die Kinder,
Und siegreich ist Dein Blick!
„Sieh! Das sind unsre Schätze,
„Die biet' ich Dir zurück!"

„Dann ließ ich Dir die Fülle
„Der Liebe und mein Herz,
„Mich selbst, mich ganz auf immer
„Und noch um mich den Schmerz."

Ein Hochzeitgast.

Welch' Wunder hab' ich off'nen Aug's geschaut!
Als ich zur Trauung stand mit meiner Braut
Vor dem von Kerzen funkelnden Altar,
Wer kam da? Allen andern unsichtbar: —
Ich selber! als der Knabe, der ich war,
Mit Rosenwangen und mit gold'nem Haar;
Er faßte leis der Braut Gewand mit an
Und sprach sein leises „Ja!" zum sel'gen Bann,
Daß, mich bestätigend, er mich erfreue.
Ach, so gelobte er der Braut auch Treue
Mit allen meinen innersten Gedanken
Und fing an neckisch sich mit mir zu zanken.

Am Hochzeitstisch saß er ihr rechter Hand —
Bis er im Fackelzug als Geist verschwand.

Als ich den Neugebor'nen drauf besah,
Sieh'! . . . lag er lächelnd in der Wiege da!

Der Morgenstern.

Die Sterne thaten überaus geschäftig,
Sie regten sich und hatten ihr Begehn,
Sie blickten gar so silbern frühlingskräftig,
Doch ach, wer hatte Zeit hinauf zu sehn!
An ihrer treuen Brust so treu geborgen,
Verweilt' ich bei ihr lang' und gern
Und als ich schied, da glüht' im Purpurmorgen
Der Morgenstern.

Sind nun die Sterne wieder so geschäftig,
Da mein' ich, muß ich wieder zu ihr gehn!
Sie blicken ja so silbern frühlingskräftig,
Doch ach, nun hab' ich Zeit hinauf zu sehn!
Die treue Brust, die mich so treu geborgen,
Der holde Geist ist ewig fern!
Und weinend findet mich am Purpurmorgen
Der Morgenstern.

Und thut der Stern so überaus geschäftig
Und regt er sich und hat er sein Begehn,
Da mein' ich holdgetäuschet, liebekräftig:
Ich war bei ihr! Ich habe sie gesehn!
Du hast sie jetzt gesehn! — so raunt's verborgen;
Dann seh' ich sie und seh' sie gern;
Sie ist's! Das schöne Licht im Purpurmorgen:
Der Morgenstern!

Abschied von der Kleinen.

Wachse, Du liebliche Frucht, Du vielversprechende Kleine!
 Seht doch den Schalk, statt den Mund, reicht sie die Wange mir schon,
Duldet, mit künftiges Glück sich erspähenden Augen, die Küsse:
 Nun an der Lippe die Hand, blickt sie verstohlen mir nach.
So ist dem Hirten zu Mut, der das Nest voll Junge gefunden —
 Doch nicht flügge genug, merkt er nur fröhlich den Strauch.



Viktor von Scheffel.

Joseph Viktor Scheffel wurde am 26. Februar 1826 als Sohn des Oberbaurates und Majors Scheffel in Karlsruhe geboren, studierte von 1843—47 in Heidelberg, München und Berlin die Rechte, wie auch germanische Philologie und Litteratur, bestand die juristische Staatsprüfung und promovierte zum Doktor der Rechte. 1848 nahm er einen kürzeren Aufenthalt in Frankfurt a. M. und begleitete den Reichskommissar Welcker als Sekretär auf dessen aus der Parlamentsgeschichte jener Tage bekannten Reise nach Skandinavien; aber eine diplomatische Stellung vermochte ihm bei Lage der Dinge aus dieser Verwendung nicht zu erwachsen, selbst wenn er mehr Neigung zum staatsmännischen Beruf in sich getragen hätte. So hielt er sich den damaligen politischen Vorkommnissen in Unabhängigkeit gegenüber. In dieser Zeit entstanden alle jene humoristischen Lieder, die jetzt die Gesangswonne unsrer akademischen Jugend bilden, obgleich sie ursprünglich nur für einen kleinen esoterischen Kreis am Neckar bestimmt waren. Nachdem mit dem Einmarsch der Preußen das badische Staatsgebäude sich von neuem gefestigt hatte, arbeitete Scheffel bei mehreren großherzogl. Ämtern, 1850—51 als besoldeter Rechtspraktikant in Säckingen, 1852 im Sekretäriat des Hofgerichts zu Bruchsal. Nach einer längeren Reise durch Italien wurde er zwar noch zum Referendar ernannt, entsagte jedoch bald ganz der juristischen Laufbahn. Er wollte Universitätslehrer werden und nahm in dieser Absicht Wohnsitz in Heidelberg; indessen teils ein Augenleiden, teils sein immer neu sich geltend machender Drang zum Reisen ließen ihn diesen Plan aufgeben. 1856—57 lebte er in München, Ende 1857 folgte er einem Ruf nach Donaueschingen, wo ihn der Fürst Karl Egon von Fürstenberg mit Ordnung und Verwaltung der großen fürstlichen Bibliothek betraute. Herbst 1863 machte er mit Ludwig Steub den gemeinschaftlichen Zug durchs bayrische Gebirge; dann war er auf der Wartburg Gast des Großherzogs von Weimar, der ihn zum Hofrat ernannte. Seit 1859 hatte Scheffel, da seine Gesundheit anhaltende, anstrengende Arbeit nicht gestattete, keine berufsmäßige Stellung mehr inne, sondern lebte, nur litterarisch und poetisch thätig, in Karlsruhe oder Heidelberg, bis er 1872 in Radolfszell am Bodensee sich einen Musensitz, ein eigenes schönes Heimwesen schuf. Die Stadt Säckingen machte ihn 1875 — man weiß, warum — zu ihrem Ehrenbürger und der Großherzog von Baden erhob ihn gelegentlich seines 50. Geburtstages, der vielfach in deutschen Gauen festlich begangen wurde, in den erblichen Adelsstand.

Gewiß ist Scheffel ein hochbegabter, durchaus origineller Dichter, ausgezeichnet durch einen köstlichen Humor (den wir die poetische Blüte des deutschen studentischen Humors nennen möchten) und er hat in unsere Lyrik ein neues, eigenes Element getragen. Aber er ist auch einer der vom Glück stets am begünstigst gewesenen unsrer zeitgenössischen Poeten; die Nation hat sozusagen immer eine Art Schwäche für ihn gehabt.

Wir sprechen von ihm, speziell von seinem „Trompeter", näher auch in der Einleitung. Hier nur noch die Bemerkung, daß wir auf Mitteilungen aus seinen allbekannten „Gaudeamus-" Liedern und dergl. absichtlich verzichteten. Zur vollständigen Charakterisierung seines Schaffens hielten wir es aber für nötig, neben den reizenden Sachen aus dem „Trompeter" auch eine (wenn schon nur kürzere und sozusagen aus dem Inhalt herausgerissene) Probe der „Bergpsalmen" zu geben.



Victor v. Scheffel.

Werke: „Der Trompeter von Säckingen“ (Ein Sang vom Oberrhein, 1853, 77. Aufl. 1879); „Ekkehard“ (Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert 1857, 45. Auflage, 1879); „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrichs von Ofterdingen Zeit“ 1863, 7. Aufl., 1876); „Gaudeamus“ (1867. 33. Aufl., 1880); „Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers“ (1869, 2. Aufl.' 1875); „Bergpsalmen“ (Dichtung, 1870, 2. Aufl. 1875); „Waldeinsamkeit“ (Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern von Jul. Marak, 1880). Alle (oder fast alle) diese Scheffel'schen Erzeugnisse existieren auch in Ausgaben mit Illustrationen, welche die Meisterhand Anton v. Werners geschaffen hat. Außerdem Gelegenheitliches, so „Der Brautwillkomm auf der Wartburg“ (für die Vermählung des Erbgroßherzogs von Weimar 1873), ein Festspiel für die Anwesenheit Kaiser Wilhelms auf der Insel Mainau im Sommer 1880 u. s. w.

Aus dem „Trompeter von Säckingen.“

(Aus „Jung Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn“.)

I.

Schmachtend trat ich zur Terrasse
Und begann die tolle Weise,
Die der Pfalzgraf Friedrich einstmals
Der engländischen Gemahlin
Liebeskrank gesungen hat:

„Ich knice vor Euch als getreuer Vasall,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Befehlet, so streit' ich mit Kaiser und Reich,
Befehlet, so will ich für Euch, für Euch
Die Welt in Fetzen zerhauen.

Ich hol' Euch vom Himmel die Sonn' und den Mond,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Ich hol' Euch die Sterne sonder Zahl,
Wie Fröschlein sollt Ihr die funkelnden all'
Gespießt am Degen erschauen.

Befehlet, so werd' ich für Euch zum Narr,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Ja, Narre bin ich schon sonder Befehl,
Das Sonn'licht blendet mich allzuhell
Von Euren zwei Augen, den blauen!"

(Aus den Liedern Jung Werners.)

II.

Am Ufer blies ich ein lustig Stück —
Wie klang die alte Trompete
Hell in den Sturm, der das Getön
Zum Herrenschloß verwehte!

Die Wasserfrau im tiefen Grund
Hört Sturm und Töne rauschen.
Sie steigt herauf, neugierig will
Die Klänge sie erlauschen.

Und als sie wieder hinabgetaucht,
Erzählt sie den Fischen mit Lachen:
„O Rheineskinder, man erlebt
Doch sonderbarliche Sachen.

Sitzt oben einer im Regensturm;
Was glaubt ihr, daß er triebe?
— Bläst immerzu dasselbe Lied,
Das Lied von seiner Liebe".

III.

Wo an der Brücke die Woge schäumt,
Da schwamm die Frau Forelle;
Sie schwamm zum Vetter Lachs hinab:
„Wie gehts euch, Stromgeselle?“

„'s geht gut, sprach der, doch denk' ich grad:
Wenn nur das Donnerwetter
Erschlüg' den Musikanten, den
Gelbschnäbligen Trompeter!

Den ganzen Tag am Ufer geht
Der junge Herr spazieren.
Rheinab, Rheinauf hört nimmer auf
Sein leidig Musizieren.“

Lächelnd die Frau Forelle sagt:
„Herr Vetter, ihr seid grobe!
Erlaubt, daß ich im Gegenteil
Den Herrn Trompeter lobe:

Wär' euch, wie dem, in Lieb' geneigt
Die schöne Margareta,
Ihr lerntet in alten Tagen noch
Höchstselber die Trompeta!“

IV.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn
Und, was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.

In Deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb und Glück ein Schein —
Behüt' Dich Gott! Es wär zu schön gewesen,
Behüt' Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter, müder Wandersmann,
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu Dir hinan.
In Deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke Dir mein ganzes Leben weihn:
Behüt' Dich Gott! Es wär' zu schön gewesen,
Behüt' Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!"

Die Wolken fliehn, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt;
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich Dein!
Behüt' Dich Gott! Es wär' zu schön gewesen,
Behüt' Dich Gott! Es hat nicht sollen sein!

(Aus den Liedern Margareta's.)

V.

Ach, nun sind es schon zwei Tage,
Daß ich ihn zuerst geküßt
Und seit jener bösen Stunde
Alles wie verzaubert ist.

Meine Stube, drin so zierlich
Und so nett ich einst gehaust,
Steht in wirrem Durcheinander,
Daß mir vor mir selber graust.

Meine Rosen, meine Nelken
Schauen welk und traurig drein;
Ach, ich glaub', ich goß seit gestern
Statt mit Wasser sie mit Wein.

Meine gute weiße Taube
Hat kein Futter, hat kein Brot
Und der brave Distelfink liegt
In dem Käfig schon halbtot.

Und mit blau und roter Wolle
Ist am weißen Netz gestrickt
Und mit weißem Garn ist in die
Bunte Stickerei gestickt.

Und wo sind die schönen Bücher,
Parzival und Theuerdank?
Glaub' beinah', ich warf die guten
Sänger in den Küchenschrank.

Und die Küchenteller stehen
Auf dem schmucken Bücherpult —
Ach, an all dem großen Unglück
Ist die Lieb,' die Liebe Schuld.

(Aus den Liedern des „stillen Mannes" in der Erdmannshöhle.)

VI.

Die Blicke scharf wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schar
In den Kampf der Geister gezogen.

Die Fahne hoch, gradaus den Speer —
Da wichen der Feinde Reihen;
O Reiterspaß, dem fliehenden Heer
Die breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß wir nichts wissen!
— Da hab' ich langsam mein Roß gewendt
Und mich des Schweigens beflissen.

Zu stolz zum Glauben — bin ich gemach
In die Felskluft niedergestiegen;
Die Welt da draußen ist oben flach,
Der Kern muß tiefer liegen.

Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verspinnwebt liegts in der Ecken;
Doch soll drum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken:

Noch reicht ein Blick, das Eulenpack
Und die Fledermäus zu verjagen,
Noch reicht ein alter Eselskinnback,
Den Philisterschwarm zu verjagen!

(Aus den Liedern Werners aus Welschland.)

VII.

Die Sommernacht hat mirs angethan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Leuchtkäfer durchschwirren den dunklen Grund
Wie Träume, die einst zu guter Stund'
Das sehnende Herz mir erfreuten.

Die Sommernacht hat mirs angethan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Die Sterne funkeln so fern und groß,
Sie spiegeln so hell sich im Meeresschoß,
Wie die Lieb' in der Tiefe der Zeiten.

Die Sommernacht hat mirs angethan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Die Nachtigall schlägt aus dem Myrtengesträuch,
Sie schlägt so schmelzend, sie schlägt so weich,
Als säng' sie verklungene Leiden.

Die Sommernacht hat mirs angethan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Das Meer geht wild, das Meer geht hoch,
Was brauchts der verlorenen Thränen noch,
Die den stillen Ritter entgleiten?

Nordmännerlied.

(Aus „Ekkehard".)

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen;
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen;
Du götterumschwebter, Du grünender Wald,
Schon blitzt die Axt, Dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsre Sterne —
O Island, Du eisiger Fels im Meer,
Steig' auf aus nächtiger Ferne.

Steig' auf und empfah' unser reisig Geschlecht —
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Glutasche fällt,
Sturmwogen die Ufer umschäumen,
Auf Dir, Du trotziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträumen!

(Aus den „Bergpsalmen".)

Ein rauher Psalm rauscht durch den Tann;
Ihn singt ein frommer deutscher Mann,
Der jetzo vor neunhundert Jahr
Zu Regensburg ein Bischof war.
Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit
Floh er zur Alpeneinsamkeit;
Denn wo der Haß in Waffen tost,
Ist Hochgebirg' der Weisen Trost.
Am Obersee sein Kirchlein stand,
Noch heut' dem Pilger wohlbekannt
Und auch wer keinen Ablaß sucht,
Denkt sein im Horst der Falkenschlucht.

(Aus dem Psalm: „Sonnenschein".)

Beschuhe den Fuß, Falkenschluchtklausner!
Entheb' Dich der Zelle,
Die Sonne lacht helle.
Nach Nebelgewog, nach unendlichem Grau
Steht der Himmel gebadet im Maimorgentau
Und leuchtet verjüngt in erquickendem Blau.

Auf und hinaus ins sonnige Licht,
Über moosumsponnenes Trümmergefels,
Wo jenseit zahllos erdunkelnder Stämme
Fernwogend durchschimmert der Fluten Grün —
Zum See laß uns ziehn!
. . . .
Sei gegrüßt mir, einsamer Abersee!
Spärlich umwohnter, spärlich befahr'ner,
Hochwaldumkrönter, in düsterem Rhein
Der Tannen düster Gewipfel erspiegelnd,
Sei gegrüßt mir, See, ich fühle mit Dir,
Wie die Flut jungfräulich sich sträubend erbebt,
Daß ein fremder Mann
Sie dienstbar sich macht aus beherrschendem Kahn.
Noch sind wir Menschen Dir seltene Gäste,
Noch kennt uns kaum Deiner Wälder Gewild
Und weil es uns nicht kennt,
Scheut es uns nicht.
Brütend sitzt in des Felsenufers Spalt
Die Taucherente,
Bleibt unbeirrt sitzen und flattert nicht auf,
Kaum dreht sie den dummen beschopften Kopf
Vornehm nach dem Schiffer.

Sing' Deinen Lobsang, Falkenschluchtklausner,
Rudre und sing' ihn, daß laut er erschalle
Daß er den Unsichtbaren gefalle,
Die den See umschweben als Geister des Orts,
Ungewohnt menschlicher Stimme.
Hosianna! Dank sei dem Herrn!
Ihm, der mich reicher und mächtiger hier macht,
Als drunten, gehüllt in den Goldbrokat,
Von schlepptragunwilligen Dienern umschwärmt,
Gedrückt von des Hirtenamts Sorgen.
. . . .

Schreit' ich hier nicht, in des Allmächtigen Schirm,
Ein König, ein hoher Priester zugleich,
Durch des Urwalds nächtiges Dunkel?
Trink' ich hier nicht in vollerem, reinerem Zug
Der Sonne Goldstrahl, des Himmels Blau,
Der Tannen balsamischen Harzduft?
Und wächst die Seele nicht mächtig heran?
Fühl' ich nicht, wie im einsamen Zwiespruch mit Gott
Sie täglich erstarkt,
Wie sie in des werdenden Schmetterlings Weise
Mit Flügelzucken ahnend und leise
An die Wände der Körperumpuppung rührt,
Fragend: „Heia, wann schweb' ich empor,
Ein verjüngt Geschöpf,
Empor in den Äther, entgegen dem Licht,
Frei und rein? . . .“

Christian Friedrich Scherenberg

wurde am 5. Mai 1798 in Stettin geboren, trat als Schreiber in das Bureau eines Advokaten, besuchte nachmals noch das heimatliche Gymnasium, ging dann in Berlin (von P. A. Wolff empfohlen) zum Theater, nahm aber im 23. Jahre schon wieder Abschied von den Brettern und war kurze Zeit Sekretär und Expedient im Konsistorium. Darauf — wir folgen hier eigenen Aufzeichnungen Scherenbergs — „führte er durch viele Jahre die schwierige, überaus verwickelte Korrespondenz in jenem großen Prozesse, den verschiedene, von Napoleon zur Zeit seines Glanzes mit Dotationen im Auslande bedachte Günstlinge gegen den Fiskus aller jener Länder führten, die früher zum Königreich Westfalen gehört hatten. Seine hierdurch erzielten Ersparnisse gingen aber in verfehlten Spekulationen wieder verloren und so sah er sich genötigt, als Handlungskommis seinen Unterhalt zu gewinnen, bis — aus der Taufe des Unglücks der Dichter hervorging!" Er war nach Berlin zurückgekehrt und Mitglied der bekannten Gesellschaft „Tunnel" geworden. Durch sein Epos: „Waterloo" zog er dann die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms IV. auf sich, der ihm in huldvoller Würdigung seiner poetischen und patriotischen Verdienste — man vergl. des näheren wegen unsre Einleitung — 1855 die Stelle eines Bibliothekars im preußischen Kriegsministerium verlieh. Scherenberg erreichte ein Alter von über 80 Jahren und starb am 9. September 1881.

Werke: „Vermischte Gedichte" (1845); „Waterloo" (Ein vaterländisches Gedicht, 1849, 6. Aufl. 1869 — zugleich erschien eine neue Ausgabe und Bearbeitung der „Gedichte", aus welcher wir die folgenden Proben entnommen haben); „Ligny" (Ein vaterl. Ged., 1850, 4. Aufl. 1870); „Leuthen" (Ein vaterl. Ged., 1852, 3. Aufl. 1867); „Abukir, die Schlacht am Nil" (Ged., 1856); „Hohenfriedberg" (Ein vaterl. Ged., 1869).

Frühlingsgruß.

Frühling, Wir von Gottes Gnaden
König aller grünen Maien,
Aller Blüten, aller Saaten,
Aller Vögel Melodeien,
Unsern Lieben und Getreuen
Unsern landesväterlichen Gruß zuvor.

Aus ist's mit dem Reich der Toten!
Und durch alle Unsre Staaten
Senden wir die goldnen Boten,
In den Allerhöchsten Gnaden
Unsre Völker einzuladen:
Offen weit ist unser Thor.

Zahllos, wie der Sand am Strande,
Ziehe, Nährstand unsrer Staaten,
Mit dem Stab und grünen Bande,
Stilles Volk der Gräser, Saaten,
Ziehe still, wie gute Thaten,
Mit der frommen Lerche ein!

Schwinge Deine grüne Fahne,
Wehrstand, mit dem braunen Speere!
Blitzt in Taues Silberbahnen,
Ungezählte Maienheere
Und ihr lockren Pfeiferchöre,
Musizieret lustig drein!

Blumen, Blüten, Musensöhne,
Wollet bunt dazwischen ziehen
In dem Schmelz der Farbentöne!
Nachtigallen, Melodieen,
Schmetterlinge, Phantasieen,
Gaukelt sinnberauschend ein!

Und ihr von den fernen Reisen,
In der Lüfte Ozeanen,
Unsers Lehrstands hohe Weisen,
Segler unbekannter Bahnen,
Senket eure stillen Fahnen —
Wandervögel, ihr seid heim!

Alle Unsre Völker kamen,
Alle Stände, die entboten
In des Königs Lenzes Namen —
Mensch, nur Du bleibst bei den Toten?
Kennst Du nicht mehr unsre Boten?
Will kein Frühling in Dich ein?

Wir, der Fürst der grünen Staaten,
Laden selbst zu Gast Dich ein
An die Tafel Unsrer Saaten,
Unsrer Blumen, Unsrer Mai'n —
Bring' ein gastlich Herz herein:
Königlich sollst Du bewirtet sein!

Vorwurf.

Warme Thäler! Linde Höhen!
Blütenbäume! Blaue Seen!
Vogelsang und Bächerauschen!
Frühling, Deiner Augen Lauschen!
Ein Willkommen klingen alle Deine Lieder,
Ein Willkommen singt die Seele wieder.
Grünes Jahr, nimm meinen Gruß,
Bin des grauen müd und satt!

Was schmiegt sich da an meinen Fuß —?
Ein altes braunes Eichenblatt
Birgt trauernd sich ins junge Grün
Und flüsternd drüber weint das Gras.

Ja weint, ihr heil'gen Gräser, über ihn,
Den Undankbaren, der vergaß —
Warst Du, o braunes Blatt, nicht auch einst grün?

Der Feind.

Der Adler lauscht
Auf seinem Horst;

Der Keiler rauscht
Zur Kesselforst;

Das Kätzlein klinkt
Am Ast sich fest;

Der Wolf, er hinkt
Zum Felsennest;

Das Dammwild streicht
Zum Dickicht ein;

Der Fuchs still schleicht
Zum Bau hinein;

Aufstutzt, hinblitzt
Das scheue Reh;

Die Löffel spitzt
Der Has' im Klee;

Die Ente duckt
Im düstern Rohr;

Das Fischlein guckt
Nicht mehr hervor;

Und alles schweigt
Im Hinterhalt: —

Der Mensch sich zeigt,
Geht durch den Wald.

Der Sänger.

O heilge Nacht, ich singe Dir! —
Und stolz erschloß die Brust ich ihr.
Da sang aus ihrem dunklen Baum
Die Nachtigall der Seele Traum —
Ich schwieg.

O Morgenlicht, Dir sei mein Sang!
Und sich hinauf die Lerche schwang
Und wirbelnd in des Lichtes Nähe
Lobt' sie den Herren in der Höhe —
Ich schwieg.

Ernst Scherenberg.

Neffe des Vorigen und Bruder des Berliner Malers (und „Ulk="Zeichners) Hermann Scherenberg, auch Bruder des gegenwärtigen Unternehmers und Leiters des Viktoriatheaters in Berlin, wurde Ernst Scherenberg am 21. Juli 1839 in Swinemünde geboren. Nach Vorbildung auf Gymnasium und Gewerbeschule (in Stettin) trat er als Lehrling in eine Berliner Maschinenfabrik, hörte Vorlesungen im Gewerbeinstitut, bezog 1858 die Akademie der Künste, widmete sich aber seit 1860, durch den günstigen Erfolg einer ersten Gedichtsammlung dazu bestimmt, der Poesie und Journalistik, zuerst als Mitarbeiter an der Berliner „Viktoria", bis 1869 als Redakteur des „Braunschweiger Tageblattes" und seitdem als Redakteur der „Elberfelder Zeitung".

„Aus tiefstem Herzen" (Gedichte, 1860); „Verbannt" (Dichtung, 1861); „Stürme des Frühlings" (Neue Gedichte, 1865); „1866" (Dichtungen, 1867); „Gegen Rom. Zeitstimmen deutscher Dichter" (Anthologie, 1.—8. Aufl. 1874); „Gedichte" (1875). — Wie Rittershaus, Schmidt=Cabanis u. a., hat Scherenberg sich besonders auch als (politischer) Gelegenheits= oder Augenblicksdichter in den Zeitungen bekannt gemacht.

Erstes Liebesleben.

Blickt in die Sonne man hinein:
Ein Lichtstrom blendend quillt
Ins Auge — und noch lange schwebt
Ihm vor ein Sonnenbild.

Ich Unvorsicht'ger sah so tief
Ins Aug' Dir, lichterfüllt! —
Und überall, wohin ich schau',
Erblick' ich nur Dein Bild!

Der böse Tag mich fern Dir hält,
Denn junger Liebe Glück
Gehört nicht vor das Aug' der Welt
Mit seinem Argusblick.

Doch nachts, da grüße ich vertraut
Zu Deinem Haus hinan:
Mit seinen Sternenaugen schaut
Mich nur der Himmel dann!

Dämmerung.

Wenn mit dem Lichte um die Herrschaft
Die Nacht in blut'gem Streite wirbt,
Bis lächelnd unter seinen Wunden
Der Tag, der holde Herrscher, stirbt;

Wenn dann die Dämm'rung ihre Schleier
Um den geliebten Toten hüllt —
Das ist die Stunde, deren Zauber
Mit Rührung jede Seele füllt:

Die eben noch so laut gejubelt,
Die Lippe plötzlich bebt und schweigt;
Die Stirne, erst so stolz erhoben,
Sich nun in ernstem Sinnen neigt.

Und auch Dein Schmerz, Dein grollend Hassen
Wie Traum in Deiner Brust vergeht,
Durch die es lind wie Frühlingsahnung
Von einem ew'gen Frieden weht.

In eins verschwimmen Lust und Leiden,
Wie Tag und Nacht in duft'gen Schein;
Als Dämm'rung schleicht sich mild versöhnend
In jede Seele Wehmut ein.

O wie im Glanz der Morgensonne.

O wie im Glanz der Morgensonne
Die Welt verlockend vor mir lag!
O wieviel Kränze, wieviel Wonne
Verhieß mir dieser junge Tag!

Nun hab' ich bis zum Grund getrunken
Den Becher, den die Hoffnung bot;
Schon ist die Sonne still versunken
Und leis verglomm das Abendrot.

Und ach, ich habe nichts gefunden,
Als eines Herbsttags kalte Pracht;
Nur wenig sonnenlichte Stunden —
Und eine endlos lange Nacht.

Nach ihrem ersten Kusse.

Lippen, die ihr sonst so herbe,
Lippen, werdet fromm und büßt!
Denn ein Engel hat ja heute
Friedenbringend euch geküßt.

Pfeile, die ihr sonst geschleudert,
Voll von Haß und gift'gem Scherz,
Banne dieses Kusses Zauber
Nun für immer tief ins Herz.

Milde Worte sprecht in Zukunft,
Wo ihr sonst vor Zorn gebebt
Und wo ihr bisher verdammtet,
O da tröstet und vergebt!

Hütet, hütet eure Schwelle,
Die ein Engelskuß geweiht,
Daß ihr ewig jener Lippen,
Die euch küßten, würdig seid!

Georg Scherer.

Geboren am 16. März 1824 zu Dennenlohe bei Ansbach, studierte in München Philosophie und Philologie und promovierte in Tübingen. Nachdem er seit 1847 Erzieher im Freiherrlich Reischach'schen Hause zu Stuttgart gewesen, widmete er sich spezielleren litterar- und kulturgeschichtlichen Studien und machte zu diesem Zwecke Reisen durch Deutschland, Frankreich, Belgien und England. Seit 1865 wirkt er als Professor und Dozent für Ästhetik und Litteraturgeschichte am Stuttgarter Polytechnikum.

„Gedichte" (1864). — Außerdem verschiedene Sammlungen und Anthologien, so „Deutsche Volkslieder", „Deutscher Dichterwald", „Deutsche Studentenlieder", „Alte und neue Kinderlieder", „Rätselbüchlein für Kinder", „Jungbrunnen. Die schönsten deutschen Volkslieder" u. s. w.

Geh nicht vorüber.

Siehst Du am Meeresstrande
Die Perle ruhn im Sande —
Nimm sie an Deine Brust!
Wohl von den nächsten Wogen
Wird sie hinabgezogen
Und schaut nie mehr des Tages Lust.

Und schlägt auf Deinen Wegen
Ein Herz Dir warm entgegen,
So geh nicht kalt davon!
Heut ist sein Kelch noch offen;
Wie leicht, vom Frost getroffen,
Schließt sich's auf ewig morgen schon!

Du gleichst dem See.

Noch unbekannt mit Schmerz und Sorgen,
Gehegt in treuer Eltern Hut,
Gleichst Du dem See am Sonntagmorgen,
Der still im Schoß der Berge ruht.

Ist er nicht tief wie Dein Gemüte,
Klar wie Dein Aug' und wie Dein Sinn?
Es zittert der Gedanken Blüte
Wie lichte Segel drüber hin.

Leicht spielt noch des Gefühles Welle,
Wie hier die Flut den Strand entlang;
Horch, tönt im Glöcklein der Kapelle
Nicht Deiner Silberstimme Klang?

Zu Deiner jungen Schönheit suchen
Nur scheu die Blicke sich den Pfad,
Wie schüchtern aus des Waldes Buchen
Die Rehe ziehen zum Gestad.

Und wenn Dir plötzlich Stirn und Wangen
Ein hold Erröten überfliegt,
Ist's wie der Morgenröte Prangen,
Das weich sich auf den Wogen wiegt.

Noch ruht der See in Duft gehüllet;
Doch wenn der Sonne goldner Schein
Das Thal mit Licht und Glanz erfüllet —
Was wird das für ein Morgen sein!

O wär' ich dann der Hirtenknabe,
Der singend durch die Berge zieht
Und der, gelehnt an seinem Stabe,
Herab in all den Zauber sieht!

Antwort.

Du siehst mich ernst und fragend an,
Als wolltest Du im Aug' mir lesen:
Bist Du denn noch derselbe Mann,
Der Du vor Jahren bist gewesen? —
O, ich versteh' Dein leises Fragen
Und Deinen scheuen Druck der Hand;
Wohlan, es soll Dir Antwort sagen
Das Meer — komm mit herab zum Strand!

Du sahst, wie es am Tag getobt,
Wie es an Wällen und an Schiffen
Aufschäumend seine Kraft erprobt
Und wie sich's brach an Felsenriffen.
Nun ziehn im Mondlicht seine Wogen
So friedlich und so still daher,
Als hätt' es nie ein Sturm umflogen;
Und doch ist's noch dasselbe Meer!

Geborgen.

Dort steht ein armes Kind am Zaun;
Es sieht in den blühenden Bäumen
Des Gartens die Vöglein sich Nester bau'n
Und kann an den Blumen kaum satt sich schau'n,
Versunken in wonniges Träumen.

Aus dem Gartensaale die Freude lacht;
Hell klingen durch's dichte Gehege
Der luftigen, flüsternden Blätternacht
Die Becher und Lieder; doch wer hat acht
Des Kindes draußen am Wege? —

So stand verlassen und wandermüd
Ich einst am Wege des Lebens
Und schaute hinab in Dein reiches Gemüt,
Darinnen ein ewiger Frühling blüht;
Ich sang — und ich sang nicht vergebens!

Du öffnetest mir zu seliger Lust
Des Herzens verschwiegene Tiefen;
Nun wohn' ich, ein König, in Deiner Brust
Und hebe die Schätze, die unbewußt
In der jungen Seele Dir schliefen.

Hedwig.

Hoch droben über'm Walde,
Da steht auf sonn'ger Halde
Einsam das Försterhaus;
Dort ging sie unter Bäumen
Und sah in stillen Träumen
Weit, weit ins duft'ge Land hinaus.

Dann wie in tiefem Leide
Schritt sie hinab zur Heide,
Ihr zahmes Reh voran;
Oft stund sie still, zu lauschen
Der Wipfel dunklem Rauschen
Und fernem Kuckucksruf im Tann.

Auch hab' ich sie gesehen
Allein am Fenster stehen,
Von wildem Wein umlaubt
Und kluge Tauben kamen,
Die sich das Futter nahmen,
Doch sie stund mit gesenktem Haupt.

Es schwand auf ihren Wangen
Das letzte Rosenprangen
Dahin von Tag zu Tag;
Bis daß sie auf der Bahre,
Den Myrtenkranz im Haare,
Fast schöner, als im Leben, lag.

Beim Kirchlein nun im Thale
Ruht tief sie unter'm Male,
Darauf ihr Name steht;
Dort mag ihn der einst lesen,
Dem sie so treu gewesen
Und nieder knieen zum Gebet.

Georg Scheurlin

wurde am 25. Februar 1802 zu Mainbernheim in Unterfranken geboren, bezog 1819 das Seminar zu Ansbach, wurde daselbst 1826 städtischer Lehrer und übernahm auch die Redaktion des „Ansbacher Tagblattes". 1851 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte", die ihm die Huld Königs Max II. von Bayern zuwendete. Er ward infolgedessen nach München berufen, wo er anfangs als Kanzleisekretär im protestantischen Ober-Konsistorium und dann als Geh. Sekretär im Ministerium des Königl. Hauses und der öffentlichen Arbeiten fungierte. Scheurlin starb zu München am 10. Juni 1872. Eine Tochter von ihm ist die Gattin August Beckers, des Dichters von „Jung Friedel", geworden.

„Gedichte" (1851); „Heideblumen" (der Gedichte 2. Sammlung, 1858); „Edwin" (Lyrisch-epische Dichtung, 1869); „Der Scharfrichter von Rothenburg" (Chronist. Erzählung, 1869); „Musiker-Novellen" (1872).

Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in Dir,
O geize nicht und gib ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,
Auch zu Palästen trag' sie nicht,
Doch tritt dereinst an Deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht,

Dann sprich: Bedarfst Du wohl des Öls?
Zeig' Deine Wunde, hier mein Krug
Und in der Herberg' pfleg' ich Dein,
Wenn diese Gabe nicht genug.

Ob Dank, ob Undank Dir vergilt,
Du ziehe stillen Gangs davon;
Daß Du ein inn'res Wort erfüllt,
Sei Deinem Herzen schönster Lohn.

Und was Dir noch im Kruge blieb
Von Liebe, senk' es nicht ins Meer:
Die reiche menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

In dem Menschenauge.

In dem tiefen Menschenauge
Ruht die dunkle Weltenseele;
Schmerz und Wonne blüh'n darinnen
Auf zum leuchtenden Juwele.

In das Auge gießt der Himmel
Nieder seiner Sterne Frieden,
Ihren Himmel trägt die Erde
In den süßen Augenliden.

Mit dem menschlichen Geschicke
Sprechen drin die ew'gen Mächte,
Ihren Frühling lebt die Liebe,
Sehnsucht drin die sel'gen Nächte.

In dem Auge hat die Hoffnung,
Hat die Wehmut ihre Wiege
Und die Treue stirbt im Auge,
Daß sie Seel' in Seele liege.

In das Auge drängt das Leben
Seine Stürme, seine Blüten;
In das Auge flieh'n die Engel,
Eine Lilie zu behüten.

Nacht und Sterne, jedes Schöne
Hält sein enger Kreis umzogen
Und der Glaube baut im Auge
Sich den lichten Regenbogen.

Die erste Thräne.

Der Donner schwieg, die Blitze zuckten fern,
Es rang der Sturm im sterbenden Ermatten
Und, grüßend durch der Wolken flücht'ge Schatten,
Ein Friedensbote, drang der Morgenstern,
Aus Osten brach des jungen Tages Röte,
Doch Stille rings, denn durch die Felsenöde
In heil'gen Schauern ging die Furcht des Herrn.

Das Weib am Herzen, das den Säugling trug,
Im Haupte wälzend schwerer Träume Lasten,
So schlief der erste Mensch in kurzem Rasten,
Ein Flüchtling vor dem Richter, der ihn schlug
Und trauernd stand der Engel mit dem Schwerte
Und sah's und hob die Schwingen von der Erde
Und nach dem Himmel lenkt er seinen Flug.

Er trat vor den Erbarmer tief verhüllt,
Es sah der Herr mit Liebe auf den Treuen: —
„Sie schlafen, Vater, zittern und bereuen;
Sei ihnen denn, wenn sie erwachen, mild!“
Und sinnend der Versöhnung ew'ge Pläne,
Goß ihm der Herr ins Aug' die erste Thräne,
Sie still zu tragen nach dem Erdgefild.

Der Bote fliegt — noch ruh'n die Menschen süß;
Doch, jetzt erwachend, zieh'n voll sel'ger Schmerzen
Sie ihren Säugling thränend nach dem Herzen
Und segnen fromm die Hand, die sie verstieß.
Sie können beten, denn sie können weinen;
Der Herr ist strafend Vater noch den Seinen,
Und über Thränen strahlt das Paradies!

Arnold Schloenbach.

Geboren am 31. August 1817 als Sohn des Bergdirektors auf dem Hüttenwerke bei Missen an der Sieg, erlernte Karl Arnold Schloenbach die Landwirtschaft und wurde 1841 als Domänenamtssekretär in Mühlheim a. Rh. angestellt. Seinen Beruf plötzlich wechselnd, ging er zur Bühne, fand aber als Schauspieler nicht die gehofften Erfolge und widmete sich nun seit 1846 der schriftstellerischen und dichterischen Thätigkeit — zuerst in Hamburg, dann in Koburg (als Redakteur der „Konstitutionellen Zeitung"), in Dresden, Leipzig, Mannheim (wo er sich mit der Schauspielerin Auguste Gerlach, Tochter von Sophie Schröder und Schwester der Schröder-Devrient, verheiratete und eine Zeitung: „Süddeutsche Blätter für Kunst und Wissenschaft" herausgab), endlich wieder in Koburg, wo seine Gattin am Hoftheater engagiert worden war und wo er am 17. September 1866 starb.

„Geschichte, Gegenwart, Gemüt" (Gedichte, 1847); „Aus der Blumenwelt" (Märchenepos, 1852); „Weltseele" (Dichtungen, 1855); „Die Hohenstaufen" (Epos in 6 Gesängen, 1859); „Ulrich v. Hutten" (Vaterl. Gedicht in 20 Liedern, 1862); „Garibaldi" (Liedersammlung, 1862); „Was sich der Wein erzählt" (Epische Dichtung, 1862); „Der Stedinger Freiheitskampf" (Vaterl. Gedicht in 18 Gesängen, 1864). Ferner: Novellen und Erzählungen (z. B. die Dorfgeschichte: „Das deutsche Bauernbuch oder So lebt das Volk", 1848, die Sammlung: „Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit", 2 Bde., 1853 u. s. w.); „Dramatische Werke" (1852); „Der letzte König von Thüringen" (Vaterl. Schauspiel, 1854); „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche" (1856); endlich: „Menschen und Parteien" (Roman, 1864).

Wir haben es hier nur mit der Gedichtsammlung: „Weltseele" zu thun, die wir als eine jedenfalls originelle und nicht gewöhnliche poetische Erscheinung zu betrachten haben. Vielen dieser Gedichte liegt ein schöner, tiefer Sinn, ein überraschender, manch geistiges Mysterium lösender Gedanke zu Grunde, verschiedene haben sich aber auch nicht aus den Banden mystischer Naturanschauung und unklarer Spekulation zu befreien gewußt.

Harmonie.



Wenn Du nur klar und richtig fühlst:
Millionenfacher Schwingung Klang,
Du schaffst ihn Dir im Augenblick
Zu Harmonie und zu Gesang.

Bringst Du harmonisches Gefühl
Mit Dir in die Natur hinein:
Ihr ungeheures Chaos wird
Dir Harmonie und Schönheit sein.

Mondes-Liebe.

Holdes Mondlicht! Mildes Leuchten!
Wunderbares Zauberbild!
Sag', was ist das für ein Zauber,
Der aus Deinen Strahlen quillt?

Deute mir das bange Sehnen,
Das Dein Blick in uns erschließt,
Jenes weiche trunkne Träumen,
Das Dein Glanz in uns ergießt!

„Liebe! Liebe ist mein Zauber,
Meines Dankes süße Pflicht;
Denn von ihr, der großen Erde,
Kommt mir erst mein liebes Licht.

Und nun geb' ich ihr zurücke,
Nur mit meiner Lieb' getränkt,
Was mich ihr so herrlich machte,
Was sie liebend mir geschenkt.

Nun erleucht' ich ihre Nächte,
Gebe sanften Frieden ihr! — —"
O — das sind ja Deine Worte,
Mädchen, die Du sprachst zu mir!

Mädchen — Mondlicht meiner Seele!
Holdes, reines Liebes-Bild!
O, nun kenn' ich auch den Zauber,
Der aus Deinem Aug' mir quillt!

Poesie und Heimat.

Ihr Dichter fragt oft: „Was ist Poesie?!“
Und sucht sie auf in weltenfernem Raume
Und jagt ihr nach mit schwelgendem Genie
Und sucht sie auf in süßem Wahn und Traume.

Der Sonne wollt ihr neuen Glanz verleih'n
Und Düfte schenken süßen Blütendolden,
Den Himmel erst zu einem Himmel weih'n
Und wohl das Gold, das reine, noch vergolden.

Jagt durch die Welt, der Dichtung Ahasver
Und keine Heimat kann euch glücklich binden!
Doch Poesie ist immer um euch her
Und in euch selbst müßt ihr die Heimat finden.

Da, horch ein Ton! Wie rasch ist er verrauscht;
Doch wie prophetisch ist sein weites Klingen,
Habt ihr in ihm nur das Gesetz belauscht,
Wonach die Welten sich harmonisch schwingen.

Ein Stückchen Glas, das euch zu Füßen blinkt,
Das sehnsuchtsvoll der Sonne Glanz gesogen —
O Poesie, die sein Gesetz durchdringt:
Der Wolken Pracht, die Pracht der Regenbogen.

Im Tropfen Wasser, der am Glase hängt,
Die Poesie des Ruhens, der Bewegung,
Die jeden Stoff mit Lieb' und Haß getränkt —
So aller Stoffe ew'ge Wechsel-Regung!

Da hier ein Blatt! Wie das poetisch spricht!
O schaut nur recht! In seiner Adern Quellen
Verkündet es ein ewiges Gedicht:
Des Lichtes Strömen und des Lichtes Wellen

Ein Flämmchen hier durch einen Druck der Hand:
Wie strahlt es euch gedankenvoll entgegen,
Habt ihr darin nur das Gesetz belauscht,
Wie sich des Weltalls Wärmekräfte regen.

Die kahle Heide ist ein Mutterschoß
Von ew'ger Schönheit! Schaue nur, o schaue
Auf kahler Heide jenes kleine Moos,
Die Poesie in seinem Wunderbaue!

So Poesie, wo nur ein Odem quellt
Und unsre Heimat, wo sie liebreich waltet;
So ist denn Heimat uns die ganze Welt,
Wenn in uns selbst sich eine Welt gestaltet.

Die Königin der Nacht.

Du kennst das Blumenwerk, das holde,
Das starr der lauten Tageswelt
Sein tiefstes Sein, die glüh'nde Dolde,
Mit scharfem Speer verschlossen hält.

Doch wenn der Nacht erhab'ne Schatten
Mit leisen Schauern niederquell'n,
Wenn Erd' und Himmel sich begatten
In duftgetränkten Mondeswell'n,

Wenn dann die mitternächt'ge Stunde
Durch jede Pflanzenseele klingt
Und mit geheimnisvollem Munde
Den Schlaf der Menschen selbst durchdringt:

Dann schließt das Blumenwerk, das holde,
Sich auf in wunderbarer Pracht;
Dann blüht der Purpurkranz der Dolde
Wie eine Sonne in der Nacht.

Und wie in einem Heiligtume
Zum Kern das reinste Weiß gedrängt:
Das ist der Engel dieser Blume,
Der Düfte streut und Duft empfängt.

Und bei des Morgens erstem Zittern
Schließt sich die Blume wieder zu,
Still hinter den verschloss'nen Gittern
In neuen Schaffens sel'ger Ruh'.

O Blumenwelt! O Zauberblüte!
Wie bist Du doch so sinnig gleich
Des Genius schaffendem Gemüte
Und seiner Brust verschloss'nem Reich!

Perle.

Du warst mir jener schönen Perlen eine:
Ein Geist des Meers, den einst nach grausem Fluch
Der Menschen Hand aus seiner Fluten Haine
An's freche Licht der staub'gen Erde trug,
In nied'rem Dienst zu schmücken, zu bekränzen
Und nun in seinem weißen, feuchten Glänzen
Sich ewig muß nach seiner Heimat sehnen.

Das ist es ja, die Perlen deuten Thränen
Und ach, wie lange mußt' ich so Dich sehn
Und wußte nicht die Heimat Dir zu finden.
Ich konnte nur in Wehmut vor Dir stehn,
Doch ach, den Bann, den grausen, nicht entbinden!
Da kam die Liebe, löste Bann und Schmerz —
Und neue Heimat wurde Dir mein Herz!

Richard Schmidt-Cabanis.

Otto Richard Schmidt wurde am 22. Juni 1838 zu Berlin geboren. Seine Mutter stammte aus der durch den Wilibald Alexis'schen Roman berühmt gewordenen französischen Familie Cabanis, welchen Namen der Sohn später seinem Vatersnamen hinzufügte, um ihm eine individuelle Färbung zu verleihen. Nachdem er die Kgl. Realschule und das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besucht, widmete er sich dem Buchhandel, ging aber 1860 zur Bühne über und wirkte als Charakterdarsteller in Rostock, Köln und Meiningen. Eine Lähmung des rechten Armes unterbrach seine schauspielerische Thätigkeit 8 Monate lang und als sich ein Rückfall einstellte, quittierte Schmidt den Künstlerberuf und — entdeckte nun eigentlich erst recht denjenigen, für den er doch geboren gewesen, den poetischen und journalistischen.

Nachdem er von 1867—69 in der Redaktion der „Viktoria" beschäftigt worden, übernahm er die verantwortliche Redaktion der Glaßbrennerschen „Montagszeitung", welche er, gleichsam der geistige Sohn und Erbe des genannten großen und echtesten Berliner Humoristen, von dessen Tode 1876 an bis heute in ebenbürtigster, kongenialster Weise fortgeführt hat.

„Verstimmte Akkorde" (Grotesk-komische Gedichte, 1868); „Allerlei Humore" (Kom. Novellen und Humoresken, 4 Bde., 1872); „Was die Spottdrossel pfiff. Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes" (Polit.-satir. Zeitgedichte, 1874); „Veilchen und Meerrettich" (Ein Strauß neuer Humore, 1875); „Buntes Nichts" (Neue Humoresken und humorist. Skizzen, 1876);, „Wenn Frauen lächeln" (Allerlei Humore für die Damenwelt, 1876); „Zoolyrische Ergüsse" (Ein Album zwei-vier- und mehrfüßiger Dichtungen, 1876); „Wechselnde Lichter" (Gesammelte Gedichte und poetische Vorträge, 1881).

Nur eine!

Eine Blume aus duftendem Kranze
Führt der brausende Strom daher —
Wirbelt und wirft sie im Wellentanze;
Die jüngst gestrahlt noch in heiterem Glanze,
Sinkt nun entblättert und thränenschwer.

Eine weiße Lilie, nur eine,
Hastig gepflückt in flücht'gem Begehr!
Um das Gewinde im Abendscheine
Weine, unglückliches Kind, ja, weine,
Ach, denn es ist ein Kranz nicht mehr!

Aus dem Geschmeide ein güldener Reifen
Frevelnd gebrochen mit wildem Sinn:
Ob sich die andern blitzend durchschweifen,
Gleißend und glatt ineinandergreifen —
Aber die Kette — sie ist dahin!

Nur ein Stern am Äthergezelte
Ist erloschen, des liebliches Licht
Meines Daseins Dunkel erhellte:
Ob auch der Welt noch ein Himmel gelte,
Ist es doch ewig mein Himmel nicht!

An die Thee-Blüte.

(Aus dem Album eines verliebten Sonnen-Sohnes.)

Silberhell gleißende
Knospe, Du feine,
Jüngst durch den Vollmond ins Leben geküßt,
Segen verheißende,
Schneeige, reine,
Sei mir, o Holde, aufs neue gegrüßt,
Die im narkotischen
Duft die erotischen
Wonnen des ewigen Fo uns erschließt!

Engstens verschwisterte
Blütenverwandte
Stolzer Kamelien, was Tag und Nacht
Leis' ich Dir flüsterte,
Heimlich bekannte,
Was mich so namenlos elend gemacht,
Schließ' es, Du Liebliche,
All' das Betrübliche
Tief in des Kelches verschwiegenen Schacht!

All die unsäglichen
Glühenden Thränen,
All' meiner Seufzer unhemmbares Leid,
Die ich im kläglichen,
Fruchtlosen Sehnen,
Die ich in schmelzender Wehmut geweiht
Ihr, der verblendenden,
Opiumrausch spendenden,
Spröden, unnahbaren Marmormaid!

Doch wenn die prächtige,
Purpurgetuschte,
Braungeschwärzte Göttin Ying-Tschun
Leuchtend durch nächtige
Dunkelheit huschte,
Scheu wie das schillernde Perlenhuhn —
Wenn sie die blitzigen,
Sichelhaft schlitzigen
Demant-Augen auf Dir läßt ruh'n,

Dann all' die Süßigkeit
Ström' ihr entgegen,
Die ich Dir eingehaucht; wolle dann zu
Ihrer Kleinfüßigkeit
Lispelnd Dich legen,
Daß Dich berühre ihr Kolibri-Schuh —
Dann der bestrickende,
Sinnenberückende
Dolmetsch meiner Gefühle sei Du!

Ihr auch im schwellenden
Herzen die Triebe
Regen sich dann wohl so selig bang;

Nimmer den Wellen, den
Heißen, der Liebe
Wehret sie mehr! Mit melodischem Klang,
Wie die verlockenden
Stimmen der Glocken den
Beter, ruft sie den treuen Tschin-Yang!

Ein Toast, den „Damen der Presse“ gewidmet.

Heut', scheints, fühlt ganz in seinem Esse
Der Herr sich der „papiernen Welt“,
Doch einzig, weil die „Frau der Presse“,
Die „Litterätin“ ihm gesellt.
So laßt mich all' die Damen preisen,
Die uns beglückten hier zur Frist,
Denn jede Frau — ich will's beweisen —
Ist ein gebor'ner Journalist.

Laut künden muß es selbst ein Stummer,
Ein Blinder darf's verkennen nicht:
Die Frau schafft unsrer Lebensnummer
Das anmutreichste „Festgedicht“;
Ihr Blick kann als „Depesche“ schwingen
Zum Mannesherzen flugs den Pfad,
's ist ihrer Stimme süßes Klingen
Ein „musikalisch Referat“.

Sie waltet weise im „Lokalen“,
Den „Marktbericht“ beherrscht sie ganz,
Ihr Signum gibt selbst dem fatalen
„Waschzettel“ voller Wahrheit Glanz

Und ihres Worts pikant Geprickel
Hat oft erneuten Reiz verlieh'n
Dem altbewährten Leid-Artikel:
„Ich habe heut' nichts anzuzieh'n!"

Wenn wider Absicht und Verhoffen
Erst spät — „nach Schluß der Redaktion"
Der Gatte abends eingetroffen,
Gehemmt durch . . . Schneefall und Typhon:
Mit liebevoll besorgtem Wesen
Folgt sie der Pflicht erhab'ner Spur
Und ist bereit, ihm sanft zu lesen,
Den „Text" zu seiner „Korrektur".

Energisch widerleg' ich jeden
Und leugn' es scharf und unbedingt,
Daß hier und da die „Kammerreden"
Sie etwas zu ausführlich bringt;
Doch plaudert reizend sie „Vermischtes",
Das uns erfreut, erhebt und rührt —
Und doppelt unsern Geist erfrischt es,
Weil sie sich niemals „dementiert!"

Sie übt geschickt die „inn're Leitung"
(Wobei ich's lobe mit Bedacht,
Wenn für des Hauses „Kleine Zeitung"
Das Mutterherz Reklame macht!);
Sie ist es, die um unser Leben
Ein „Feuilleton" von Rosen flicht;
Nur ein Ressort verschmäht sie eben —
Wir missens' gern, den „Kriegsbericht".

Den Kuß der Ehrfurcht all' Euch Schönen,
Drück' auf die Hand ich drum im Geist,
Und — laßt von Eurer Huld mich wähnen,
Daß Ihr dies nicht . . . „Druckfehler" heißt! —

Ihr Herr'n, füllt an das Glas zum Rande,
Stimmt ein im Baß und im Tenor:
Den Frauen Heil im deutschen Lande —
Heil dreifach unsrem Damenflor!

Winterliche Spatzenbitte.

Insonders hochverehrter Mensch,
Du siehst, die Zeit wird wetterwend'sch;
Der Schnee liegt hoch, kalt weht der Wind,
Das Vöglein darbt mit Weib und Kind.

D'rum bitt' ich wie in jedem Jahr:
Du wollest uns'rer nehmen wahr
Und spenden, was an Korn und Spelt
Von Deinem reichen Tische fällt.

Jed' Krümchen nehmen wir voll Dank
Und sind an Zwitschern und Gesang
Dereinst in holder Sommerzeit
Zu jedem Gegendienst bereit.

Beauftragt vom „beschwingten Chor",
Trug ich Dir dies geziemend vor;
Nun öffne Deines Mitleids Schatz!
Ergebenst
Dein getreuer Spatz.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Der Sänger der warm subjektiv empfundenen, eigen gearteten und geformten, wenn auch das eine zu Grunde liegende Thema etwas lange für den Unbeteiligten verirrenden „Lieder an eine Verlorene“ (erschienen 1878) ist ein preußischer Aristokrat, der Sprößling einer unsrer bekanntesten landsässigen Fürstenfamilien. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, geboren am 8. April 1852, früher kgl. preuß. Leutnant im Kurmärkischen Dragoner-Regiment Nr. 14, jetzt bei der Reserve. Sein Vater, der verstorbene Prinz Karl (vermählt mit der gleichfalls verstorbenen Emilie v. Oppen-Schilden aus Jütland) und des jetzigen Fürst Carolaths Vater, Prinz Ludwig, hatten Beide den früheren Fürsten Heinrich, dem bei seinem Tode 1864 mangels direkter männlicher Erben eben ein Großneffe succedierte, zu ihrem Oheim, so daß der jetzige Fürst und unser Dichter Vettern im zweiten Grade sind. Des letzteren Oheime sind Prinz Ferdinand (durch dessen verstorbene Gattin, Prinzessin Johanna Reuß-Schleiz unser Poet auch ein Neffe der verstorbenen Großherzogin Auguste von Schwerin, resp. des regierenden Großherzogs und unseres deutschen Botschafters in Wien ist), sowie Prinz August, der kgl. preuß. Berghauptmann und Direktor des Ober-Bergamts in Dortmund. Prinz Emil ist das einzige Kind seiner Eltern gewesen und blieb bisher unvermählt.

I.

Einst lag im Walde Frühlingsschein;
Voll seliger Vergessenheit
Durchstreiften wir allein, allein
Der grünen Dämmerung Einsamkeit.

Sie war so schön! In ihrem Blick
Lag' ein Gedicht voll Lieb' und Lust —
Sie strich die Locken still zurück
Und barg das Haupt an meiner Brust.

Und Stille war im tiefen Wald,
Nur weit, von fern der Kuckuck sang —
Sie sprach: Wir sind zu Hause bald;
Mir war der Weg so wenig lang!

Ich bin gewandert jenen Weg
In dunkler Nacht, in dunkler Nacht,
Den Weg, auf dem mir einst so schön
Der Sonnenschein des Glücks gelacht,

Und hinter mir in weiter Fern'
Lag meiner ersten Liebe Zeit,
Vor mir kein Licht, vor mir kein Stern,
Mein Leidensweg so weit, so weit.

II.

Es steht im Walde ein Buchenbaum,
Der wiegt die Krone im Sonnenschein —
Vorüber, vorüber — es war ein Traum,
Nur ihren Namen schnitt ich noch ein.

Ich kam des Wegs an einem Tag,
Wo Winter und Sturm den Wald durchfegt
Und wo der Schnee auf den Zeichen lag,
Die einst ich der Rinde eingeprägt.

Ich mußte weinen vor tiefem Weh,
Wie Kinder weinen, recht wild und laut
Und meine Thränen haben den Schnee
Von ihrem Namen hinweggetaut.

III.

Gewitterwind braust durchs hohe Kamin
Und treibt die Gluten zusammen —
Du Lieben voll Weh, fahr' hin, fahr' hin,
Erstirb' in den roten Flammen.

Um die ich soviel gelitten hab',
Ihr süßen, geliebten Lügen,
Ihr sollt nun finden ein schönes Grab,
Sollt leuchtend in nichts verfliegen.

Noch einmal will ich lesen den Brief,
Den ersten, den Du geschrieben,
Der mich zum rauschenden Walde rief,
Wo Du mir bekannt Dein Lieben.

Ich will auch lesen die Zeilen klar,
Die mich voll Huld und Gnaden,
Nach einem ganzen vollen Jahr
Zu Deiner Hochzeit geladen . . .

Vorüber! Fahrt wohl! Die Flamme greift an
Und wie in unendlichen Schmerzen
Erglühen und bäumen sich wild hinan
Die Worte aus Deinem Herzen.

Und ein blendender Glutstreif reißt sie fort,
Dann noch ein weiß wirbelnder Schimmer . . .
Was ich erkannt hab', das letzte Wort,
Es lautete: „Dein auf immer".

IV.

Es graut der Morgen, die Hähne schrei'n,
Ich fahre aus wilden Träumen empor —
Was ist Dir geschehen, wo magst Du sein,
Du Heißgeliebte, die ich verlor?

Ich sah Dich tanzen bei Kerzengeflirr
Nach einer wildgellenden Melodie,
Dein Antlitz war starr, Dein Auge war irr,
So blaß und so elend sah ich Dich nie.

Wohl blitzten Sterne in Deinem Haar
Und um Dich wogte ein Atlaskleid,
Auf Deinen Lippen ein Lächeln war,
Doch lalltest Du Worte voll Hohn und Leid.

Du mußtest tanzen in einem fort,
Du wardst gerissen hinab, hinauf,
Dein Blumenstrauß war verwelkt, verdorrt
Und Deine Thränen fielen darauf . . .

Es graut der Morgen, die Hähne schrei'n,
Ich fahre aus wilden Träumen empor —
Was ist Dir geschehen, wo magst Du sein,
Du Heißgeliebte, die ich verlor?

V.

Bei Bügelklirren, bei Roßgeschnaub',
Wie stößt der Wind durch die Tannen!
Fern über den Wegen zieht der Staub
Und von den Bäumen wirbelt das Laub —
So reitet sichs gut von dannen!

Was wendest den Kopf Du, mein schlanker Hengst
Und schaust in die dämmernden Weiten?
Erkennst Du den Weg, den wir mieden längst
Und hemmst den Schritt, weil Du gedenkst
Der alten, der seligen Zeiten?

Wir zogen des Wegs so manches Mal —
Das Wild stand weit auf den Feldern,
Es rauschte der Fluß und es schwieg das Thal
Und ein leuchtender blauer Vollmondstrahl
War rings auf den schlafenden Wäldern.

Und drunten lag weiß und kerzenhell
Das Schlößchen im Buchenhage;
O hallende Brücke! O Hundegebell!
Wie stürmt' ich die Treppen so windesschnell
Mit pochendem Herzensschlage!

Du harrtest am Thore, gedeckt und warm,
Auf schneeigen Marmorfliesen
Und ich hielt ein schauerndes Liebchen im Arm —
O Glück ohne Reue! O Leben so arm
Gegen einen Traum, wie diesen!

* * *

Nun schimmert kein Licht durch die Zweige mehr,
Nur die Brunnen plätschern im Grunde;
Es steht das Schlößchen verlassen und leer
Und die Jugend ist aus und das Leben zu schwer
Seit jener einzigen Stunde . . .

Es ziehen die Wolken, ein Wetter droht
Und wir beide, mein Hengst, wir traben
Über die Heide ins fliegende Abendrot
In die Nacht hinein, in den Kampf, in den Tod
Und wir wollen's nicht anders haben.

Karl Schultes.

Geboren am 9. Juli 1822 im Schlosse Triesdorf bei Ansbach als Sohn eines Militärarztes, wurde Kadett in München, trat mit 18 Jahren als Offizier in die bayrische Armee, vertauschte dann aber das Waffenhandwerk mit der Bühnenkunst. Er machte am kgl. Hoftheater zu München 1849 seine ersten schauspielerischen Versuche, wirkte seit 1850 als jugendlicher Held und Liebhaber in Leipzig, Graz, Regensburg, wo er eine Zeitlang auch Direktor, und Meiningen, wo er zuletzt auch Regisseur war. Seit 1857 am Braunschweiger Hoftheater engagiert, übernahm er 1867 nach dem Tode von Schütz auf Befehl des Herzogs die artistische Leitung dieses Instituts, trat am 1. Oktober 1872 eines Zerwürfnisses wegen in Ruhestand, lebte kurze Zeit in Bremen und wirkt seit 1. April 1873 von neuem in einer leitenden Stellung (als Oberregisseur) am Kgl. Theater zu Wiesbaden. Durch seine 1845 in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichten „Landsknechtslieder" und „Reiterlieder" verschaffte Schultes seinem Namen zuerst, einstweilen unter der Benennung: „Der alte Landsknecht", einen guten Klang, auch wurde er damals Mitglied des Münchner Dichtervereins, dessen Schriftführer er längere Zeit war.

„Gedichte und Lieder" (von L. Uhland geordnet und empfohlen, 1851); „Der alte Komödiant". (Novelle in Versen, 1853); „Reklame" (Roman, 2 Bde., 1867); „Süd und Nord" (Gesammelte Novellen, 2 Bde., 1870); „Uhlenspegel II." (Humor. Erz. a. d. Zeit des 7jährig. Kriegs); „Eine lebende Leiche" (Komischer Roman). Außerdem für die Bühne: „Liebesprobe" (Zaubermärchen); „Der treue Page" (Lyr.-Drama); „Brunswick's Leu, stark und treu" (Histor. Schauspiel zur 1000jährigen Jubelfeier der Stadt Braunschweig 1861); die Lustspiele: „Flitterwochen", „Ein Roman in 10 Bänden", „Der selige Herr Vetter", sowie mehrere Operntexte.

Quelle und Gemüt.

Aus einem Felsen sprang ein Quell,
Des Farbe rein und silberhell
Und als er aus dem engen Thal
Hinaus kam in die weiten Auen,
War unter aller Bäche Zahl
Er als der lieblichste zu schauen.

Da kam von einer Seite her
Ein trüber Bach, der brauste sehr
Und stürzt' sich in den hellen 'nein,
Erregt' und trübte seine Welle;
Doch bald war dieser wieder rein
Und floß voll Ruh, wie an der Quelle.

So auch das menschliche Gemüt
Ein trüber Strom gar oft durchzieht;
Doch ist es wahrhaft gut und treu,
So wird's bald wieder helle werden:
Ich wüßte nicht, was edler sei,
Als solch ein treu Gemüt auf Erden.

Es liegen eingesenkt die Jugendtage.

Es liegen eingesenkt die Jugendtage,
Die glücklichen, so wie auch die mit Leiden,
In eines Weltmeers unermess'nen Weiten,
Und ruh'n in diesem dunklen Sarkophage.

Und wenn ein Mensch die härt'ste Bürde trage,
Soll er im Geist zurück zur Jugend schreiten,
Gedenken jener kindlich frohen Zeiten:
Verschwinden wird dann manche herbe Klage.

Aus der Erinn'rung Grunde wird sich heben
Manch Glück, manch freier Tag im Erdenleben,
Wie eine Wunderblum' aus Meerestiefen.

Doch wenn die Seelen einstens frei entschweben,
Welch frohes Staunen wird es dann erst geben,
Sehn wir die Schätze, die am Grunde schliefen!

Ave Maria.

Im Glockenstübchen vom Klosterhaus,
Da läuten zwei Schwestern Gebet,
Die junge schaut sehnend zum Fenster hinaus,
Gefühllos die alte steht.

Ein Hornton schallet das Thal entlang,
Leis, leiser — jetzt ist er entfloh'n.
Die alte hängt ruhig hinauf den Strang,
Die junge lauscht noch auf den Ton.

Adolf Schults.

Geboren am 5. Juni 1820 in Elberfeld als Sohn eines Leinewebers, lebte daselbst als Komptoirist in einem Handlungshause, starb nach längerem Leiden und einem Leben voll Familiensorgen, denen sich Freudlosigkeit an seinem Beruf gesellte, am 2. April 1858. „Gedichte“ (1843), „Märzgesänge“ (25 Zeitgedichte, 1848), „Lieder aus Wiskonsin“ (1848), „Leierkastenlieder“ (1849), „Haus und Welt“ (Neuere Gedichte, 1851), „Zu Hause“ (1852), „Der Harfner am Herd“ (1857). Außer diesen Gedichtsammlungen oder vom Verfasser selbst so genannten „lyrischen Cyklen“ auch noch zwei epische Schöpfungen: „Martin Luther“ und „Ludwig Capet“. Adolf Schults war so recht eigentlich ein Sänger des Hauses, der Familie. Er hat die Szenen der Kinderstube uns vorgeführt und vieles, was an und für sich trivial, ärmlich und traurig erscheint, zu dichterischer Schönheit emporgehoben. Es lebte in ihm eine ungemeine Innigkeit des Empfindens und der Drang, die Prosa, ja die Misere des Lebens noch mit dem Schimmer einer idealeren Welt zu überkleiden. Freilich verfiel er hier und da ins Sentimentale, auch war seine Form oft zu kunstlos.

Sonntag, Sonntag.

Sonntag, Sonntag! Horch, der Glocken
Lieblich lockender Ton erschallt!
Wie sie Dich zur Kirche locken,
Locken sie mich zum grünen Wald.

Wie verschieden die Wege scheinen,
Einem Ziel doch streben sie zu,
Denn den Ewigen, Einzig-Einen
Suchen wir beide, ich und Du.

Gar verschiedene Wege sind es,
Doch sie führen zu einem Ziel:
Mir erscheint er im Säuseln des Windes,
Dir im wogenden Orgelspiel.

Abends, wenn die Kinder mein.

Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn alles nachgelallt,
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leis' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O, dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen!

Staubige Bibel, Du Erbteil mein.

Staubige Bibel, Du Erbteil mein,
Mir vom Vater gelassen!
Nimmer bis heute fiel mir's ein,
Mich mit Dir zu befassen.

Staubige Bibel, im alten Schrein
Lagst Du vergessen, verloren!
Siehe, da hat mein Töchterlein
Dich zum Schemel erkoren!

Gottessegen siebenfach.

Gottessegen siebenfach
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schön'rer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei —
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send', o Sonne, den hellsten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß sie wachsen und gedeih'n,
Meine blühenden Sieben!

Gönn', o Erde, den freiesten Raum
Allen zum Entfalten,
Daß sie reihen sich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

Ludwig Seeger.

Geboren am 30. Oktober 1810 zu Wildbad in Württemberg, studierte in Tübingen Philologie und Theologie, war Lehrer in Bern, widmete sich aber später in Stuttgart wissenschaftlich-litterrarischen Studien, während er zugleich als Landtagsabgeordneter und Ausschußmitglied des Nationalvereins eine Rolle in der Politik spielte. Gestorben am 22. März 1864. — Werke: Übersetzungen von Beranger, Viktor Hugo, Shakespeare 2c., außerdem „Gesammelte Dichtungen" (1863, 1. Bd.: Liederbuch, 2. Bd.: der Sohn der Zeit, bereits 1843 und 1847 zweimal erschienen).

Der Fink auf der Trauerweide.

Hoch auf die Trauerweide schwang
Der Finke sich, früh schon munter.
Vom höchsten, dünnsten Wipfel sang
Er seelenvergnügt herunter.

In Blättern und Zweigen, ernst und lang
Herabgesenkt, erbebte
Die Weide, wie mit seinem Sang
Der lustige Schalk sie umschwebte.

Die Trauernde, sie stand verletzt,
Gestört in schmerzlichem Sinnen:
Doch wußt' ein fröhliches Säuseln zuletzt
Der Sänger ihr abzugewinnen.

Ein Heftchen Lieder.

Ein Heftchen Lieder — ins Wasser ein Stein!
Ein kurzes Schäumen und Sprudeln!
Und glatt ist wieder der Strom und rein,
Der Stein begraben in Strudeln.

Und keine Libelle sieht nur her
Und von den Fischen allen
Denkt keiner des bunten Steinchens mehr,
Das eben ins Wasser gefallen.

Doch waren's vielleicht nicht Kiesel allein,
Die die Wogen verschlungen haben:
Vielleicht ist auch ein Edelstein
Mit in den Wellen begraben.

Der Frühling.

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau,
Er fliegt dahin zu stolzen Siegen
Und läßt des Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.

Da seid ihr einmal fehlgerannt!
Als ob er das nicht baß verstände:
Der Winter ist dort festgebannt
Und ballt vor Wut die starren Hände.

Unmächtig schaut herab sein Zorn
Auf den verwegenen Gesellen
Und seiner grimmen Thränen Born
Kann nur des Frühlings Adern schwellen.

Die Stürme sie tanzen.

Die Stürme, sie tanzen im lustigen Saal,
Aufspielen die Pfeifer, die Winde, zumal,
Sie schwingen die Bräute durch's taumelnde Haus
Und löschen die gaffenden Lichter aus.

Sie wiegen und kosen die Wolkenjungfrau'n,
Bis Morgenblitze ins Dunkel schau'n —
Die Dirnen erwachen, die Locken zerwühlt;
Verrauscht sind die Töne, der Taumel gekühlt.

Die Junker grüßen mit gellendem Mund
Und zieh'n in die Weite zur selben Stund';
Hinunter zur Erde die Mägdlein sah'n
Und huben in Strömen zu weinen an.

Du schlugst die Augen sittsam nieder.

Du schlugst die Augen sittsam nieder
Und Glut bedeckte Stirn und Wange,
Ein Beben fuhr durch Deine Glieder:
Ich sah Dir's an, Dir war so bange.

So bange, wie dem scheuen Kinde,
Das niemals noch ein Schiff bestiegen
Und doch wie süß, im Morgenwinde
Sich auf der Liebe Kahn zu wiegen!

Und wie wir kaum zusammen saßen,
Da schlugst Du herzhaft in die Hände;
Indem wir froh die Flut durchmaßen,
Nahm Händedruck und Kuß kein Ende.

Die Morgensonne winkt in die Fern'.

Die Morgensonne winkt in die Fern'
Und lacht mir mit gnädigen Mienen,
Sie kommt mir ins Zimmer, sie hätte mich gern
Zur Thüre hinausgeschienen.

Schwül ist die Stadt und verdorben die Luft,
Die brütet über den Gassen;
Hinaus zum Thor aus dem Moderduft
Bestäubter Häusermassen!

Am Morgen spielt mir im Haare der Wind,
Als wollt' er ins Freie mich ziehen,
Am Abend kost er mich kühl und lind,
Mit ihm ins Weite zu fliehen.

Und wo eine rauchende Säule steigt,
Sie winkt mir, mich frisch zu ermannen
Und wo auf den Strom ein Segel sich zeigt,
Das flattert und lockt mich von dannen!



Franz Xaver Seidl.

Geboren am 5. Juni 1845 in Stadt am Hof bei Regensburg, studierte in München Philosophie und neuere Sprachen, war seit 1871 Lehrer an der Kgl. Realschule zu Neuburg a. d. Donau und ist seit 1878 Professor am Kgl. Gymnasium zu Regensburg.

„Eichenlaub" (Zeitgedichte, 1871); „Dichtungen vom Morgenlande" (1872); „Das Jahr in Dichtungen" (1878); „Vergißmeinnicht" (Lieder und Gedichte, 1879); „Neue Gedichte" (1881). — Außerdem: Reisebekanntschaften" (Singspiel); „Gewitter im Ehestand" (Lustspiel); „Die Tarquinier" (Tragödie, noch ungedr.); „Jean-Marie" (Schauspiel a. d. Franz.); „Graf Alexander von Württemberg" (Litt.-histor. Skizze); und ein Prachtwerk: „Fürstliche Poeten", das zum Herbst in veränderter Ausgabe erscheint.

Wie grüß' ich recht Dich, Muse meiner Tage,
Die mich durch's Leben treu geleitet hat,
Die mir in Nächten oft der schwersten Klage
Den Glanz der Tröstung froh bereitet hat.
O wolle Deine Flügel um mich spannen,
Arm wär' dies Dasein, zögest Du von dannen.

Das reinste Glück, vom Himmel selber droben,
Den Strahl des Friedens hast Du mir gebracht,
Mit Frühlingsschauern Lust und Leid umwoben,
Die Fremde traut, die Heimat froh gemacht.
So oft Dein Hauch nur nahe mir getreten,
Fühlt' es mein Herz wie andachtsvolles Beten.

Wie dank' ich Dir, dem Schutzgeist meines Lebens,
Für alle Huld, die mir Dein Kuß erschloß? —
Ich weiß es! Ach tiefinnersten Erbebens
Erkenn' ich's wieder, was mein Herz durchfloß,
Seit sie auf meinem Weg mir durft' erscheinen:
Mit ihrem Namen nenn' ich Dich, dem reinen.

—

Wohl unvergänglich sind die hohen Wonnen,
Mit denen Du beseligt mich so reich.
Sie dauern fort, ob Jahr um Jahr verronnen,
Und ihrer Herrlichkeit kommt eins nur gleich,
Dir, Genius, brauch' ich's nimmer zu verschweigen:
Das Heil des jungen Glücks, seit sie mein eigen,

Nach manchen Tages ruhelosem Ringen
Mich zu Dir flüchten, was mich quält, Dir sagen,
Mit Dir zu jubeln und mit Dir zu klagen,
Mit Deinen Küssen meinen Schmerz bezwingen;

Oder allein in stiller Kammer singen
Von Deiner Liebe und von gold'nen Tagen;
Mein Herz auf Sehnsuchtsflügeln zu Dir tragen
Und tausend Grüße Dir im Lied zu bringen:

Das war mein Glück! Am ganzen Erdenrunde
Hab' ich kein schöneres jemals besessen,
Als das Genießen mancher solchen Stunde.

Das macht mich stolz, das macht mich selbst vermessen,
Denn auch mit des Verlustes herber Wunde
Bleibt eins gewiß: Du kannst mich nicht vergessen!

Die lieblichste Gabe,
Die Götter den Menschen
Auf Erden verliehen,
Das ist der Gedanke.
Ihn zwängt keine Zeit,
Kein Raum, keine Schranke;
Auf Flügeln der Ewigkeit,
Unsichtbar, unbeirrt,

Eilt er an's Ziel;
Über stürmende Meere
Fährt er geborgen,
Durch's Grauen der Wetter
Geht sicher sein Pfad;
Ihn schreckt keine Ferne,
Kein Berg, keine Schlucht
Und selber der Traumgott
Dient ihm in Treue.
So wandelt er hin,
Ein glückselig Geheimnis,
Kein Antlitz verrät ihn,
Kein Auge erspäht ihn,
Nur manchmal die Thräne
Verkündet sein Weilen
Und selig die Lieb',
Die da weiß, daß er kommt,
Denn mit heiliger Inbrunst,
Süßschauernder Wonne,
Naht er der Seele
Und haucht sie an.

Er gehört uns ganz.
Es raubt ihn dem Herzen
Kein irdisch Getriebe,
Kein Leid der Trennung,
Kein Jubel des Glücks.
Selbst über den Tod
Triumphiert er; nur mächt'ger
Umfaßt er in Treu,
Was dem Leben verloren
Und bleibt aller Sehnsucht
Alleiniger Trost.

Ein voller Tag ist wieder hingeflossen
  Und da es Nacht wird, bin ich nun allein;
In Deiner Nähe hab' ich ihn genossen,
  Noch hüllt mich Deiner Anmut Zauber ein.
Ich zehre noch von den vergang'nen Stunden
  Und eh' ihr letzter Hauch entflogen ist,
Reiß' ich die Binde nochmal von den Wunden,
  Damit ich nochmal fühl', was Du mir bist.

Bald fährt der Herbst hernieder in die Lande,
  Wenn drauß' die Rose welkt, sind wir getrennt —
Und ahnungslos zu Deiner Heimat Strande
  Nimmst Du die Sehnsucht mit, die in mir brennt.
Es soll kein Wort, kein Blick darf es Dir sagen,
  Wie viel des Glücks Dein Liebreiz mir beschied
Und keinem will das süße Leid ich klagen,
  Als nur der stillen Nacht und diesem Lied.

O denkst Du noch daran? — Es rauschte fern das Meer,
Ein weicher Hauch ging durch die Pinien um uns her,
  Am Himmel glänzten Millionen Sterne.
Ein süßer Abend war's, wir waren beid' allein,
So saßen glücklich wir im holden Dämmerschein
  Und jeder bange Traum erschien uns ferne.

O denkst Du noch daran? — Allmählich kam die Nacht,
Der zarte Duft ringsum, die märchenstille Pracht
  Und Deine Anmut hat den Bann gebrochen.
Vom Herzen löst' sich leis, was wir schon längst gewußt
Und das Geheimnis rang sich endlich aus der Brust,
  Das sel'ge Wort blieb nicht mehr ungesprochen.

O denkst Du noch daran? — Das Lied ist viel zu arm,
Mein Glück zu schildern, das von Deinen Wangen warm
Mir quoll, wie Du erfüllt von süßem Beben;
Ich küßte Deinen Leib, die Locken Deines Haar's,
Wir waren beid' allein, ein süßer Abend war's
Und süß die Lust, die Deine Lieb' gegeben.

Karl Siebel.

Geboren am 13. Januar 1836 in Barmen, erlernte er die Handlung im väterlichen Geschäft, war dann drei Jahre lang auf Reisen, den kaufmännischen Beruf hintenansetzend, kehrte 1860 in die Heimat zurück, wurde brustkrank, für welches Leiden er vergeblich in Madeira Heilung suchte und starb am 10. Mai 1868.

„Gedichte" (1856), „Arabesken" und „Lyrik" (eine zweite und dritte Sammlung Gedichte, 1862 und 1866), außerdem zwei erzählende Dichtungen: „Jesus von Nazareth" und „Tannhäuser", ein Roman: „Religion und Liebe", „Dichtungen zur Shakespearefeier der Künstlergesellschaft Malkasten in Düsseldorf" (1864), sowie eine Anthologie „neuer Blüten rheinischer Dichtkunst" unter dem Titel: „Gruß aus Rheinland". Eine Zusammenstellung der meisten lyrischen Schöpfungen Siebels, nebst dem Nachlaß, besorgte Emil Rittershaus: „Dichtungen" 1876).

Deine Sterne.



Verlasse Deine Sterne nicht!
Sie sind vom Ew'gen Dir gegeben,
Daß sie, ein leitend, leuchtend Licht,
Dich führen durch das dunkle Leben.

So lang sie friedlich auf Dich schau'n,
Blüht auch in Dir die Blume: Frieden;
So lang Du ihnen kannst vertrau'n,
Ist auch Vertrauen Dir beschieden.

Bald ists ein Mädchenangesicht,
Bald sind's der Mutter teure Mienen;
Verlasse Deine Sterne nicht —
Denn alles Glück läßt Du mit ihnen.

Gebet.

Einzig Großer, vor Dir steh' ich,
Vor dem, der die Welten schafft;
Allerzeuger, zu Dir fleh' ich,

Nicht um Vergebung, nicht um Frieden,
Nicht um Bewahrung vor Leidenschaft,
Nicht um stilles Glück hienieden —
Unerschaff'ner, ich fleh' um Kraft!

Der Holzhacker.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühsten Morgen
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trocknet sanft, sie trocknet leis
Die furchenreiche wieder.

So haben sorgen sie gemußt
Seit langen, harten Jahren
Und keiner hat es wohl gewußt,
Wie glücklich beide waren.

Mama bleibt immer schön!

Durch's grünumrankte Fenster blickt
Die Sonne ins Gemach;
Großmutter sitzt und nickt und strickt,
Sie nickt den ganzen Tag,

Ihr Haar ward weiß, es grub die Zeit
Viel tiefe Furchen ein;
Zu ihren Füßen tändelnd kniet
Ihr jüngstes Enkelein.

„Was nickst Du denn so immerzu?“
Die kleine Unschuld spricht,
„Großmutter! gar nicht schön bist Du!
Dein Haar gefällt mir nicht —
Und über'm Auge auf der Stirn
Die große Falte da!
Es ist Mama viel schöner doch!
Wie schön ist doch Mama!“

Großmutter sieht den Liebling an:
„„Schönheit vergehet bald!
Das Alter hat's mir angethan
Und auch Mama wird alt!““
„Mama?“ — Des Kindes Aug' umzieht
Ein Hauch von Kümmernis —
„O nein! Mama bleibt immer schön!
Das weiß ich ganz gewiß!“

Das haben sie mir in den Augen gesehn.

Das haben sie mir in den Augen gesehn!
Drum fragten sie alle: „Was ist Dir geschehn?“
Und fragen lachend: „Ist schwarz sein Haar?
Ist dunkelfunkelnd sein Augenpaar?
Was sagt er Dir denn, wenn so gut er Dir spricht?“
Laßt mich allein! O laßt mich gehn!
Ich sag' es nicht!

Es kam in die Seele des Frühlings Luft
Und baute sich Wohnung in meiner Brust!
Sein Auge sah in mein Herz hinein,
So strahlt vom Himmel kein Sonnenschein,
So selig beglückend, so mild und so licht —
Laßt mich allein! O laßt mich gehn!
Ich sag' es nicht!

Vom Vergessen.

Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Ich hab' mich gerissen vom Mutterschoß,
Ich hab' mich gewunden von Freunden los,

Ich habe der Untreu' Teufel geseh'n
Und die Liebe mußte zu Grabe geh'n,

Ich habe geweinet in stiller Nacht,
„Nun sei es vorüber!" hab' ich gedacht —

Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Entgegnung.

Daß krank ich geworden, ich trag', wie ich's soll!
Was klagt ihr so mitleids-, so vorwurfsvoll;
„O hättest Du nicht! O hättest Du nicht,
Es wäre so bleich nicht Dein Angesicht!
O hättest Du nicht!"

Nun wohl denn, ich sag' euch: Mein Lenz hat geblüht,
Der Wein hat geschäumet, das Herz hat geglüht!
So habe ich doch! So habe ich doch!
Des freut sich die Seele und jubelt noch:
So habe ich doch!

M. Solitaire.

Angenommener Name für Woldemar Nürnberger, geboren am 1. Oktober 1818 zu Sorau in der Niederlausitz, studierte in Berlin, Halle, Leipzig, promovierte zum Dr. med., machte größere Reisen ins Ausland und lebte dann als praktischer Arzt in Landsberg an der Warthe, wo er am 17. April 1869 starb.

Werke: „Josephus Faust“ (Epische Dichtung, 1842); „Die Erben von Schloß Sternenhorst“ und „Signor Satans erste Liebe“ (2 Erzählungen, 1846); „Bilder der Nacht“ (Lyrische und lyrisch-epische Dichtungen, 1852); „Die Tragödie auf der Klippe“ (Novelle, 1853); „Die Fahrt zur Königin von Britannia. Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim fragmentarisch dargestellt“ (Novelle, 1854); „Trauter Herd und fremde Woge“ (Seenovellen, 1856); „Koralla“ (hum. Stadtgeschichte, 1856); Dunkler Wald und Gelbe Düne“ (2 Novellen, 1856); „Das braune Buch“ (Novellen, Phantasiestücke und Historien, 1858); „Celestens Hochzeitsnacht“ (Ländl. Gemälde, 1858); „Erzählungen bei Nacht“ (Novellen, 1858); „Erzählungen bei Licht“ (Novellen, 1860); „Diana Diaphana oder Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein“ (Phantast. Roman nach alter Chronika, 3 Bde., 1863); „Erzählungen beim Mondenschein“ (Neue Novellen, 1865). Die Sonderlingsnatur und Originalität M. Solitaire's offenbaren alle seine Novellen, aber am meisten doch sein phantastisches Hauptwerk, die geheimnisvoll reizende „Diana Diaphana“. Gutzkow nannte ihn den „Salvater Rosa der Poesie.“ Wer ihn den neuen Callot-Hoffmann nannte, hat wahrlich auch nicht Unrecht. Daß er ein Dichter von wirklichem, seltenem Talent war, ist kein Zweifel, nur bildete sich dies Talent vielfach in eigentümlich manierlicher Weise aus. Urteilen wir recht, so zeigt sich die barockgeartete, doch bedeutende poetische Begabung auch in den hier mitgeteilten lyrischen Gedichten.

Es ist nicht ganz so leicht.

Es ist nicht ganz so leicht, als Gott sich zu empfinden,
Wenn man so schwer an Erdenfesseln trägt;
Es ist nicht ganz so leicht, die Schmerzen zu verwinden,
Wenn täglich sich aufs neu' die Wunde schlägt;
Es ist nicht ganz so leicht, ein sich'res Glück zu gründen,
Wenn das Gerüst der Sturm stets niederfegt;
Die Ruh' in Deiner Brust wird sich nicht eher finden,
Als bis sich all' die stolzen Well'n gelegt;
Der, welcher von dem Baum die Rinde auch will schinden,
Ist's nimmer wert, daß er ihm Früchte trägt;

Und der hat's wohl verdient, auf ewig zu erblinden,
Der nie den Blick ins eigne Inn're schlägt.
Wie sollen, denket Ihr, die Kohlen sich entzünden,
Wenn niemand an dem Blasebalge regt
Und wie kann lauten Schall je die Dromet' verkünden,
Wenn keine Lippe sich ans Mundstück legt?
Es ist nicht ganz so leicht, sich in die Welt zu finden,
Wenn man ihr Urbild nicht im Herzen trägt;
Es ist nicht ganz so leicht, den Kreis zu ründen,
Wenn man den Zirkel nimmer bei sich hegt!

Ein Selam.

Einen Selam will ich meinem Einz'gen schicken,
Viele Blumen muß ich darum knicken.
In dem Garten will ich auf- und niedergehn,
Wo die Abendlüfte in die Kelche wehn.
Taubeperlte Rosen, die so lockend nicken,
Will dem Friedenskranz zuerst ich pflücken.
Purpurn sind sie gleich dem Abendgold,
Das in lichten Wogen dort am Himmel rollt.
Bleiche Lilien, die den Sternen sich erschließen,
Mögen dieser Rosen Mund begrüßen.
Zween Violen, die dort einsam beben,
Mögen dann sich meinem Kranz verweben.
Der Päonie hochgeschwellter, glüh'nder Mund
Mach' des Friedenskranzes Purpurgrund.
Rosen sprechen: In dem Abendscheine,
Soll er gehn zu jenem Pinienhaine,
Unter eines Schleiers Lilienweben
Soll'n zwei dunkle Augen schmachtend sich erheben,

Ein päonienroter, glüh'nder Mund
Thu' ihm lispelnd meine Liebe kund.
Und mit Golddraht ist der Kranz gebunden:
Bleibe, bis die Sonne uns gefunden.

Vom Berg am Abend.

Daß Dir stille Sehnsucht folge, wie die Schleier Dich umwehen,
Geisterartig, unbeachtet, Lockenmädchen, laß geschehen.
Ferne Du im Abendlichte, meine süße Augenweide,
Solchen milden Hang der Seele von dem Sohn der Wüste leide.
Die Cypresse zu der Quelle senket nieder ihre Zweige:
Also, Du Gebenedeite, dem bescheid'nen Wunsch Dich neige.
An den Quellen Deiner Augen, an den Bächen Deines Traumes
Laß mich still gebeuget stehen, gleich dem Stamm des Trauerbaumes.

Vor Allem lerne Du Dein Schifflein richtig steuern.

Vor allem lerne Du Dein Schifflein richtig steuern
Und lerne Du Dein Ruder tüchtig lenken:
Des Lebens stürm'sche See ist voll von Ungeheuern,
Von Klippen und dem Schiffbruch günst'gen Bänken;
Am Strande schimmert es von vielen falschen Feuern,
Dein Aug' vom Kompaß irrend abzuschwenken
Und wenn Du auch, um hier ein Gleichnis zu erneuern,
Verstanden es, der Scylle auszulenken,
So wird die Circe doch ihr zaubrisch Locklied leiern
Und die Charybdis endlich Dich ertränken.

Ich küßte Dich, Du hattest nichts dawider.

Ich küßte Dich, Du hattest nichts dawider,
Dein süßer Mund sah mich so lieblich an,
Am Rosenstamm sankst neben mir Du nieder,
Ich denk' so oft, so oft daran.
Wie seh' ich Dich und wann Dich wieder?
Ich wandle einsam meine ferne Bahn,
Das öde Leben macht mich müd' und müder,
Sag'! Blüht's am holden Rosenstamm schon wieder?
Da küßt' ich Dich, o, ich denk' oft daran!
Die Zeit verfliegt, bald drückt das Alter nieder,
Dann schäumt nicht Glut des Weins mehr, nicht der Lieder,
Dann zieht's nicht mehr am Rosenstamm uns nieder!
Ich küßte Dich, Du hattest nichts dawider.

O laß doch alles gehen wie es mag.

O laß doch alles gehen wie es mag
Und laß doch alles geh'n zu jeder Stunde,
Wenn nur erst die, die Dir im Herzen lag,
Auch liebespendend hangt an Deinem Munde.

Wenn nur erst die, die Dir Dein Traum gebar,
Sich sinnlich, körperlich vor Dir gestaltet
Und das, was Dir bis jetzt ein Wunder war,
Zur schönen Wirklichkeit sich hold entfaltet.

Friedrich Spielhagen.

Geboren am 24. Februar 1829 in Magdeburg, verlebte seine Jugend in Stralsund, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1847 in Greifswald, Berlin und Bonn anfangs Medizin, später Philologie und Philosophie. Kurze Zeit Hauslehrer, war er in den 50er Jahren Lehrer am Hauschild'schen „Modernen Gesamt-Gymnasium" in Leipzig, wo er auch seine litterarische Thätigkeit als vorzüglicher Übersetzer (z. B. Emersons, Jules Michelets — „Die Liebe", „Die Frau", „Das Meer") begann. 1860—62 redigierte er das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover und siedelte dann nach Berlin über, wo er als einer der berühmtesten und gefeiertsten deutschen Romanciers der Gegenwart bekanntlich noch lebt. Auch ist er seit einigen Jahren Herausgeber (und Chef-Redakteur) der Westermann'schen „Illustrierten Monatshefte".

Novellen und Romane: Klara Vere (Novelle), Auf der Düne (Novelle), Problematische Naturen (das Werk, das seinen Ruf begründete, 4 Bde., zuerst 1861), Durch Nacht zum Licht, In der zwölften Stunde, Röschen vom Hofe, Kleine Romane (5 Bde.), Die von Hohenstein, In Reih' und Glied, Unter Tannen (2 Novellen), Hans und Grete (Dorfgeschichte), Die Dorfkolette (Erzählung), Hammer und Ambos, Deutsche Pioniere (Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert), Allzeit voran, Was die Schwalbe sang, Ultimo (Novelle), Sturmflut, Das Skelett im Hause (Novelle), Platt Land, Quisisana, Angela.

Außerdem: „Vermischte Schriften" (2 Bde., 1864—68); „Aus meinem Skizzenbuche" (1874); „Liebe für Liebe" (Schauspiel, 1875); „Hans und Grete" (Schauspiel unter Benutzung der gleichnamigen Novelle, 1876); „Der lustige Rat" (Lustspiel, 1877); „Von Neapel bis Syrakus" (1878); „Skizzen, Geschichten und Gedichte" (1881).

Sammel-Ausgaben: „Gesammelte Werke" in 21 Bänden (1866—67) und „Sämtliche Werke" in 10 Bänden (1871) — neue Ausgabe in 11 Bänden (1871—74).

Das zweite und dritte der von uns mitgeteilten Gedichte finden sich in einer Erzählung in Versen: „Entsagen", welche zuerst Rodenbergs „Deutsches Magazin" (in den 60er Jahren) zum Abdruck brachte.

Des Lebens Mai.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder" —
So sprachst auch Du in thränenreicher Stunde,
Doch heilt von selbst des Hirsches tiefe Wunde,
Nach langer Dürre, träuft der Regen nieder.

In jedem Lenz erschallen neue Lieder,
Es lauschen froh der wonnevollen Kunde
Die Felder und die Wälder in der Runde,
Die Veilchen sprießen, köstlich prangt der Flieder.

Und wenn in der Natur ein ewig Streben,
Zu überwinden Not und Tod und Schmerzen,
Wähnst Du, daß es mit Dir ein andres sei?

O nimmermehr! Ein tausendfältig Leben
Regt glühend sich in Deinem edlen Herzen
Und jede Liebe ist „des Lebens Mai.“

O hätt' ich Dich gekannt —

O, hätt' ich Dich gekannt, ein wildes Ding,
Ein trotzig Mägdelein von sechzehn Jahren,
Eh' noch des Lebens Jammer Du erfahren,
Eh' noch geschlossen Deines Schicksals Ring!

Als wirr das Haar Dir um die Stirne hing,
Die kindlich reine; holde Engelscharen
Die keuschen Bilder Deiner Träume waren,
Wenn Dich der leichte, ros'ge Schlaf umfing!

O, hätt' ich Dich gekannt in jener Zeit!
Ich hätte Dich erfaßt mit starken Armen,
Dich mir geraubt für alle Ewigkeit.

Mit meiner Brust, der mut'gen, liebewarmen,
Hätt' ich Dich treu beschirmt vor jedem Leid . . . .
So aber mag sich unsrer Gott erbarmen!

Noch diesen Kuß.

Noch diesen Kuß, das letzte Liebeszeichen,
Dann sei's geschieden, kühn und ohne Wanken!
Das Weinen laß den Schwachen und den Kranken,
Wir wollen nicht, die Starken, uns erweichen.

Und was heißt Trennung, wenn hinüberreichen
Durch alle Fernen müh'los die Gedanken?
Und wenn statt süßen Weins wir Nektar tranken,
So dürfen wir uns kühn den Göttern gleichen.

Leb' wohl, Geliebte! Was die Ew'gen senden,
Wir müssen's ja mit festem Mut ertragen;
Es stirbt sich gut von ihren heil'gen Händen.

Wir aber wollen leben und nicht klagen;
Kann unsre Liebe ja doch nimmer enden
Und heißt der Menschen Schicksal doch: Entsagen!



Karl Stelter

gehört mit Rittershaus, den beiden inzwischen verstorbenen Siebel und Schults u. a. zu jenen „Dichtern des Wupperthales“, die gleichsam eine zusammengehörige Korporation, eine eigene Poetenschule gebildet haben. Es ist erfreulich zu sehen, wenn ein Mann des Geschäftslebens sich nebenher eine ideale Welt, ein dichterisches Stillleben auferbaute, in welchem er ein erhöhtes geistiges und gemütliches Dasein zu seinem Rechte kommen läßt. — Geboren am 25. Dezember 1823 als Sohn eines armen Wupperthaler Webers, wurde Stelter Lehrling in einer Seidenfabrik, verließ Februar 1845 die Heimat, um sich der Bühne zu widmen, kehrte jedoch, „als er aus diesem Traum erwacht war“, dorthin zurück und lebt seitdem als Prokurist einer kaufmännischen Firma zu Elberfeld.

„Gedichte“ (1857); Kompaß auf dem Meere des Lebens“ (Weisheitsblüten 2c., 1864); „Geschichte und Sage“ (Erzählende Dichtungen, 1866); „Die Braut der Kirche“ (Lyrisch-epische Dichtung, 1866); „Gedichte“ (2 Bde., 1869).

Mein Streben.

Ob ich gestrebt nach einem Ideale,
Ob ich gewagt, was fester Wille kann,
Den Kampf bestand, der sich darum entspann —
O, davon zeugen abertausend Male.

Ich hab' mich nie begnügt an leerer Schale,
Der Kern nur war's, auf den ich rastlos sann;
Erst, wenn ich ihn gefunden habe, dann
Bin ich zufrieden, wie ich es auch zahle!

Und bis zum letzten Atemzuge soll
Mein Herz für das Erhab'ne, Edle schlagen
Und den Tribut dem Niedrigen versagen.

Denn nur was aus des Herzens Tiefe quoll,
Ist würdig eines unbegrenzten Strebens
Und wert der Mühen eines ganzen Lebens.

Resignation.

Grubst Du ein Grab, in das hinein
Sie morgen Deinen Bruder legen,
So denke: Einmal muß es sein
Und steh' nicht still auf Deinen Wegen.
Dein Tagwerk laß es nicht beirr'n:
Für einen, den wir heut begraben,
Wird eine jugendfrische Stirn
Den Preis des nächsten Tages haben.

Grab' Dir ein Grab, in das hinein
Du früh versenkst Dein Erdenhoffen,
Trau' nicht auf seinen falschen Schein,
Wenn Dich ein Unglück hat betroffen.
Vergessen heißt das große Grab
Für all Dein Glück und all Dein Lieben;
Von dem, was auch das Leben gab,
Ist Dir am Grabe nichts geblieben.

Dein ganzes Streben, all Dein Thun
Von Deiner Wiege goldnen Träumen,
Bis daß Du wirst im Grabe ruh'n,
Ist nur ein flüchtig Wogenschäumen.
Die Welle steigt — die Welle fällt,
Der Sturm erbraust, der Zephyr fächelt,
Indes am Fels Dein Schiff zerschellt
Und über ihm die Sonne lächelt.

Gute Stunden.

Zähle nicht die bangen Stunden,
Die des Lebens Nacht entsteigen;
Zähle nur, wenn sie entschwunden,
Wie viel Sterne Dir sich zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen,
Die am Abendhimmel leuchten,
Kannst den sichern Trost Du lernen,
Daß sie Wolken nie verscheuchten.

Immer, wenn die trüben wieder
In ihr Nichts zurückgesunken,
Blicken klar und mild sie nieder,
Diese goldnen Strahlenfunken.

So des Lebens gute Stunden,
Reich, unzählig wie die Sterne,
Möchten jedem sie bekunden,
Wie er schwere tragen lerne.

Das wird nicht anders auf der Welt.

Das wird nicht anders auf der Welt
Und alles wiederholt sich:
Der kommt empor und jener fällt
Und Der vom Schlag erholt sich.
Doch drüber hinweg da schreitet die Zeit,
Mit sich entführend so Freude als Leid.

In Armut und in Dunkelheit
Wird ein Talent geboren,
Dem seines Wirkens beste Zeit
Durch sie nur geht verloren,
Denn, bis es die drückende Fessel brach,
Versank seines Lebens rüstigster Tag.

Im Glück und Überfluß wird dem
Die Wiege schon bereitet
Und an des Reichtums Hand bequem
Durch's Leben er geleitet.
Nicht Sorge kennt der, in den Tag hinein
Lebt er, als müsse es immer so sein.

Das war zu allen Tagen so
Und wird auch stets so bleiben:
Bald trüb und traurig und bald froh
Wechselt der Erde Treiben,
Doch drüber hinweg da schreitet die Zeit,
Mit sich entführend so Freude als Leid.

Rose und Knospe.

O eine Rose, die erschlossen
Ein warmer Lenzessonnenstrahl,
Nachdem den Frühtau sie genossen,
Der nachts in ihren Kelch sich stahl!
Nun glüht und blüht in Purpurfarben
Die Königin in stolzer Pracht,
Nicht ahnend, daß so manche starben
Vom kalten Reif der nächsten Nacht.

Wohl ist sie herrlich, die Entfaltung,
Wenn sie so nah dem Ziel sich sieht
Und wenn in prächtiger Gestaltung
Des Glückes Sonne im Zenith.
Doch ihre Glut ist nicht von Dauer:
Verlöschend in dem weiten Meer,
Treibt oft ein nächtlich kalter Schauer
Die losen Blätter vor sich her.

Das schönste Glück liegt im Erwarten,
Da ist das Herz von Sehnsucht voll,
Weil in dem reichen Hoffnungsgarten
So manche frische Knospe schwoll.
Drum trachte nicht nach dem Erreichen,
Die Gegenwart befriedigt nicht,
Weil sie erst heimlich im Entweichen
Den Kranz um Deine Stirne flicht.

Die Knospe nur ist's, die den Morgen
Von schön'rer Zukunft Dir verheißt,
In ihrem Schoße liegt verborgen
Des ganzen Daseins Sinn und Geist.
Sie nimm als Sinnbild Deines Lebens,
Daß, wenn sie einst die Hülle sprengt,
Die starke Thatkraft Deines Strebens
Dich nicht aus Deinen Bahnen drängt.

Adolf Stöber.

Geboren am 7. Juli 1810 in Straßburg, wo er auch Theologie studierte, lebt nach Absolvierung verschiedener pädagogischer und pastoraler Stellungen im Elsaß mit dem Titel eines Oberschulrates pensioniert in Mühlhausen und hat sich allgemeine Hochachtung verdient, gleich seinem Bruder August, dessen „Gedichte“ (1842) freilich außerhalb unserer Zeit liegen, als einer der rührigsten und treuesten Bewahrer und Pfleger des deutschen Idioms in jenen französisch gewordenen Landen, so lange dieselben dem Mutterland noch nicht wiedergewonnen waren. — „Gedichte“ (1845), „Reisebilder aus der Schweiz“ (1850 und 57), „Reformatorenbilder“ (1857), letztere Bücher ebenfalls Gedichte enthaltend, u. s. w.

Das Auge der Geliebten.

Warm und sternenhell war die Frühlingsnacht,
Aus dem Fenster schauten wir die Pracht,
Lieber doch an ihren Augen sinnig
Hingen meine Blicke lang und innig.

Und in lieblicher Verwirrung drauf
Senkte sie den Blick und wies hinauf
Nach der tiefen blauen Himmelsferne:
„Sieh, wie helle funkeln heut die Sterne!“

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Laß, mein Kind, mich freuen keine Sterne
So, wie Deine frommen Augensterne“.

Nieder schlug sie holdverschämt den Blick,
Ging und brachte mir ein Blatt Musik:
„Komm und laß einmal uns singen wieder
Unsre lieben alten Maienlieder!“

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Nein, Geliebte, mehr, als alle Lieder,
Freu'n mich Deine sanften Augenlieder."

Und ein leis Erröten holder Scham
Glühend ihre Wangen überkam,
Ging und brachte dar die Abendgabe,
Eine Goldorange mir zur Labe.

Und ich nahm sie lächelnd bei der Hand,
Blickt' ihr in die Augen unverwandt:
„Dank, mein Kind, mehr, als Italiens Äpfel,
Labet mich Dein blauer Augenapfel.

Sorge nicht, hab' nimmer Langeweil',
Wenn bei Dir ich lange, lange weil':
Das sind meine liebsten Augenblicke,
Wenn ich Dir nur in die Augen blicke."

An Dichter und Leser.

Willst Du dichten — sammle Dich,
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß Dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß Du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest
Und es dann getreu und wahr,
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst Du lesen ein Gedicht —
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß vor Deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick Dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Theodor Storm.

Hans Theodor Woldsen Storm wurde am 14. Oktober 1817 in Husum geboren, studierte seit 1837 in Kiel und Berlin die Rechte, ließ sich als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, verlor aber als Deutschgesinnter 1853 sein Amt und trat nun in preußische Justizdienste, zuerst als Gerichtsassessor in Potsdam, dann als Kreisrichter in Heiligenstadt (Prov. Sachsen). Nach dem Kriege von 1864 als einer der Ersten in sein Vaterland Schleswig-Holstein zurückgekehrt, war er erst Vogt und Amtmann, später Amtsgerichtsrat in Husum, bis er 1879 in Ruhestand trat und sich neuerdings nach Hademarschen bei Hanerau zurückzog.

Litterarisch debutierte Storm in dem mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen herausgegebenen „Liederbuch dreier Freunde" (1843). Es folgten „Sommergeschichten und Lieder" (1851), „Gedichte" (1853, 6. Aufl. 1880), und eine ganze Reihe höchst anziehender Erzählungen, Novellen und Novellensammlungen, von denen genannt seien: „Immensee" (1853, 23. Aufl. 1881); „Im Sonnenschein" (3 Sommergeschichten, 1854); „Ein grünes Blatt" (2 Sommergeschichten, 1855); „Hinzelmeier" (Eine nachdenkliche Geschichte, 1856); „In der Sommermondnacht" (Novellen, 1860); „Drei Novellen" (1861); „Auf der Universität" (1863 — später „Leonore" geheißen); „Im Schloß" (1863); „Zwei Weihnachtsidyllen" (1865); „Drei Märchen" (1866); „Von Jenseits des Meeres" (1867); „In St. Jürgen" (1868); „Novellen" (1868); „Geschichten aus der Tonne" (1873); „Zerstreute Kapitel" (1873); „Novellen und Gedenkblätter" (1874); „Waldwinkel; Pole Poppenspäler" (2 Novellen, 1876); „Aquis submersus" (1877); „Karsten Curator" (1878); „Renata" (1878); „Die Söhne des Senators" (1881). Die „Gesammelten Schriften von Theod. Storm" sind in 10 Bänden erschienen. 1868—77. Außerdem zwei Anthologien: „Deutsche Liebeslieder seit J. Chr. Günther" (1859) und „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" (1870).

Theodor Storms kleine Novellen und Skizzen zeichnen sich durch seltene Feinheit der Pinselführung und minutiöse Malerei des Details aus. Etwas Ähnliches wird man in seinen Gedichten gewahr. Desgleichen offenbart sich in letzteren auch die poetische Grundstimmung, welche allen jenen kurzen Erzählungen eigen. Eine gewisse Sentimentalität macht sich in einem Maße bemerkbar, daß dieselbe nicht zur ungesunden Erscheinung macht, sondern im Gegenteil die reizvolle Anmut dieser Skizzen und Lieder für den Leser noch erhöht.

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.



Theodor Storm.

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen,
Doch legst Du's brennend Mund auf Mund
Und Deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimnis kund.

Du fliehst von mir, Du scheue Taube,
Und drückst Dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube
Und bist Dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indes Dein roter Mund mich küßt;
Behalten möchtest Du Dich gerne,
Da Du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust Du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, Du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält;
Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten
Zur Blüte nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.
Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei Du in meinem Leben
Der liebe volle Mond!

Du warst es doch.

In buntem Zug zum Walde gings hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus!
Und draußen haben wir getanzt, gelacht
Und kaum, so war mir, hatt' ich Dein gedacht. —

Nun kommt der Abend und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein:
Du warst es doch und Du nur ganz allein.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenkt ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß' an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenkt ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an!
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich fest an Deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du gibst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose gibst Du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trank mir ein,
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern;
O halte nicht Dein Herz zurück!
Zu Deinen Füßen sink' ich hin,
O fühl's, Du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn!

Wer je gelebt in Liebesarmen.

We je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde
Und noch im Tode ist sie sein.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über Deine Lippen gehen;
Doch was so sanft Dein Mund verschweigt,
Muß Deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Crucifixus.

Am Kreuz hing sein gequält' Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht!
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch, die sich seine Jünger nannten,
Die formten es in Erz und Stein
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es hinein in unsre Zeit,
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

David Friedrich Strauss.

Strauß (geb. am 27. Jan. 1808 u. gest. 1874 in Ludwigsburg, früher Dozent in Tübingen, auch Professor in Zürich und württembergischer Abgeordneter, die meiste Zeit seines Lebens aber privatisierend in seiner Heimatsstadt), Strauß der epochemachende Theolog und unerschrockene Philosoph, der berühmte Autor des „Lebens Jesu" und Biograph Schubarts, Märklins, Frischlins, Reimarus', Ulrich v. Huttens und Julians des Abtrünnigen, Strauß der Gelehrte — sagen wir — ist auch Dichter gewesen, so bescheiden er darüber selbst auch dachte. Man vergleiche hierzu das erste der von uns mitgeteilten Gedichte, welcher „Verordnung" von den Erben und Freunden des Dahingeschiedenen pietätvoll nachgekommen worden ist. 1877 erschienen in 12 Bänden die „Gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß, nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller" (dem jetzt der Berliner Universität angehörigen Philosophen). Der eine betreffende Band von diesen zwölfen, mit dem wir es hier zu thun haben, führt den besonderen Titel: „Poetisches Gedenkbuch. Gedichte aus dem Nachlaß von David Friedrich Strauß. Eingeleitet von Eduard Zeller". In der That hatte Strauß während seines ganzen Lebens kein Blatt seiner Lyrik an die Öffentlichkeit gelangen lassen und, wie er es einst ausgesprochen, so geschah es, daß man ihre Bekanntschaft erst aus seinem Nachlaß ermöglichen konnte. Eigenartig aber und bedeutend, wie der Gelehrte und der Mensch Strauß, so gibt sich, so war auch der Dichter. Die hier folgenden nicht zahlreichen Proben werden das schon ausweisen. Die hochcharakteristischen Poesien, welche dem nach langen innern Kämpfen wieder gelösten Ehebund zwischen Strauß und der einst sehr gefeierten Opernsängerin Agnese Schebest ihre Entstehung verdankten, mußten wir, als vor 1850 entstanden, hier übergehen.

Verordnung.

Diese schlichten kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals,
Sind für meine lieben Freunde,
Sind für wenige Vertraute:
Für die Menge sind sie nicht.

Nimmer drum, dieweil ich lebe,
Werden sie gedruckt sich zeigen,
Wollen sie am Ladenfenster
Unter Neuigkeiten prangen,
In gelehrt- und ungelehrten
Zeitungen bekrittelt sein.

Denn nur, was in Freud' und Schmerzen
Früh und spät das Herz bewegte,
Wußt' ich allenfalls zu reimen,
Mußt' ich oft in Verse bringen:
Ein Gedicht wußt' ich zu machen,
Aber Dichter war ich nicht.

Doch, wenn einst das Herz zu schlagen
Aufgehört, das oft verkannte,
Wollen Kinder dann und Freunde
Von den Tönen seiner Saiten
Etwas auch vor denen draußen
Klingen lassen, wehr' ichs nicht.

Richtet streng alsdann und lasset
Keinen schwachen Vers passieren,
Aber meine Menschenschwächen
Suchet ja nicht zu verstecken:
Auch im Grabe noch will euer
Alter Freund kein Heuchler sein.

An den verlor'nen Stock.

Ei Du schnöder, Du ungetreuer Diener!
Mir durchs Fenster des Wagens fortzulaufen,
Deinem gütigen Herrn, Du Undankbarer!
Hab' ich je zu geringem Sklavendienste
Dich erniedrigt, gemeine Last zu tragen,
Oder schmähliche Händel auszufechten?
Nein, am Wintermittag und Sommerabend,
Wo am schönsten der Tag, durch Wald und Felder
Gingen wir Hand in Hand vertraut spazieren;

Oftmals auch im Theater mir zur Seite
Durftest himmlische Klänge Du erlauschen;
Selbst zum Liebchen — zum Unglück hatt' ich keines —
Aber hätt' ich's gehabt, Du mußtest nimmer
Vor der Pforte, wie Leporello, frieren.
Dennoch haben mich — Götter erst und Menschen,
Endlich gar, wie das lecke Schiff die Ratten,
Du, meineidiger Stock, in Stich gelassen!
Will das einzige, was mir noch geblieben,
Will das Leben Dir nach — die Thür steht offen
Und ich werde mir (sag's ihm), es zu halten
Oder wieder zu fah'n, nicht soviel Mühe,
Als um einen verlorenen Stecken, geben.

Im Walde.

Der Frühling hat die jungen Lebensfluten
Von neuem durch die alte Welt ergossen;
Der Wald erwacht, die muntern Buben sprossen,
Kuckuck der Schalk, er hört nicht auf zu tuten,

Doch mitten unter all' den Wohlgemuten
Zeigt sich die Eiche düster und verdrossen,
Die Knospen hält sie streng noch eingeschlossen,
Hegt noch das braune Laub an dürren Ruten.

Der eigensinnige Baum mit seinen Knorren!
Je nun, er ist der deutsche Baum, so dächt' ich;
Laßt mir den deutschen Eichbaum unverworren,

Was dauern soll, kommt selten übernächtig:
Wenn längst die frühen Nachbarbäume dorren,
Steht Deutschland noch, die Eiche, grün und mächtig!

Aus dem Krankenzimmer.

(Wenige Tage vor dem Tode gedichtet.)

Wem ich dieses klage,
Weiß, ich plage nicht;
Der ich dieses sage,
Fühlt, ich zage nicht.

Heute heißt's verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt,
In die Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein!

Julius Sturm.

Geboren am 21. Juli 1816 in Köstritz, studierte von 1837—41 Theologie in Jena, war dann drei Jahre Hauslehrer im Württembergischen und Sächsischen, worauf er Erzieher des damaligen Erbprinzen, jetzigen Fürsten Heinrich XIV. zu Reuß j. L., wurde, welchen er nach Meiningen aufs Gymnasium begleitete. 1851 erhielt er die Predigerstelle in Göschwitz bei Schleiz und seit 1857 lebt er als Pastor, Professor und Kirchenrat in Köstritz.

„Gedichte" (1850); „Fromme Lieder" (1852, 8. Aufl. 1875); „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe" (Umdichtung nach der Bibel, 1854); „Neue Gedichte" (1856); „Neue fromme Lieder und Gedichte" (1858); „Für das Haus" (Liedergabe, 1861); „Hausandacht in frommen Liedern unsrer Tage" (Ausgewähltes und Eigenes, 1865); „Stilles Leben. Gezeichnet von Frauenhand" (1865); „Israelitische Lieder" (eingeführt von Franz Delitzsch, 1867); „Von der Pilgerfahrt" (Dichtung, 1868); „Lieder und Bilder" (Neue Dichtungen, 2 Bde., 1870); „1870" (Kampf- und Siegesgedichte, 1870); „Spiegel der Zeit in Fabeln" (1872); „Gott grüße Dich" (Religiöse Gedichte, 1876); „Märchen, Kinderlieder und Fabeln" (1877).

In welcher Beliebtheit J. Sturm mit seinen „frommen Liedern" beim Publikum steht, beweisen die vielen Auflagen, welche davon erschienen. Die Sammlung enthält aber auch — ebenso wie die übrigen — Gedichte von poetischem Wert und religiöser Weihe; es spiegelt sich darin wahre Frömmigkeit und sie tragen ihren Namen mit allen Ehren. Für den Gebrauch in Kirchen sind diese Lieder nicht berechnet, sondern vielmehr für die häusliche Erbauung. Übrigens ist J. Sturm auch auf dem Felde der weltlichen Lyrik, wie unsere bezügl. Proben gewiß anmutig in hohem Grade darstellen, eine durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls sehr wohlthuende Erscheinung.

Sonntag.



O Sonntag, stiller Gottesengel,
Du kommst in diese Welt voll Mängel
Ein Bote unsres lieben Herrn;
Noch herrscht im Thale tiefes Schweigen,
Da eilst Du schon vom Berg zu steigen,
Begrüßt vom frühen Morgenstern.

Und, angeglüht von seinem Strahle,
Trägst Du die volle goldne Schale
Und wanderst still von Haus zu Haus
Und bringst ihn uns, den heil'gen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beschieden
Und segnend gießest Du ihn aus.

Du rufst, Du nahst, die Schranken fallen,
Ein heil'ger Geist weht in uns allen,
Kein Bruder steht dem andern fern
Und, was die Woche hielt geschieden,
Das einigt sich in Deinem Frieden
Und dienet liebend Einem Herrn!

Über Nacht.

Über Nacht, über Nacht
Kommt still das Leid
Und bist Du erwacht —
O traurige Zeit! —
Du grüßest den dämmernden Morgen
Mit Weinen und Sorgen.

Über Nacht, über Nacht
Kommt still das Glück
Und bist Du erwacht —
O selig Geschick!
Der düstere Traum ist zerronnen
Und Freude gewonnen.

Am Fenster.

Sitzt die Mutter mit der schönen Tochter
An dem Fenster in der Abendkühle,
Geht ein junger Wandersmann vorüber,
Blickt verstohlen nach dem hohen Fenster
Und sein Auge trifft ein andres Auge
Und wie Purpur glühen seine Wangen,

Und ein Zauber hemmet seinen Schritt,
Doch zur Mutter spricht die Tochter hastig:
„Wie ist's doch so schwül noch in dem Zimmer!“
Und sie eilet nach dem nächsten Fenster,
Wo auf reich geschmücktem Blumenbrette
Eine duft'ge Rose sich erschlossen.
Und sie öffnet mit Geräusch das Fenster,
Beugt sich weit hinaus und ruft erschrocken:
„Mütterlein, ach wirst Du mir nicht zürnen,
Meine Rose, meine schöne Rose,
Die Du mir am Namenstage schenktest
Und die heut so lieblich sich erschlossen,
Hab' ich Ungeschickte abgebrochen.
Wäre sie nur nicht hinabgefallen,
Blühte sie mir lange noch im Glase.
Aber sieh! Dort hat sie schon ein Fremder
Eilig von der Straße aufgehoben
Und mit ihr den Wanderhut geschmückt“.
Und sie küßt die Hand der Mutter schmeichelnd
Und es ruht der Mutter Auge selig
Auf dem schönen Kind, und tröstend spricht sie:
„Sollt' ich wegen einer Rose zürnen?
Mag der Wanderer sich ihrer freuen,
Der vielleicht, der lieben Heimat denkend,
In der Rose, die ein wildes Mädchen
Wider Willen ihm hinabgeschleudert,
Einen Gruß sieht, den sein teures Liebchen
Nach ihm ausgesandt in ihrem Lande.
Wie? noch immer glühen Deine Wangen?
Und nun Thränen gar noch in dem Auge?
Ei, so tröste Dich doch nur, mein Kindchen!
Morgen schenk' ich Dir ein andres Röschen,
Viel noch sah ich bei dem Gärtner stehn“.
Und die Tochter birgt ihr weinend Antlitz

An der Mutter liebevollem Busen
Und die Mutter kann es nicht begreifen,
Daß ihr wildes, ausgelass'nes Mädchen
Eines abgeknickten Rösleins wegen
Gar so still und traurig ist.

Die ungehorsamen Diener.

Zum Auge sprach ich:
„Sein Bildnis trag' ich
Im Herzen immer,
Doch, willst Du zeigen
Dich treu mein eigen,
Verrat' es nimmer"!

Und zu den Wangen
Sprach ich: „Nicht prangen
Sollt ihr mit Rosen;
Mag euch so linde
Wie Frühlingswinde
Sein Hauch umkosen!"

Schon hört' ich Tritte —
„Gedenkt der Bitte!" . . .
Er kam gegangen:
Die Augen glühten
Und Rosen blühten
Auf meinen Wangen.

Der neue Tannhäuser.

Der trotz der Anonymität, welche er beim Erscheinenlassen seiner poetischen Schöpfungen in allen denselben durch die Gunst des Publikums möglich gewordenen Auflagen festgehalten hat, weit und breit seinen wahren Namen nach bekannte Dichter des „Neuen Tannhäuser", Eduard Grisebach, ist am 9. Oktober 1845 in Göttingen als Sohn des Hofrats und Professors Grisebach geboren. Er studierte ebendort und, soviel wir wissen, in Leipzig die Rechte, wurde Doktor juris und begann seine Laufbahn beim Kammergericht in Berlin. Er wandte sich nachmals der diplomatischen, resp. konsularischen Karriere zu, indem er 1872 der deutschen Gesandschaft in Rom, 1873 derselben in Konstantinopel beigegeben ward. Nachdem er Konsulatsverweser in Smyrna gewesen, wurde er de facto et titulo deutscher Konsul in Bukarest, sowie dann zu Petersburg, ist aber ganz vor kurzem ins Auswärtige Amt des deutschen Reiches nach Berlin berufen worden und scheint also seine Karriere noch in verheißungsvollem Steigen begriffen.

Der „Neue Tannhäuser", zuerst 1869 erschienen, bis jetzt in 12 Auflagen (originell genug in sogenannter „Liebhaberausgabe, für Bibliophile") vorliegend, ist eine Sammlung einzelner lyrischer Gedichte, die allerdings durch einen geistigen Faden lose untereinander verknüpft erscheinen und also nicht mit Unrecht den gemeinsamen Titel tragen. Der 1875 an die Öffentlichkeit gelangte „Tannhäuser in Rom" ist eine erzählende Dichtung selbständig für sich, doch freilich keineswegs echt epischen, sondern ebenfalls reinlyrischen Charakters in der Schilderung der einzelnen „Abenteuer" oder vielmehr in der Entwicklung des einen Abenteuers, welches das Thema bildet. Wir gedenken Grisebachs auch noch in der Einleitung.

Außerdem veröffentlichte unser Autor eine litterargeschichtliche Monographie: „Die deutsche Litteratur von 1770—1870" (1876).

Der neue Tannhäuser.

I.

Stieg am ersten Weltenmorgen
Aus dem Meer der Sonnenjüngling,
Küßte gleich mit Purpurlippen,
Küßte gleich die junge Erde,

Daß sie mädchenhaft errötend
In verschämte Nebelschleier,
Gegenliebe zu verbergen,
Ihren Busen hüllt — umsonst:

Und der ersten Liebesstunde
Sieh, entsprossen tausend Kinder,
Blumen, Vögel und Gazellen
Und zuletzt die holden Menschen.

Weiß ihr Leib wie Sonnenstrahlen,
Dunkle Sonnen sind die Augen,
Sonnig glühen auch die Herzen
In der tiefen Menschenbrust.

Und zum väterlichen Lichte
Heben sie die Hände dankbar,
Singen mit melod'schen Lippen
Jubelnd ihm das erste Lied.

Aber an des Tages Abend
Neigt das Haupt der Flammenbräut'gam.
Müd vom Buhlen, sterbensmüde
Und voll Sehnsucht nach des Meeres

Uranfänglich kühler Feuchte
Streift er ab die Purpurkleider,
Tauchet langsam, ruhig langsam,
In das dunkle Bad der Nacht.

Ach und nach des Gottes Scheiden
Werden blaß die Rosenwolken,
Blaß der Himmel und die Berge
Werden farblos, kalt und bleiern.

Ohne Farbe, ohne Leben
Stehen fahl und starr die Wälder,
Wie gestorben und die Erde
Fröstelt, die verlass'ne Witwe.

Fröstelnd auch am Meeresufer
Schmiegen eng sich aneinander,
Furchtsam eng die Sonnenkinder
Und es schattet schwarz und schwärzer.

Und ihr Auge, nachtumhüllet,
Weinet seine erste Thräne —
Ach, es suchen sich Verliebte
Und erkennen sich nicht mehr.

Blumen schließen scheu die Kelche,
Schmetterlinge ihre Flügel
Und die Vögel flattern ängstlich
Durch die Büsche, gegen Bäume.

In der liederreichen Kehle
Bleiben alle Töne stecken,
Auch die Nachtigallen singen
Nur ein stummes Klagelied.

Und durchs junge Herz der Erde,
Blumenherzen, Menschenherzen,
Zittert nur ein einz'ger Seufzer,
Seufzerwunsch nach goldnem Licht.

Und zum düstren Firmamente
Schwimmt der tiefe Seufzer aufwärts,
Sieh, und wie er angelandet
An der finstren Wölbung — plötzlich

Wird er leibhaft und lebendig,
Wunsch verkörpert zum Erwünschten
Und die ersten Strahlenblicke
Auf die Erde wirft der Mond.

Reißt entzwei die Witwenflöre,
Legt um ihre Marmorschulter
Zart ein elfenweißes Brautkleid
Und er küßt sie lang und zärtlich;

Küßt der Blumen Kelche offen,
Küßt die Käfer und sie glühen,
Küsset auch die Nachtigallen
Und sie schluchzen süßmelodisch.

Und den Jünglingen und Mädchen
Küßt er Augen, Stirn und Lippen,
Weckend den Verliebten wieder
Allerlieblichste Erkenntnis.

Und sie wandeln holdverschränket,
Reizend enge, Herz an Herzen
Und zuletzt auf Veilchenbetten
Schlafen sie den ersten Schlaf.

Und im lieben Mondenlichte
Schlummert auch die Erde — schlummern
Auch die Rosen — unaufhörlich
Singt allein die Nachtigall.

II.

Ich liege am einsamen Hünengrab,
Den Morgen zu verträumen,
Die Eiche rauscht und ich sehe Gott Thor
Die heiligen Böcke zäumen.

Sein roter Bart, der flattert im Wind,
Die Augen wie Blitze flammen
Und er schleudert den Hammer und fängt ihn im Spiel
Und rufet die Kämpfer zusammen;

In donnernden Wolken fährt er voran,
Ihm folgen auf Erden die Seinen,
Helden im zottigen Bärenfell,
Mit der Axt aus Feuersteinen,

Blauäugige Weiber, im blonden Haar
Hellblonde Bernsteinschnüre,
Sie schenken den Meth und braten zum Mahl
Die riesigen Elenntiere . . .

Vorüber braust der Geisterzug . . .
Ich seh im wachen Traume,
Ein holdres Bild von Fleisch und Blut,
Im zärtlichen Wellenschaume.

Ich seh' Dich treten ans Gestad'
Gleich Anadyomenen,
Die liebenden Wogen lösten sich auf
In tausend Perlenthränen.

Sie rinnen Dir langsam den Nacken herab,
Sie sterben an Deinen Brüsten —
An Deinen Brüsten stürb' auch ich,
Wenn meine Lippen sie küßten . . .

Wohlauf mein Fuß, den Felsenpfad
Wandle zu ihr hernieder!
Ach, eine heimliche süße Angst
Fesselt ihn immer wieder.

Das Bangen vor Deiner Schönheit ists,
Die eben dem Meere entstiegen!
Ich sehe an Deine weiße Stirn
Das feuchte Haar sich schmiegen.

Die dunklen Haare, die Dir so oft
Küssend ins Antlitz wehen,
Auch fürcht' ich mich in die dunklen,
Meertiefen Augen zu sehn.

Dein glühender Augenstern, er brennt
Wie die Sonne, die mittagheiße,
Wie Mondlicht leuchtet geisterhaft
In Deinem Aug' das Weiße . . .

Doch horch! Was klingt vom Schwanenstein
Herauf so süß, so leise?
Sie singt in den himmlischen Morgen hinein
Eine rührende Weise.

Das klingt wie ein Klang aus der Jugendzeit —
O könnte mir Dein Singen
Ins Herz zurück das Paradies
Verlor'ner Unschuld bringen!



Eduard Tempeltey.

Geboren am 13. Oktober 1832 in Berlin als Sohn des renommierten Kupferstechers und Akademikers, studierte daselbst, wurde der Nachfolger Titus Ullrichs als Bühnenreferent und überhaupt Feuilletonist der „Nationalzeitung", erhielt schon 1861 aber eine Berufung an den Hof des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, welchem er noch jetzt als Geh. Kabinetsrat und Korrespondenz-Sekretär seine Zeit und Kräfte weiht. Leider hat er darüber ganz aufgehört, poetisch zu schaffen. Eine Reihe von Jahren (von 1868 bis in die Mitte der Siebziger hinein) stand er auch als Intendant dem herzogl. Hoftheater vor.

Werke: Die zwei bei ihrem Erscheinen (1857 und 59) viel Aufsehen machenden Dramen: „Klytämnestra" und „Hie Welf, hie Weiblingen"; „Mariengarn" (Ein Liederkranz, 1860, 5. Aufl. 1866); „Theodor Storms Dichtungen" (Vortrag, gehalten in Kiel, 1867); „Friedrich Rückert" (Festrede zur Enthüllung des Rückert-Denkmals in Koburg, 1869).

Wie als Dramatiker, so hat Tempeltey auch als Lyriker den echten Dichter bewährt. Seine Herzensgeschichte „Mariengarn" entfaltet eine solche Tiefe des Gemüts, daß die einzelnen Lieder der dem Sinne nach ein Ganzes bildenden Sammlung zu den schönsten Perlen deutscher Lyrik aus neuester Zeit gehören. Sechs verschiedene Abteilungen finden sich. Die erste leiht dem Vorgefühl der Liebe, dem süßen Ahnen erwachender und erwiederter Leidenschaft Ausdruck; in der zweiten schwelgt der Dichter in der Gewißheit seines Glückes; dann beginnen sich Zweifel zu regen; die äußeren Verhältnisse der Liebenden sind Schranken, welche nicht überstiegen werden können; es kommt die Zeit harter innerer Kämpfe und zuletzt schließt alles mit schmerzlicher Entsagung ab. „Mariengarn" nannte der Dichter sein Buch, weil es die Nachklänge einer schönen sommerlichen Zeit der Gefühle enthält, ähnlich wie die silberweißen Fädchen, die, will der Herbst sich nahen, so zahlreich übers Land fliegen und steigen und fast ein letzter Gruß des scheidenden Sommers in der Natur zu sein scheinen.

Wir standen unter dem Blütenbaum.

Wir standen unter dem Blütenbaum,
Der Abend stieg hernieder,
Die Vögel sangen wie halb im Traum
Des Tages letzte Lieder.

Die Glocke hatte mit dumpfem Schlag
So eben ausgeklungen,
Mit müdem Schlag den müden Tag
Zur Ruhe eingesungen.

Dämmernd begann auf Hof und Flur
Die Nacht sich einzurichten,
Ein matter Schimmer streifte nur
Scheidend den Saum der Fichten.

Und alles sog aus Abendduft
Erfrischung vom Gewühle,
Uns aber schien zu eng die Luft,
So schwül die Abendkühle.

Uns war's, als stünden wir am Ziel
Von unsern Lebenstagen
Und hätten erst uns doch so viel,
So viel noch uns zu sagen.

Wir sprachen Worte, fremd und kalt,
Durchs abendliche Schweigen;
Da schien aus kalten Worten bald
Ein tiefer Sinn zu steigen.

Und dann ward's stille unterm Baum,
Die Nacht warf ihre Schatten;
Wir standen stumm und wußten kaum,
Was wir geredet hatten.

Und wie es Nacht war um uns her,
Ward's Tag in unsern Herzen:
Nun fanden wir Worte inhaltschwer,
Geboren aus Freuden und Schmerzen.

Nun sahen wir leuchten Weg und Steg,
Von Engeln nur belauschet,
Nun haben im heiligen Zwiegespräch
Wir Wort und Kuß getauschet.

Und wie das Wort gesprochen war,
Es einer vom andern vernommen,
Da ist der Himmel wunderbar
Still über uns gekommen.

Wir standen und wußten selber kaum,
Daß wir gefunden uns hatten;
Wir standen unter dem Blütenbaum, —
Schweigend lagen die Matten.

Zu Zweien in der Kirche.

Ein Sonntag auf dem Lande war's,
Die Glocke klang ins Weite;
Ich saß im schlichten Gotteshaus
Und sie saß mir zur Seite.

Rings sahen uns an im Dämmerlicht
Die altersgrauen Steine,
Darüber hin trieb fröhliches Spiel
Die Sonne mit blitzendem Scheine.

Als nun der Orgel erster Ton
War feierlich erklungen,
Da haben wir das fromme Lied
Aus einem Buch gesungen.

Und wo die Klänge himmelwärts
Ein Wort von Liebe trugen,
Sah ich sie an, sah sie mich an
Und unsre Herzen schlugen.

Uns war's, uns gelte jedes Wort,
Und das Gebot vom Lieben
Sei nur für uns, für uns allein
Von Gott ins Herz geschrieben.

O Gottesdienst, o Liebesglück —
Aus einer Glut zwei Flammen!
Im tiefsten Herzen sprachen wir
Still ein Gebet mitsammen.

Das war am Morgen nach dem Tag,
Wo unsre Herzen sich fanden,
Da haben wir vor Gott dem Herrn
Mit unsrer Liebe gestanden.

Albert Traeger.

Geboren am 30. Juli 1830 in Augsburg, lebte seit dem achten Jahre in Naumburg, studierte 1848—51 in Halle und Leipzig die Rechte, fungierte mehrere Jahre als Referendar, dann als Assessor in Naumburg und ist jetzt Rechtsanwalt in Nordhausen (früher in Kölleda). Bekannt ist sein parlamentarisches Wirken (als ein hervorragendes Mitglied der Fortschrittspartei). Nach und nach scheint der parlamentarische Redner den lyrischen Sänger in Traeger ganz mundtot gemacht zu haben. Und der sang — man weiß, als unverzagter „Dichter der Gartenlaube" — doch einst so gern und so melodisch, daß man in der That seine Freude daran haben konnte, ja daß an diesem Schaffen Traegers auch jetzt noch alle Parteien sich erfreuen können.

„Gedichte" (1858, 4. Auflage 1864), „Übergänge" (Novellen, 1860), „Tannenreiser" (Weihnachtsarabesken, 1863), „Die letzte Puppe" (Sololustspiel, 1864), „1870, Sechs Zeitgedichte" (1870), mehrere Anthologien („Stimmen der Liebe", „Deutsche Lieder in Volkes Mund und Herz", „Deutsche Kunst in Bild und Lied" — in einer Anzahl von Jahrgängen die letztere) ꝛc. War auch Herausgeber des „Leipziger Sonntagsblattes" und Redakteur des Feuilletons der Erfurter Zeitung.

Im Verborgnen.

Die Welt weiß Deinen Namen nicht,
Sie kennt auch nicht Dein lieb Gesicht,
Die Welt ist zu beklagen!
Es sollen drum zu jeder Frist,
Wie lieblich Du, mein Schätzchen, bist,
Ihr meine Lieder sagen.

Manch Veilchen, das im Grünen blaut,
Von keinem Auge wird geschaut;
Der Wind, er hat's gefunden
Und trägt den wonniglichen Duft
Ins Weite hin auf weicher Luft,
Bis jeder ihn empfunden.

Zur Ferne wird mit duft'ger Spur
Durch Haus und Stadt, durch Wald und Flur
Dein süßer Zauber gehen!
Ob keiner Dich gesehen auch,
Sie fühlen Deiner Schönheit Hauch
Durch meine Lieder wehen!

Ein Gruß.

Bei Dir sah ich die Rosen blühen,
Ich folgte Dir durch Wald und Au,
Wir schauten still den Tag verglühen,
Es kühlte uns des Abends Tau.

Wie weich die Luft, wie zaubrisch helle!
Dein Auge feucht, Dein Blick so mild
Und auf des Stromes flücht'ger Welle
Wiegt schaukelnd sich des Mondes Bild.

Wie hab' ich ganz und voll genossen
Des Sommers und der Liebe Lust!
Die süßen Bilder sind zerflossen,
Doch blieb die Freude in der Brust.

Da ist kein Bangen und Verzagen,
Kein Seufzen nach verlornem Glück:
Ein jeder von den schönen Tagen
Ließ Reiz und Duft in mir zurück.

Sind längst entblättert auch die Rosen,
Sie blühen stets im Herzen mir;
Die Welle rauscht, die Lüfte kosen
Und alles träumt und spricht von Dir.

Da hat der Tag nicht eine Stunde,
In der ich treu nicht Dein gedacht
Und macht der Mond die stille Runde,
Sag' ich Dir leise: Gute Nacht!

Nicht um Vergangnes laß mich klagen,
Nein, hoffend mich der Zukunft weih'n;
Du schiedest mit des Sommers Tagen —
Mir bleibt der Trost: Auch Du denkst mein!

Zwei Herzen, die sich ganz verstehen,
Ob eines von dem andern schied;
Ich weiß, ich muß Dich wiedersehen —
Bis dahin grüße Dich mein Lied!

Der Abend dämmert.

Der Abend dämmert und der Tag entflieht;
Sei mir willkommen, süß verschwieg'ne Stunde!
Du weißt es ja, wohin mein Sehnen zieht,
Vertraute Freundin warst Du unserm Bunde.

Jetzt triffst Du mich verlassen und allein,
Du birgst nicht mehr mein Glück in Deinem Schleier,
Mitleidig hüllst Du meinen Jammer ein
Und meine Thräne fließt zu Deiner Feier.

Titus Ullrich.

Geboren am 22. August 1813 zu Habelschwert in der Grafschaft Glatz, studierte in Breslau und Berlin Philosophie, Altertumswissenschaften, Litteratur- und Kunstgeschichte, gab 1845 und 1848 zwei lyrisch-epische Dichtungen: „Das hohe Lied" und „Viktor" heraus, die damals großes und berechtigtes Aufsehen gemacht haben, war zwölf Jahre Redakteur des Feuilletons der „National-zeitung" und, wie allseits zugestanden ward, der beste nnd geistreichste Bühnen- und Kunstkritiker der preußischen Hauptstadt, bis er 1860 die Stelle eines ersten geheimen Sekretärs in der Hoftheater-Intendantur zu Berlin annahm. Kaiser Wilhelm verlieh dem um das betr. Kunstinstitut hochverdienten Beamten vor einigen Jahren den Titel Geheimer Intendanturrat. Seine kleineren Gedichte hat T. Ullrich leider nie gesammelt, sie existieren nur in Zeitschriften 2c. verstreut. Leider, — denn auch schon in den wenigen, welche wir mitteilen, wird der Leser jene geistige Vornehmheit und innerliche Noblesse, jenes ungewöhnliche je ne sais quoi wahrnehmen, was T. Ullrichs litterarische Arbeiten ebenso, wie seine poetischen Schöpfungen, an sich trugen. Man steht, so fühlt man, vor einer außerordentlichen Begabung.

Zwei Ständchen.

I. Zur Nacht.

Die Erde hing wie am flammenden Munde,
Da rot die Glut erlosch am Himmelszelt:
Zum stillen Garten wird die weite Welt
In dieser heiligen, heiligen Stunde!

Die Lenznacht sinkt zum blühenden Grunde
Und legt mir ihre volle, warme Brust
Ans Herze lind — und träufelt Balsamluft
Auch in der Rose brennende Wunde.

Die ernsten Bäume all' in der Runde,
Sie haben schwarz verhüllt ihr Angesicht
Und daß die Blumen uns verraten nicht,
Wir brechen keine zum Liebesbunde!

Vernimmst Du des Lenzes wonnigste Kunde?
Die Nachtigall tönt lautre Seligkeit!
O säume nicht in dieser goldnen Zeit:
Komm bald! Jetzt, jetzt ist die rechte Stunde!

II. Zur Frühe.

Du schlummerst noch immer!
Und schon in Dein Zimmer
Durch wehende Ranken
Kommt goldener Schimmer
Und gaukelt auf Deiner weißen Brust —
Ein flatternder Falter
In neckischer Lust.

O selig! Es tauchet um diese Stund'
Die Frühe in nackter Schönheit wieder
Ins Bad der Maiendüfte nieder!
Wie aus perlenfunkelndem Meeresgrund
Lockt es aus Thalen und Tiefen rund
Und Märchenschlösser
Sind alle Höh'n —
Kaum kannst Du träumen
So schön, so schön!

Wach' auf! Laß ziehn uns über die Matten,
Eh' herauf die dämmernde Wolke weht,
Eh' wieder ein alter, böser Schatten
Trüb' über meine Seele geht!

Die Fensterscheibe.

Die Fenster klär' ich zum Feiertag,
Daß sich die Sonne drin spiegeln mag
Und klär' und denke gar mancherlei:
Da geht er stolz vorbei!

So sehr muß ich da erschrocken sein,
Daß ich gleich in die Scheiben brach hinein
Und gleich kam auch das Blut gerannt
Rot über meine Hand.

Und mag sie auch bluten, meine Hand
Und mag mich auch schmerzen der böse Brand —
Hast einen Blick doch heraufgeschickt,
Als laut das Glas geknickt.

Und in die Augen Dir hab' ich gesehn,
Ach Gott, wie lang' ist's nicht geschehn!
Hast mich ja nicht einmal angeblickt,
Als leis' mein Herz geknickt!

Liebesstationen.

Am kühlen Brunnen, —
Wie springt und blinkt der Wasserstrahl!
Da sah ich ihn zum ersten Mal,
Er trank erschöpft vom Wanderzuge
Aus meinem Kruge.

Unter der Linde, —
Just singt ein Vöglein drauf, so recht,
So lustig, daß ich weinen möcht' —
Da haben wir wie oft gesessen
Und viel vergessen!

Auf stillem Wege, —
Er führt hinaus ins grüne Feld
Und ach, hinaus in alle Welt —
Da gingen wir so manche Stunden
Wie längst verbunden!

Und bis zur Brücke, —
Da gab ich das Geleit ihm noch,
Geschieden sein ja mußt' es doch:
Die Brücke trieb im Strome nieder —
Wann kommt er wieder?

Friedrich Theodor Vischer.

Der alte „Vau-Vischer“ — wie man ihn scherzweise zum Unterschiede von dem jüngeren Kuno Fischer in Heidelberg genannt hat — der berühmte Ästhetiker, autoritative Faust-Kritiker und streitbare Kämpe gegen die Ausschreitungen der heutigen Mode, wurde am 30. Juli 1807 in Ludwigsburg geboren, ging von der Theologie (als deren Jünger er es zum Repetenten in Tübingen gebracht) 1836 zur Philosophie über, erhielt 1844 an genannter Universität eine ordentliche Professur, saß 1848 im Frankfurter Parlament, ging 1855 nach Zürich als Professor am Polytechnikum und kehrte 1866 nach Württemberg zurück, seitdem in Stuttgart während des Sommers am dortigen Polytechnikum und in Tübingen während des Winters an der Universität lebend.

Wir sehen hier ab von seinen philosophischen Werken. Doch hat der gefeierte und gefürchtete Verfasser der „Kritischen Gänge“ auch Poetisches geschaffen. Wir nennen das merkwürdige Buch: „Faust. Der Tragödie 3. Teil treu im Geiste des 2. Teils des Goetheschen Faust, gedichtet von Deutobald Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinsky“ (1862); ferner die anonym erschienenen „Epigramme aus Baden-Baden“ (1867); das gleichfalls sehr merkwürdige Buch: „Der deutsche Krieg von 1870—71. Ein Heldengedicht von Philipp Schartenmeyer, herausg. von einem Freunde des Verewigten“; der bedeutende und beziehungsreiche Roman: „Auch Einer“ (1879, aus welchem die erste unsrer Proben genommen ist) und endlich die Gedichtsammlung: „Lyrische Gänge“ (1882). Wir können aus derselben nur einige wenige Nummern mitteilen, aber sie genügen, um das Eminent- und Hochoriginelle in der Erscheinung Vischers, speziell auch als Lyrikers, glänzend darzuthun.

Die Nagelschmiedin.

Was klopfet, was schmiedet das reizende Weib?
Zum Ambos gebeuget den schlanken Leib,
Einen zierlichen Hammer sie schwinget;
Dunkle und helle,
Süße und grelle
Lieder zum Takt sie singet.

Das Feuer, es sprühet in blutrotem Schein,
Mitunter wohl spritzet sie Wasser hinein,
Doch schnelle zum Blasebalg wieder
Hebt sie das linke
Füßchen und flinke
Tritt sie ihn auf und nieder.

Wie strahlet, wie blitzet ihr Auge dazu —
Es stähl' einem Engel im Himmel die Ruh!
Auf der lächelnden Lippen Grunde
Glänzen und gleißen
Schneehell die weißen
Zähnchen ihr aus dem Munde.

Es rollen die Locken ihr übers Gesicht,
Wie blinket und züngelt ihr goldenes Licht!
Das sind ja die funkelnden Schlangen,
Die mit dem Ringen,
Die mit den Schlingen
Zauberisch mich gefangen.

Was beugt sich, was lächelt, was strahlet und blitzt,
Was klopfet, was hämmert, was glühet und spitzt
Die Geheimnisvolle, die Arge?
Große und kleine,
Grobe und feine
Nägel zu meinem Sarge.

Auf der Eisenbahn.

Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur, Rad, und sause!
Es geht nach Hause, nach Hause!

Vorüber, ihr ragenden Stangen!
Verschwindet, ihr Meilen, ihr langen!
Wer ahnt mein Verlangen und Bangen!

Auf den Bänken, wie sie sich dehnen,
Wie sie schwatzen und gaffen und gähnen —
Es ist nichts, wonach sie sich sehnen.

Dort raset der Sturm durch die Tannen —
Zum Dampfe noch möcht' ich ihn spannen,
Daß er rascher mich reiße von dannen!

Hinweg aus dem plappernden Schwarme!
O, hin an die Brust, an die warme,
In die offnen, die liebenden Arme!

Zu spät.

Sie haben Dich fortgetragen,
Ich kann es Dir nicht mehr sagen,
Wie oft ich bei Tag und Nacht
Dein gedacht —
Dein und was ich Dir angethan
Auf dunkler Lebensbahn.
Ich habe gezaudert, gesäumet,
Hab' immer von Frist geträumet:
Über den Hügel der Wind nun weht —
Es ist zu spät.

Ein Augenblick.

Um die alte Stadt auf der Promenade,
Dem bequemen, beliebten Pfade,
Den die Platanen beschatten und zieren,
Ging ich am Sommerabend spazieren.

Ein Sonntag wars und ein Sonnentag;
Es wandelten Leute von allerhand Schlag,
Festlich geputzt und all' dem Volke
Stand auf dem Gesicht keine einzige Wolke.

Da kam mir im goldenen Abendschein
Entgegen ein Kinderwägelein,
Ein nettgeflochtenes, auf leichten Rädchen;
Es zog ein sauberes Ulmermädchen.
Mein Blick fiel just ins Gefährt hinein:
Da lag ein Knabe gebettet fein,
Kaum jährig etwa, sein Angesicht
Umwob ein Schimmer von Rosenlicht,
Als ruht' er in einem Rosenhag,
Denn in den Schatten, worin er lag,
Fiel erhellend ein Widerschein
Vom farbigen Obdach im Wägelein.
Auch kam von außen der Glanz ergossen,
Denn ganz mit Licht war die Luft durchschossen;
Ja, vom Kind auch schien es mir auszugehen,
Denn ein schöneres hab' ich nie gesehen —
Man glaubte, Herz und Augen zu haben
An einem von Raphaels Engelknaben;
Es schwamm wie ein Bild im erleuchteten Raum,
Wie ein Feenkind, wie ein seltener Traum.

Stillbeglückt sah es vor sich hinaus,
In seinem fahrenden, kleinen Haus,
In seiner Welt ein kleiner König,
Lächelte auch dazu ein wenig,
Als schwebten ihm an der Zukunft Thor
Schon die allerhand lustigen Streiche vor,
Die man verübt in den Tagen der Jugend,
Welche, man weiß ja, nicht hat viel Tugend —

Er schaute so hell aus den dunklen Augen,
Als möcht' er nicht immer gar zu viel taugen.

Ich sah ihn an, ich blinzte und nickte
Schmunzelnd. Der reizende Knabe blickte
Mich an und blinzte, schmunzelte, nickte: —
Gelt Du, es ist eben gar was Gutes
Ums Existieren, schmecken thut es?
Und ein bissel Spitzbüberei
Ist eben immer auch dabei?

Er hat es mir richtig im Auge gelesen,
Der Schelm, das kleine, kaum ahnende Wesen,
Er hat es verstanden und hat es bejaht,
Der liebliche Lebenskandidat.

Ich hätt' ihn mögen vor lauter Entzücken
Aus den Polstern heben, verküssen, verdrücken —
Doch ich sagte mir: Laß es lieber gehen,
Es soll so bleiben, wie es geschehen,
Es soll bleiben ein Augenblick!

Fürbaß ging ich, sah nicht zurück.
Ein alter Bekannter begegnete mir,
Er stellte mich, fragte: Was ists mit Dir?
Es strahlt ja ordentlich Dein Gesicht,
So heiter sah ich Dich lange nicht;
Wart', ich merk's schon, Du kommst vom Wein!
Ein guter muß es gewesen sein!
Ja, sagt' ich, er war nicht eben schlecht,
Noch Most, aber Ausstich, feurig und echt.

Adolf Wilbrandt.

Geboren am 24. August 1837 in Rostock als Sohn des Professors Christian Wilbrandt, studierte in Berlin und München erst das Jus, dann Geschichte und Philosophie, promovierte 1859, ward 1861 Mitredakteur der „Süddeutschen Zeitung", lebte dann vorübergehend in Berlin und Frankfurt a. M., reiste nach Frankreich und Italien, kehrte 1865 nach München zurück und siedelte 1871 nach Wien über, wo er in unserem Jahre 1882 als Franz v. Dingelstedts Nachfolger Direktor des Hofburgtheaters geworden ist.

Werke: „Heinrich von Kleist" (1863 — eine Monographie, die in der „H. v. Kleist-Litteratur" stets eine Stelle behaupten wird); „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus" (Studie, 1870); der Roman: „Geister und Menschen" (1864); drei Novellensammlungen (1869, 1870, 75); „Fridolins heimliche Liebe". Nach Erinnerungen und Mitteilungen erzählt" (1875). Seine eigentliche nnd wohl lange bleibende Bedeutung hat Wilbrandt jedoch als Dramatiker — wir erinnern an seine Dramen: „Der Graf von Hammerstein", „Gracchus der Volkstribun", „Arria und Messalina", „Nero", „Chriemhild", sowie an die Lust- resp. Schauspiele: „Unerreichbar", „Jugendliebe", „Die Vermählten", „Die Maler", „Der Kampf ums Dasein", „Die Tochter des Herrn Fabricius" u. s. w. Sie sind meistens fast überall in Deutschland gegeben und gern gesehen, sowie von Kennern in ihrem Wert geschätzt, wenn auch nicht zu überschätzen.

Endlich sind Wilbrandts „Gedichte" (1874) zu erwähnen. Beide von uns hier mitgeteilte sind in ihrem Ursprung das poetische Besitztum der Gattin des Dichters, der früheren Hofburgschauspielerin Auguste Baudius aus Leipzig, die überhaupt, auch was ihres Gemahls dramatisches Schaffen anlangt, vielfach sich rühmen kann, dessen „Muse" gewesen zu sein. Wir erachten besonders das zweite hier reproduzierte Gedicht als ein ebenbürtiges Seitenstück der „Zueignung" H. Hopfens (s. d.) an seine (verstorbene) Gattin.

Die Enthüllung.

Da war es, Herz, als wir im Dunkeln saßen
— Da lang die Brust schon ihr Geheimnis trug —
Und bei des Busens Klopfen wir vergaßen,
Wie laut der Regen an die Fenster schlug:
Du saßest stumm, verstohlen bebtest Du,
Indes der Donner aus der Ferne sprach;
Ich aber zog die zagen Lippen zu,
Auf denen zögernd mein Geheimnis lag.

Da fuhr der Blitz ob unser'm Haupt hernieder —
Es flog zu mir der Augen scheuer Strahl,
In meiner Hand die Deine fühlt' ich wieder
Und Lipp' an Lippe lag zum ersten Mal . . .
Dein Groll zerschmolz in dieser Himmelsglut,
In Thränen küssend hast Du mir gelacht
Und was Dir dunkel in der Brust geruht,
Fuhr wie ein Blitzstrahl flammend durch die Nacht!

Was uns blieb.

Als — St. Johanni war's — des Priesters Hand
Am Tag der Myrten, Liebste, uns verband,
O Stern der Liebe, mir zu Häupten Du —
So dacht' ich — schließ' Dein goldnes Aug' nicht zu,
Wenn um uns her des Lebens Wolke steigt,
Die Sorge raunt, das Lied der Jugend schweigt,
Wenn Tag um Tag am grauen Faden spinnt,
Im scharfen Licht des Morgens Traum zerrinnt!
O holdes Leben, bleib' wie ein Gedicht,
O Stern der Liebe, Du versink' uns nicht! . . .
Nun, da des Todes eisige Priesterhand
Uns am Altar der Schmerzen neu verband,
Der Klagewind vom jungen Grabe weht,
Ein Marmorstein ob unsren Freuden steht,
Das Glück. das unser Doppelherz genoß,
Im letzten Seufzer wie ein Traum zerfloß:
Du starrst, Du weinst! — doch so vom Gram geschmückt
Dich sehen, ach, ich fühl' mich noch beglückt!

Dein Lächeln liebt' ich, lieb' nunmehr den Gram,
Der mir will geben, was der Tod uns nahm —
Dich gibt er ganz mir, gibt mich ganz Dir hin:
Soll ich nicht sagen, daß ich glücklich bin?
Im tiefsten Weh ertönt's mir wie Gedicht:
Strahlt hoch herab der Stern der Liebe nicht?

Julius Wolff.

Geboren am 16. September 1834 in Quedlinburg, studierte in Berlin Philosophie und Kameralia, übernahm sodann die Leitung eines gewerblichen Etablissements, gründete 1869, zur Litteratur und Journalistik sich bekehrend, die „Harz-Zeitung", mußte aber 1870 ins Feld und machte den französisch-deutschen Krieg von Anfang bis Ende mit. Vor Toul wurde er dekoriert. Später hat er sich in Berlin seßhaft gemacht und hier auch vorübergehend die „Illustrierte Frauenzeitung" redigiert.

„Aus dem Felde" (Gedichte, 1871); „Goldene Worte aus Shakespear's dramatischen Werken" (1872); „Till Eulenspiegel redivivus" (Ein Schelmenlied, 1875 — bisher 11 Auflagen); „Der Rattenfänger von Hameln" (Eine Aventiure, 1876 — bisher 16 Aufl.): „Der wilde Jäger" (Eine Waidmannsmär, 1878 — bisher 12 Aufl.); „Tannhäuser" (Ein Minnesang, 1880 — bisher 6 Aufl.); „Singuf" (Rattenfängerlieder, 1881 — bisher 2 Aufl.). Außerdem ein Schauspiel: „Kambyses" und zwei Lustspiele: „Die Junggesellensteuer" und „Der Fiscus".

In seinen Anfängen und der speziellen Richtung aufs Episch-Lyrische wohl von Scheffel beeinflußt, ist J. Wolff in seiner weiteren Entwicklung doch ein durchaus selbstständiger und individuell ausgeprägter poetischer Typus geworden. Er ist wohl der bedeutendste und jedenfalls der erfolgreichste unter unserem lyrischen Nachwuchs aus dem letzten Jahrzehnt. Man denke hier daran, wie er mit seinen eigenartigen und glänzenden Neubearbeitungen der alten Sagenstoffe auch schon auf die verwandten Künste, Theater, Musik und besonders auch die bildende Kunst, eingewirkt hat. Wer hat ihn nicht schon alles in Musik gesetzt oder auch illustriert? Und welche rasche Reihenfolge der Auflagen weisen seine Schöpfungen auf! An Scheffel erinnert auch, daß gerade die eingestreuten lyrischen Sachen in Wolffs epischen Schöpfungen durchgängig die schönsten und duftigsten Blumen im Kranze derselben sind, was die Leser wohl auch unseren Proben mit Freude entnehmen können. Als auf ein überhaupt lyrisches Opus, eine Sammlung einzelner Gedichte in Sinn und Geist des „Rattenfängers" möchten wir hier auf das Buch: „Singuf" noch besonders hinweisen. Es ist eine wahre Fundgrube lyrischer Originalitäten und Kleinodien. — Über Wolffs Stellung im allgemeinen Bilde unsrer Epoche vgl. die Einleitung.



Aus dem „Eulenspiegel redivivus".



Wie alt ich bin — ich sag' es euch nicht,
Es steht mir auch im Angesicht
Der Taufschein nicht geschrieben;
Zum Weisen bin ich noch zu jung,
Zum Thoren hab' ich lang genung
Mich durch die Welt getrieben.

Ich küßte manchen roten Mund,
Ich saß an manches Tisches Rund

Und manchem Roß im Bügel;
Doch hab' ich auch grob Holz gehackt
Und manche harte Nuß geknackt,
Geweint auf manchem Hügel.

Doch läßt sie nimmer noch mich los,
Hält immer noch mich auf dem Schoß,
Die blondgelockte Jugend;
Ob ich in Falten zieh' die Stirn,
Kommst doch mir nicht in Herz und Hirn,
Gebenedeite Tugend!

Muß immer noch den schönen Frau'n
In die Verräteraugen schau'n —
Ihr mögt mich drum beneiden;
Mach' gar zu gern die Lippen naß,
Kann immer noch kein volles Glas
Und auch kein leeres leiden.

Bei Blumenduft und Vogelsang
Wird mir nicht Zeit und Weile lang
Im tiefen Waldesschweigen;
Zum Singen und zum Wandern drängt
Mein Sehnen, und der Himmel hängt
Mir immer noch voll Geigen.

Ich sag' euch nicht, wie alt ich bin
Und wie jung, wie jung noch Herz und Sinn —
So soll's auch bleiben künftig;
Die fröhliche Kraft, der wagende Mut
Und ach, das liebe, sündige Blut
Wird auch wohl nie vernünftig.

Liebfrauenmilch, Liebfrauenmund,
Kommt her, ich bin der dritte im Bund,
Den sollt ihr nicht verschmähen,
Und trink' ich die eine bis auf den Grund
Und küss' ich den andern noch so wund,
Kein Hahn hat danach zu krähen!

Aus „Singuf. Rattenfängerlieder".

I.

(Stelldichein)

Die Lippe rege nicht, noch Augenbraunen,
Ganz ruhig bleib' und schau voll Gleichmut drein,
Daß niemand merkt mein Flüstern und mein Raunen,
Denn was Du hörest, ist für Dich allein.

Ich liebe Dich und will nicht von Dir lassen,
Ich bin Dein Schatten, der sich an Dich hängt;
Mit allen Fibern will ich Dich umfassen,
Daß meine Seele sich in Deine drängt.

Du bist so schön, Dein weißer Nacken glänzet —
Erschrick nicht, wenn ihn jetzt mein Mund berührt!
Von Deiner weichen Locken Flut umkränzet,
Glühn' Dir die Wangen und die Sehnsucht schürt.

Der Mond ist dunkel jetzt; komm' in den Garten,
Komm' in der Laube dämmriges Gemach,
Ich geh' voraus, laß mich nicht lange warten . . .
Dein Busen wogt — ich weiß, Du folgst mir nach . . .

II.

(Zwischen zwei Blonden.)

Einen Tag, eh' Pfingsten kam ins Land,
Da hatt' ich ein Plätzchen zum Trinken,
Die Hellblonde saß mir zur rechten Hand,
Die Dunkelblonde zur linken.

Es waren zwei rosige Mägdelein,
Gar aufgeräumt zum Scherzen
Und beide zusammen und jedes allein,
Auch höchst gefährlich dem Herzen.

Kaum war der Humpen vor mir leer,
Da hob wie auf ein Zeichen
Die Dunkelblonde das Kännlein schwer,
Die Hellblonde that desgleichen.

Und also füllten zu gleicher Zeit
Mir beide lächelnd den Becher,
Und mitten dazwischen in Fröhlichkeit
Saß der beneidete Zecher.

Ich blickte links und blickte rechts
Und thät den Humpen schwenken:
Heil euch, ihr Lieblichsten eures Geschlechts,
Ihr blondgelockten Schenken!

Dann setzt' ich an, und köstlich war
Die Füllung mir gemischet,
Das Halb und Halb hat wunderbar
Die Seele mir erfrischet.

Was habt ihr zwei im trauten Bund
Mir da hineingegossen,
Daß mir mein durstiger Spielmannsmund
In Liedern übergeflossen?

Sinds eure Augen, ists der Wein,
Oder was sonst gewesen?
Ach, es trinkt sich so zwischen zwei'n
Ausbündig und auserlesen.

Wenn wir mal wieder beisammen sind,
Wollen wir wieder so trinken —
Dann sitze zur rechten, dunkelblond Kind,
Hellblonde, Du zur Linken!

Aus „Tannhäuser".

I.

Gegrüßet sei mir auf allen Wegen,
Gebenedeiet mit jeglichem Segen,
Heißroter Frauenmund!

Der Du ein Sieger ob allen Waffen,
Der Du zum Siegel geprägt und geschaffen
Minnigem Herzensbund,

Bist auch zum Lächeln und Plaudern geboren,
Hast aber doch die Tage verloren,
Die ohne Kuß vergeh'n.

Komm, Dich auf meine Lippen zu neigen —
Werden, gezwungen zum lieblichsten Schweigen,
So uns am besten verstehn.

II.

Ich möchte schweben über Thal und Hügel,
Mit meiner Liebe Leid allein zu sein.

Und nähmest Du der Morgenröte Flügel,
Ich holte Dich mit meiner Sehnsucht ein.

Die Winde sausen und die Wipfel rauschen
Und von den Zweigen klingt das alte Lied,

Dem alle Herzen auf der Erde lauschen,
Daß nie vom Leide sich die Liebe schied.

Ich möchte auf das Meer hinaus mich wagen,
Wo niemals tönet eines Menschen Wort.

Und würdest noch so weit Du auch verschlagen,
Die Hoffnung fände Dich im fernsten Port.

Der Himmel blauet und die Sterne blinken,
Nur leise wogt es auf der stillen Flut;

O meiner Wünsche Ziel, dahin zu sinken,
Wo's sich in süßen Träumen selig ruht!

So will ich nun das bange Schweigen brechen
Und meine Lust und Liebe Dir gestehn,

Und wie im Frühling alle Knospen brechen,
Soll Dir und mir ein Wunder nun geschehn.

In Blumen steht der Wald, die Vöglein singen,
Es glänzt und schäumt des Baches Silberlauf,

Und wenn wir nun mit Armen uns umschlingen,
Jauchzt um uns her die Welt in Freuden auf.

Zwei goldne Becher sind mir Deine Augen,
Darinnen funkelt aller Liebe Lust;

Was soll der Tag mir, was die Nacht noch taugen,
Als nur zu atmen noch an Deiner Brust! . . .



Ernst Ziel.

Geboren am 5. Mai 1841 in Rostock, studierte Ernst Ziel dort, sowie in Bonn, Leipzig und Berlin Geschichte und Litteratur, promovierte 1869 in seiner Heimat und trat 1872, berufen von Ernst Keil, in das Redaktionspersonal der „Gartenlaube" in Leipzig ein, deren verantwortlicher Leiter er nach des Genannten Tod und auf dessen letztwillige Verfügung geworden ist.

„Gedichte" (1867). — Die zweite von uns mitgeteilte Probe wird man in den persönlichen Beziehungen verstehen, wenn wir bemerken, daß E. Ziel auf einer Reise durch Dänemark, Schweden und Finnland 1871 sich mit der Tochter des russ. Staatsrates v. Mickwitz in Helsingfors, seiner Gattin, verlobt hatte.



An die Mutter.

Ich ließ in mir des Lebens Klänge
Volltönend wiederhallen;
Ich durft' der Freundschaft Schattengänge,
Der Liebe Wege wallen:
Und doch, wie reich ich auch gesegnet,
Nichts köstlicher's ist mir begegnet,
Als Deine treue Seele.

Bedenke ich, wie Deine Güte
Mich immerdar geheget,
Dann fühlt' so sanft sich mein Gemüte
Von süßer Lust beweget,
Dann fühl' ich: Niemand kann im Leben
Mir je so reiche Liebe geben,
Als Deine treue Seele.

Und sollt' mir jede Glückesgabe
Wie Laub im Wind verwehen
Und sollt' ich einst am dürren Stabe
Der Trübsal Pfade gehen —
So bin ich dennoch hoch begnadet,
Erhielt mein Gott mir unbeschadet
Dich, treue, treue Seele!

Es rauschte im Schilf —

Es rauschte im Schilf wie von weichen Schwingen,
Der Wasservogel umkreiste sein Nest,
Wir hörten am Strande die Fischer singen —
Das war auf dem Wettern im Mittsommerfest.

Seerosen nickten und wiegten sich leise
Auf spiegelebener, flüssiger Bahn,
Die Möve zog über uns luftige Kreise —
Wir saßen, drei glückliche Menschen, im Kahn.

Ich lehnte am Bug und ich sah mit Entzücken,
Das Ruder, o Holde, Dich führen gewandt;
Am Steuer die Schwester — um Rosen zu pflücken,
Wie tauchte sie leicht in die Wellen die Hand!

Und wie sie sich neigte, da frugst Du verstohlen:
„O sage, ist Liebe ein flüchtiger Traum,
Wie im Schilfe der Lenznacht Atemholen,
Wie auf schwankendem See ein vergänglicher Schaum?

Du wandtest Dich heimlich zu mir herüber
Und seufztest — da hab' ich an's Herz Dich gepreßt;
Ich küßte Dich stürmisch, die Seele schwoll über —
Das war auf dem Wettern im Mittsommerfest.

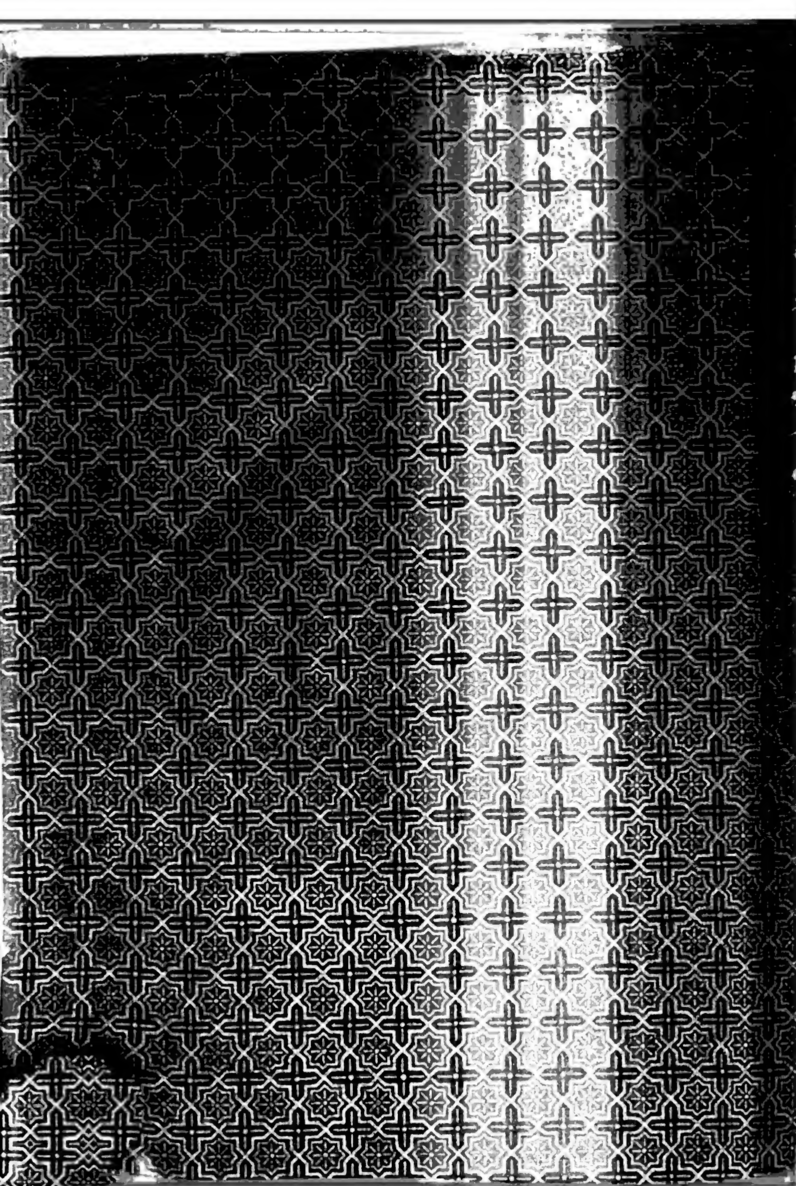
O Tage am Wettern, o Tage der Wonne,
Ihr schwandet nun längst, wie ein Traumbild vergeht —
Es sterben die Freuden unter der Sonne,
Wie Schwingenrauschen im Schilfe verweht.

Nachträgliches.

Es war voraus zu sehen, daß während der Monate, welche auf die Herstellung dieser neuen Bearbeitung unsrer Anthologie in Manuskript und Druck verwandt wurden, noch verschiedene Werke von darin aufgeführten Autoren, inzwischen erst vollendet, an die Öffentlichkeit traten. Diese unseren biographisch-bibliographischen Notizen über die einzelnen Verfasser ordnungsmäßig einzufügen, muß freilich einer späteren Auflage unsrer Sammlung vorbehalten bleiben. Hier seien nur die neuen Erscheinungen im Gebiet der Lyrik und Epik erwähnt: von Baumbach „Von der Landstraße" (Lieder); von Bodenstedt „Aus Morgen- und Abendland" (Neue Gedichte und Sprüche) und „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm"; von Hamerling „Amor und Psyche" (Die antike Mythe mit Bildern von Paul Thumann); von Hertz „Bruder Rausch. Ein Klostermärchen"; von Kinkel „Tanagra" (Erzählung aus Griechenland in Versen — in den Westermannschen „Monatsheften"); von Ernst Scherenberg „Neue Gedichte"; von Prinz Emil v. Schönaich-Carolath „Dichtungen" (Episches und Lyrisches). Bei Cotta erscheint eine Gesamtausgabe der poetischen Werke des Grafen Schack in 6 Bänden. Paul Heyse figuriert als Herausgeber des „Münchner Dichterbuchs", welches 1882 als neue Folge des ersten aus dem Jahre 1862 erschienen ist. Angekündigt ist eine erste Sammlung der Gedichte von Hans Hopfen.

Einer der von uns aufgeführten Poeten ist vor der Ausgabe unseres Buches gestorben: Karl Egon Ebert schied am 24. Oktober in seiner Heimatsstadt Prag aus dem Leben.

Leipzig, Frankenstein und Wagner.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06671 7920



